

Pönisch, Kerstin

**Die Ankunft, Aufnahme und Ansiedlung der Flüchtlinge und Vertriebenen
aus den ehemaligen Ostgebieten Deutschlands im Zusammenhang
mit dem Zweiten Weltkrieg in den sächsischen Zielorten.
Wie bewerten heute Betroffene und Einheimische
den Prozess der Integration?**

eingereicht als

DIPLOMARBEIT

an der

HOCHSCHULE MITTWEIDA-ROSSWEIN (FH)
UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES

FACHBEREICH SOZIALE ARBEIT

Roßwein • 2009

Erstprüfer Herr Prof. Dr. phil. Matthias Pfüller
Zweitprüferin Frau Dipl. Ing. (FH), Dipl. SA/SP (FH) Kornelia Beer

vorgelegte Arbeit wurde verteidigt am
25. August 2009

Pönisch, Kerstin

Die Ankunft, Aufnahme und Ansiedlung der Flüchtlinge und Vertriebenen aus den ehemaligen Ostgebieten Deutschlands im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg in den sächsischen Zielorten.

Wie bewerten heute Betroffene und Einheimische den Prozess der Integration?

159 Seiten.

Roßwein, Hochschule Mittweida-Roßwein (FH), Fachbereich Soziale Arbeit, Diplomarbeit, 2009

Referat:

Die Diplomarbeit befasst sich mit der Integration der deutschen Vertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten in Sachsen.

Der erste Teil der Arbeit – als Literaturrecherche – beschäftigt sich mit dem historischen Hintergrund der Vertreibung, der Aufnahme und der Ansiedlung in Sachsen sowie den Integrationsmaßnahmen.

Im zweiten, empirischen Teil werden biographische Erzählungen von je zwei Einheimischen und zwei Vertriebenen einer Gemeinde in Mittelsachsen analysiert, unter der Fragestellung wie die Einzelnen den Prozess der Intergration erlebten und bewerten.

INHALTSVERZEICHNIS

	Abkürzungen	3
0	Einleitung	4
1	Historischer Hintergrund	7
1.1	Flucht und Vertreibung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert an Beispielen	7
1.2	Ursachen zur Vertreibung der Deutschen aus den ehemaligen Ostgebieten	8
1.2.1	Beziehung zwischen Deutschland und Polen nach Ende des Ersten Weltkrieges bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges	9
1.2.2	Hitler-Stalin-Pakt	10
1.2.3	Die deutsche Besatzungspolitik in Polen	11
1.2.4	Die Pläne und Beschlüsse zum Grenzverlauf zwischen Polen und Nachkriegsdeutschland	13
1.3	Flucht und Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten	14
1.3.1	Die Flucht der Deutschen vor der Roten Armee ab 1944	14
1.3.3	Das Verhältnis der sowjetischen Soldaten zur deutschen Zivilbevölkerung	17
1.3.4	Wilde Vertreibung ab 20. Juni 1945	17
1.3.5	Die Aussiedlung der Deutschen nach den Beschlüssen der Potsdamer Konferenz	19
2	Ankunft und Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen in Sachsen	21
2.1	Ankunft und Aufnahme der Flüchtlinge im nationalsozialistischen Sachsen	21
2.2	Vertriebenenpolitik in Sachsen vom 8. Mai 1945 bis Oktober 1945	23
2.3	Vertriebenenpolitik in Sachsen ab Oktober 1945	26
2.4	Aufnahme und Unterbringung der Flüchtlinge und Vertriebenen in Lagern	29
3	Integrationsmaßnahmen für Vertriebene in Sachsen	31
3.1	Die Lage der Vertriebenen nach ihrer Ankunft am Ansiedlungsort	31
3.2	Das Verhältnis zwischen Vertriebenen und Einheimischen	31
3.3	Ansiedlung und Versorgung mit Wohnraum	33
3.3	Die Versorgung der Vertriebenen mit Hausrat und Bekleidung	36
3.4	Eingliederung in den sächsischen Arbeitsmarkt	37
3.5	Berücksichtigung der Vertriebenen bei der Bodenreform	40

3.6	Finanzielle Hilfen für Vertriebene	42
3.6.1	Sozialfürsorgemaßnahmen	43
3.6.2	Wohnbedarfskredite	44
3.7	Integration in die Kirchen	44
4	Das Ende der Vertriebenenpolitik	47
4.1	Abbau der Institutionen und Verwaltungen für „Umsiedler“	47
4.2	Maßnahmen zur Unterstützung der Vertriebenen nach Gründung der DDR	49
5	Dorfbewohner mit Vertreibungsvergangenheit und Einheimische – Interviews und Analyse	52
5.1	Anliegen der Biographieforschung	52
5.2	Methodischer Zugang – Das narrative Interview	53
5.2.1	Methodischer Zugang zur Untersuchung	54
5.2.2	Vorbereitung und Durchführung der Interviews	54
5.2.3	Auswertung der Interviews	55
5.3	Strukturelle Analyse der biographischen Interviews	57
5.3.1	Die einheimische Bevölkerung – Frau Ella Worm	57
	• Sequenzielle Analyse der biographischen Daten	57
	• Text- und thematische Analyse	61
5.3.2	Die einheimische Bevölkerung — Frau Gitta Felding	70
	• Sequenzielle Analyse der biographischen Daten	70
	• Text- und thematische Analyse	74
5.3.3	Die Bevölkerung mit Vertreibungshintergrund – Herr Johan Werner	82
	• Sequenzielle Analyse der biographischen Daten	82
	• Text- und thematische Analyse	86
5.3.4	Die Bevölkerung mit Vertreibungshintergrund – Frau Greta Krämer	99
	• Sequenzielle Analyse der biographischen Daten	99
	• Text- und thematische Analyse	106
5.3.5	Gegenüberstellung der Interviews	119
	• Sichtweise der Einheimischen	119
	• Die Sichtweise der Vertriebenen	120
6	Zusammenfassung	124
	Inhaltsverzeichnis Anhang	127
	Literaturverzeichnis	152

Abkürzungen

BDM	Bund Deutscher Mädel
BRD	Bundesrepublik Deutschland
CDU	Christlich Demokratische Union
DBD	Demokratische Bauernpartei Deutschlands
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DVAS	Deutsche Verwaltung für Arbeit und Sozialfürsorge
DVdI	Deutsche Verwaltung des Inneren
DWK	Deutsche Wirtschaftskommission
FDJ	Freie Deutsche Jugend
FDGB	Freier Deutscher Gewerkschaftsbund
HJ	Hitlerjugend
Hrsg.	Herausgeber
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
LDP	Liberal-Demokratische Partei Deutschlands
LPG	Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft
LRS	Landesregierung Sachsen
LVS	Landesverwaltung Sachsen
MAS	Maschinen-Ausleih-Station
MTS	Maschinen-Traktoren-Station
NS	Nationalsozialismus
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
NSV	Nationalsozialistische Volkswohlfahrt
RM	Reichsmark
SächsHStA	Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden
SAG	Sowjetische Aktiengesellschaft
SBZ	Sowjetische Besatzungszone
SKK	Sowjetische Kontrollkommission
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SMA	Sowjetische Militäradministration
SMAD	Sowjetische Militäradministration in Deutschland
SMAS	Sowjetische Militäradministration in Sachsen
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SA	Sturmabteilung
SS	Schutzstaffel
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
VdgB	Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe
vgl.	vergleiche
zit.	zitiert
ZVU	Zentralverwaltung für deutsche Umsiedler

0 Einleitung

In unseren sächsischen Gemeinden leben unter der älteren Bevölkerung bis ein Drittel Menschen mit Vertreibungshintergrund in Folge des Zweiten Weltkrieges. Für die Vertriebenen, aber auch für die Einheimischen blieb keine Wahl, sie mussten häufig auf engem Raum die Nachkriegssituation meistern und miteinander ein Auskommen finden.

„Die Zeit des „Dritten Reiches“ entschwindet der Zeitgenossenschaft, der Nationalsozialismus verabschiedet sich aus dem in unserer Gesellschaft präsenten Vorrat persönlicher Geschichtserfahrung“ (Frei 2009, S. 22). Nicht nur die Chance, diejenigen zu befragen, die sich an die Geschehnisse der Flucht und Vertreibung erinnern können, sondern auch die Zeitzeugen, die den beschwerlichen Neuanfang miterlebt haben, wird nicht mehr lange bestehen. Bei der Auseinandersetzung mit dem Thema, wie dieses Zusammenleben von den Bevölkerungsgruppen erfahren wurde, sind die Betroffenen des Geschehens unabkömmlich, auch wenn ihr Bild der Geschichte nicht frei von Vorurteilen und negativen Gefühlen ist.

Über Jahrzehnte waren die Vertriebenen in der Diktatur der DDR weitestgehend zum Schweigen verurteilt, die schmerzlichen Erfahrungen und Verletzungen hatten in der Öffentlichkeit keinen Platz, sondern Vertriebene, die darüber sprachen, konnten in die Nähe von Staatsfeinden gerückt werden, so wurde das Leid größtenteils verdrängt. Auch heute scheint eine Auseinandersetzung unter den Bewohnern der Gemeinden und den Familien nur zaghaft stattzufinden, vielleicht um nicht alte Wunden aufbrechen zu lassen.

In Gegensatz dazu haben Literatur, Film und Fernsehen, aber auch Ausstellungen dieses Thema für sich seit mehreren Jahren entdeckt und treffen auf Interesse bei ihrem Publikum. Gerade in diesem Frühjahr wurde zu Christa Wolfs 80. Geburtstag ihr Roman „Kindheitsmuster“, in dem sie biographische Eindrücke von ihrer Vertreibung und dem Neuanfang einfließen lässt, als Hörbuch verlegt. Vom Bonner Haus der Geschichte wurde 2005 die Ausstellung „Flucht – Vertreibung – Integration“ eröffnet, ebenso startete im Mai 2009 im Sächsischen Landtag eine Wanderausstellung „Unsere neue Heimat – Sachsen“, die beide aus der Sichtweise der betroffenen Flüchtlinge und Vertriebenen berichten.

Auch wenn heute die Vertriebenen, wenn sie über ihr schweres Schicksal berichten, nicht automatisch als revanchistisch gelten, kommt es immer wieder zu Irritationen, ob deutsche Vertriebene in dem Diskurs um die Opfer des Zweiten Weltkrieges auch als Opfer gelten dürfen, was sich beispielsweise am Streit um ein Dokumentationszentrum (der Stiftung „Zentrum gegen Vertreibung“) in Berlin über Vertreibungen des 20. Jahrhunderts festmachen lässt.

Bei dem Blick auf das Unrecht, das durch die Zwangsaussiedlung an den Deutschen verübt wurde, muss immer im Zusammenhang gesehen werden, welche Ursachen dazu geführt haben, denn erst „mit dem Nationalsozialismus wurde diese Politik ethnischer Neuordnung und des ethnozentrischen Nationalismus auf einen ebenso radikalen wie rassistisch-bestialischen Höhepunkt getrieben. Die Bevölkerungsverschiebung war hier keine Begleiterscheinung des Krieges und kein Mittel der Politik, sondern eines ihrer Ziele. Mit der Vertreibung, Deportation und massenhaften Tötung von Polen und Juden sollte ‚Lebensraum‘ für deutsche Siedler im Osten geschaffen werden. In einem bis dahin unbekanntem Ausmaß wurde die Vernichtung zur alles bestimmenden Grundlage nationalsozialistischer-rassistischer Biopolitik am ‚Volkskörper‘“ (Reichardt; Zierenberg 2008, S. 145 f.).

Im meiner Arbeit möchte ich die Aufnahme und Ansiedlung der Flüchtlinge und Vertriebenen in Sachsen als Schwerpunkt setzen. Dabei werde ich mich im ersten Teil durch Literaturstudie dem geschichtlichen Kontext der Vertreibung und der Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen in Deutschland nähern. Im begrenzten Rahmen der Diplomarbeit werde ich detaillierter nur auf die Vertreibungen in den ehemaligen deutschen Ostgebieten eingehen, und die Vertreibungen aus der Tschechoslowakei, Ungarn, den Balkanstaaten, den Baltischen Staaten und der Sowjetunion nicht berücksichtigen.^{1]}

Bei dem näher beleuchteten Aufnahme- und Ansiedlungsgebiet begrenze ich mich auf die Sowjetische Besatzungszone (SBZ) und da wiederum speziell auf Sachsen, beginnend bei der Aufnahme im noch nationalsozialistischen Sachsen über die Besatzungszeit der Sowjetischen Militäradministration bis zur Auflösung Sachsens durch die Gründung der Bezirke im Juli 1952. Welche Politik für die Vertriebenen wurde in diesen Jahren verfolgt? Welche Fördermaßnahmen wurden den Vertriebenen mit welcher Wirkung zuteil?

Ausgrenzen hingegen möchte ich die Aufnahme und Integrationsmaßnahmen in den westlichen Besatzungszonen und der späteren BRD, die ihre bedeutendste Regelung für Vertriebene mit dem Lastenausgleichsgesetz, das im September 1952 in Kraft trat, verwirklichte. Es beruhte auf der Umverteilung von Vermögen an die Vertriebenen und andere Gruppen, die Vermögensschäden im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg zu beklagen hatten (vgl. Kossert 2008, S. 98 ff.).

Auch der Konflikt zwischen den Westmächten und den kommunistischen Staaten des Ostblocks, der sich schon ab 1945 zum „Kalten Krieg“ verschärfte, hatte Einflüsse auf die Vertriebenenpolitik in Ost und West, auf die ich nicht eingehen werde.

1] Deutsche Staatsgebiete und deutsche Siedlungsgebiete 1937 – siehe Grafik 1, Anhang S. 128.

Im zweiten, empirischen Teil stelle ich die Ergebnisse von vier narrativen Interviews, jeweils mit zwei Einheimischen sowie Vertriebenen vor. Zwei Zeitzeuginnen und ein Zeitzeuge waren zu Kriegsende Kinder, eine Zeitzeugin junge Mutter. Welche Bedeutung messen die Zeitzeuginnen und der Zeitzeuge in ihren Interviews der Ansiedlung und Aufnahme bei? Wie erzählen sie ihre erlebte Geschichte vom Zusammenleben der Vertriebenen und Einheimischen? Ich gehe zum einen davon aus, dass bei den Interviewpartnerinnen und dem -partner mit Flucht- und Vertreibungshintergrund, aufgrund der erschütternden Erfahrungen, die Erzählungen von den Erlebnissen der Flucht und Vertreibung dominiert werden. Zum anderen vermute ich Erinnerungen an stärkere Schwierigkeiten, die mit dem Neuanfang und dem Zusammenleben mit den Einheimischen in Beziehung stehen, als bei den Einheimischen. Lassen sich individuelle Ereignisse aufzeigen, an welchen die Vertriebenen ein Angekommensein in der neuen Heimat und Zugehörigkeit zur Gemeinde zu erkennen geben? Ebenso hinterfrage ich die Erzählungen der einheimischen Interviewpartnerinnen, ab wann sie das Empfinden haben, dass sie die Vertriebenen als ebenbürtige Mitbewohner und Mitbewohnerinnen wahrnehmen.

Eine Verallgemeinerung der aus nur vier Interviews gewonnenen Erkenntnisse über das Aufnahmeverhalten und Integrationsgeschehen ist nicht möglich, sie stellen aber gesellschaftlich mögliche Varianten dar.

Es gibt mehrere Begriffe, die Vertriebenen zu bezeichnen, manche sind politisch überfrachtet, wie die Bezeichnung Umsiedler. Ich verwende den Begriff Flüchtling, wenn es sich um die Menschen handelt, die vor der Front und dem Vorrücken der Roten Armee fliehen, und den Begriff Vertriebene für die Menschen, die nach Kriegsende ausgewiesen werden. Nach Festlegung der Oder-Neiße-Grenze nutze ich dann allgemein die Bezeichnung Vertriebene für beide. Kommt es mir auf den in der SBZ und der DDR für Flüchtlinge und Vertriebene verbindlich erklärten Ausdruck „Umsiedler“ an, setze ich ihn in Anführungszeichen.

Desgleichen erscheinen ideologisch aufgeladene Begriffe in Anführung, in Zitaten übernehme ich die von den Autoren gewählte Kennzeichnung.

Ich verwende die Begriffe Bauer, Großbauer, Neubauer in der maskulinen Form aus Gründen eines besseren Leseflusses an den Stellen, wo sie synonym für Bauerngut oder Bauernhof stehen können oder die Gesamtheit der bäuerlichen Familie umfassen. Der im Zusammenhang mit der Kollektivierung auftretende Funktionär wird nur in der männlichen Form erwähnt, da aus den Interviews nicht auf die Beteiligung von Funktionärinnen geschlossen werden kann.

1 Historischer Hintergrund

Für eine Auseinandersetzung mit Aufnahme und Ansiedlung von Vertriebenen in Sachsen nach dem Zweiten Weltkrieg und deren Zusammenleben mit der einheimischen Bevölkerung ist es notwendig, Kenntnisse über die historischen Hintergründe zu erlangen.

1.1 Flucht und Vertreibung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert an Beispielen

Das 20. Jahrhundert ist in Europa durch Grenzverschiebungen infolge von Kriegen und Staatsbildungen gekennzeichnet. Nach Ende des Ersten Weltkrieges und dem Untergang der Kaiserreiche wurden Nationalstaaten gegründet, die aus verschiedenen ethnischen Bevölkerungsgruppen bestanden. Fast überall in Europa erstarkten nationale Bestrebungen, Minderheiten wurden ausgegrenzt, diskriminiert und zu Feindbildern erklärt, was in Folge zu Gewalttätigkeiten führte.

Als ein Beispiel für Völkermord sei das Schicksal der Armenier im Osmanischen Reich ab 1909 genannt. „Den Weltkrieg zugleich als Deckmantel und als Legitimationsargument nutzend, wurde 1915 die ausnahmslose und vollständige Deportation der armenischen Bevölkerung angeordnet. Systematisch wurden die Armenier – Dorf für Dorf, Stadt für Stadt – über wochenlange Hungermärsche auf vorbestimmten Wegen zu den Massakerplätzen in den Tälern der syrischen Wüste geschickt“ (Dabag 2005, S. 35). Das untergehende Großreich der Türkei betrieb eine nationalistische Politik und forcierte die Schaffung eines ethnisch und konfessionell einheitlichen Staates und die massive Unterdrückung von Minderheiten. „Vor allem Armenier, die von den Türken der Kollaboration mit Russland beschuldigt wurden, als dieses das türkische Armenien besetzt hielt, fielen blutigen Vergeltungsmaßnahmen zum Opfer. Das Streben der Armenier nach einem eigenen Nationalstaat, das unter anderem in mehrere Aufstände in Ostanatolien mündete, zog schwere Verfolgungen nach sich, neben Massakern kam es auch zu Massendepортationen. 1919 wurde die Zahl der Ermordeten und Deportierten auf etwa 1,5 Millionen geschätzt“ (Nitschke 2004, S. 43).

Ein weiteres Beispiel ist die gegenseitige Vertreibung griechischer und muslimischer Minderheiten im Zuge und in Folge der Balkankriege. Rund zwei Millionen seit 1912 in Etappen aus der Türkei vertriebenen und geflüchteten Griechen stehen eine halbe Million aus Griechenland zwangsausgewiesene Türken gegenüber. Begleitet wurden die Ausbürgerungen von zahlreichen Massakern. Im Nachhinein wurde dieser zwangsweise Bevölkerungsaustausch im Vertrag von Lausanne 1923 im internationalen Einvernehmen vertraglich geregelt und fortgeführt und somit die Vertreibung von Minderheiten als Lösungsmöglichkeit bei ethnischen Konflikten anerkannt (vgl. ebenda, S. 42 ff.).

Der Schutz von Minderheitenrechten, nach dem Ersten Weltkrieg auf der Friedenskonferenz von Paris eingeführt, wurde unter die Garantie des Völkerbundes gestellt, bezog sich aber lediglich auf die osteuropäischen Staaten (vgl. ebenda, S. 47). Dieser Schutz von Minderheiten innerhalb eines Landes konnte nicht durchgesetzt werden, er unterlag den Bestrebungen nach homogenen Nationalstaaten.

Unter der Herrschaft von Hitler in Deutschland und von Stalin in der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken (UdSSR) erfolgten Vertreibungen und Umsiedlungen in enormen Ausmaßen. „Während der rassistisch, ethnisch oder durch Klassenzugehörigkeit bedingten Säuberungen unter Hitler und Stalin wurden, selbst wenn man die Juden nicht hinzuzählt, Millionen von Menschen umgesiedelt; wie viele genau, ist selbst Fachleuten nicht bekannt. Zuerst traf es die Polen, schon seit Herbst 1939 in Massen nach Sibirien und Kasachstan deportiert, wo bald Litauer, Letten, Esten, Tataren, Schwarzmeergriechen und schließlich Wolgadeutsche hinzustießen. Zugleich begannen die deutschen Behörden mit der Umsiedlung von Polen aus den unmittelbar dem Reich angeschlossenen Gebieten (Großpolen, Pommerellen) ins so genannte Generalgouvernement, das die Rolle eines Übergangsreservats spielen sollte. In diesem Bereich entstanden zahlreiche Unterreservate – die geschlossenen Ghettos für die aus ganz Europa deportierten Juden. Das erste von ihnen, das ‚Judenreservat Lublin‘, nahm im Oktober 1939 einen Transport von Juden aus Mähren auf. Die Häuser der Vertriebenen übernahmen Deutsche aus Lettland, Estland und der Ukraine, die im Rahmen der mit Stalin vereinbarten Aktion ‚Heim ins Reich‘ kamen“ (Piskorski 2005, S. 13 f.).

1.2 Ursachen zur Vertreibung der Deutschen aus den ehemaligen Ostgebieten

Zum Ende des Zweiten Weltkrieges holte die Vertreibungspolitik die Deutschen nun selbst ein. Mehr als 12 Millionen Deutsche^{2]}, die durch Flucht und Vertreibung dauerhaft ihre Heimat verloren hatten, lebten 1950 auf deutschem Boden,^{3]} darunter etwa sieben Millionen aus den ehemaligen Ostgebieten des Deutschen Reiches (vgl. Reichardt; Zierenberg 2008, S. 134 f.). Besonderes Interesse an einer Grenzverschiebung im Osten Deutschlands zugunsten Polens hatte die Sowjetunion, denn Stalin wollte die Gebiete, die er 1939 – wie im Hitler-Stalin-Pakt vereinbart – im Osten Polens bis zur Curzon-Linie^{4]} erobert hatte, nach dem

2] Bei Kossert wird die Zahl der deutschen Vertriebenen insgesamt mit 14 Millionen angegeben; die Menschen, die bei Flucht und Vertreibung ihr Leben verloren ist mit 2 Millionen beziffert (vgl. Kossert 2008, S. 9 f.).

3] Deutsche Flüchtlinge und Vertriebene 1945 bis 1950 – siehe Grafik 2, Anhang S. 129.

4] Die Curzon-Linie bildete bereits nach dem Ersten Weltkrieg den Grenzverlauf zwischen Polen und der Sowjetunion.

Zweiten Weltkrieg behalten, wie er unmissverständlich gegenüber Roosevelt und Churchill ab der Konferenz von Teheran 1943 zum Ausdruck brachte. Dafür sollte Polen mit den deutschen Ostprovinzen östlich der Oder und Neiße entschädigt werden (vgl. Kossert 2008, S. 30 f.).

Anknüpfend an den Nationalstaatsgedanken sollten die Deutschen aus diesen Gebieten ausgewiesen werden, damit keine bedeutende deutsche Minderheit im konflikthaften Verhältnis der beiden Nationen in Polen zurückbleibt und einen dauerhaften Frieden gefährdet. „Die Umsiedlung von mehreren Millionen Menschen müsste vom Osten nach dem Westen oder Norden durchgeführt werden, ebenso wie die Vertreibung der Deutschen – denn das wurde vorgeschlagen: Völlige Vertreibung der Deutschen – aus den Gebieten, die Polen im Westen und Norden gewinnt. Denn die Vertreibung ist, soweit wir in der Lage sind es zu überschauen, das befriedigendste und dauerhafteste Mittel. Es wird keine Mischung der Bevölkerung geben, wodurch endlose Unannehmlichkeiten entstehen, ... Reiner Tisch wird gemacht werden. Mich beunruhigt die Aussicht des Bevölkerungsaustausches ebensowenig wie die großen Umsiedlungen, die unter den modernen Bedingungen viel leichter möglich sind als je zuvor.“^{5] 6]}

Außerdem sollten die Deutschen bestraft werden für die Verbrechen ihres Vernichtungskrieges im Osten und der rassistisch begründeten Ausrottung der jüdischen Menschen.^{7]} Die Vertreibung der Deutschen aus ihren Heimatgebieten stellt zweifelsohne auch ein Verbrechen dar, ist aber keineswegs zu vergleichen mit dem „Lebensraum“-Konzept Hitlers, der Vernichtungsmaschinerie und der Versklavung ganzer Nationen und ethnischer Gruppen im „Dritten Reich“.

1.2.1 Beziehung zwischen Deutschland und Polen nach Ende des Ersten Weltkrieges bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges

Die politische Lage zwischen der Republik Polen und Deutschland war in dieser Zeit konfliktreich. Bereits nach der Ratifizierung des Versailler Vertrags 1920 bestanden zwischen beiden Seiten große Spannungen. Polen hatte nur die Hälfte der nach dem Ersten Weltkrieg beanspruchten Gebiete erhalten, die Grenzforderung reichte im Westen bis zur Oder. Deutschland hingegen forderte unter allen Regierungen der Weimarer Republik die Grenzen von 1914. Viele deutsche Bewohner Polens verließen ab 1920 unter massiven

5] W. S. Churchill, Bd. 5: 1944. Das Morgengrauen der Befreiung (gesammelt von Charles Eade, Zürich 1949, S. 459–475; S. 467 f. zit. nach Nitschke 2004, S. 41 f.).

6] Flucht und Vertreibung von Deutschen und Polen zwischen 1944 und 1948 – siehe Grafik 3, Anhang S. 130.

7] Mindestens 6 Millionen Menschen wurden ermordet, weil sie Juden waren (vgl. Benz 2000, S. 209–229). Millionen starben in den in den Vernichtungslagern auf von Deutschland annektiertem polnischen Territorium.

privaten und geschäftlichen Repressalien ihre Heimat. In Deutschland dagegen wurden polnische Minderheiten polizeilich observiert und teilweise ab 1933 nach Polen ausgewiesen. Trotz des deutsch-polnischen Nichtangriffspaktes von 1934 verschärften sich die Konflikte 1937. Es kam von polnischer Seite zu Übergriffen auf deutsche Geschäfte, Waren wurden boykottiert, die Diskriminierungen führten zu einer Ausreisewelle. Aus Deutschland hingegen wurden ab 1938 polnische Juden und Jüdinnen abgeschoben, denen die Warschauer Regierung ablehnend und diskriminierend gegenüberstand, ein Großteil wurde vorerst interniert.

Die polnische Militärführung stellte sich auf einen Krieg ein, unterschätzte Deutschland aber vollkommen und rechnete mit einem schnellen Sieg über Deutschland (vgl. Urban 2005, S. 33 ff.). Im April 1939 kündigte Hitler den deutsch-polnischen Nichtangriffsvertrag.

1.2.2 Hitler-Stalin-Pakt

In Beistandsverhandlungen der UdSSR mit Großbritannien und Frankreich 1939 wurden keine Einigungen erzielt. Das „Dritte Reich“ nutzte diese Situation und verhandelte im Sommer 1939 über einen Nichtangriffsvertrag mit der UdSSR. Diese unterzeichnete den Vertrag am 23. August 1939, weil sie sich von der Expansionspolitik Hitlers bedroht fühlte, zumal die Annexionsbestrebungen Hitlers durch das Münchner Abkommen^{8]} und die Erklärung des Protektorats Böhmen und Mähren unter direkte deutsche Herrschaft^{9]} ohne ein Eingreifen der westlichen Mächte infolge ihrer Appeasementpolitik abliefen (vgl. Wildt 2008, S. 141). In dem Vertrag wurde unter anderem festgelegt, dass bei kriegerischen Verwicklungen die Gegenseite des Vertragspartners nicht unterstützt wird. In einem geheimen Zusatzabkommen wurden die deutschen und sowjetischen Territorialforderungen auf Polen festgeschrieben und der UdSSR die Gebietsansprüche im Baltikum zugesichert. „Und Stalin musste sich im Sommer 1939, als er sich mit Hitler nicht nur über einen Nichtangriffspakt, sondern über die Aufteilung Osteuropas in Interessensphären verständigte, darüber klar sein, daß er damit dem zum Krieg entschlossenen Hitler und seiner Führung Schützenhilfe leistete“ (Rosenfeld 1993, S. 38).

Für Hitler war dieser Vertrag wichtig, um einen Zweifrontenkrieg beim geplanten Überfall auf Polen auszuschließen. Er war ein Meilenstein, um die Lebensraum- und Rassenideologien zu verwirklichen.

8] Am 30.09.1938 wurde, um Deutschland zu befrieden, unter Zustimmung von Frankreich unter Daladier und von Großbritannien unter Chamberlain der Abtretung des Sudetenlandes von der Tschechoslowakei an Deutschland vertraglich zugestimmt (vgl. Benz 2000, S. 161 f.).

9] Am 15. Mai 1939 begann die Wehrmacht die tschechischen Länder zu besetzen (vgl. ebenda, S. 162).

1.2.3 Die deutsche Besatzungspolitik in Polen

Am 1. September 1939 kam es ohne Kriegserklärung, propagandistisch vorbereitet durch den Überfall auf den Sender Gleiwitz, zum Angriff der deutschen Wehrmacht auf Polen und damit zum Beginn des Zweiten Weltkrieges. Bereits Ende September kapitulierte Polen. Nach dem „Blitzkrieg“ gegen Polen^{10]} wurden noch Ende 1939 die West- und Nordwestgebiete Polens an das Deutsche Reich angeschlossen, die beheimateten Polen und Polinnen wurden vertrieben, die Führungsschicht kam in Konzentrationslager oder wurde ermordet.^{11]}

In den neu gegründeten Reichsgauen Wartheland und Danzig-Westpreußen wurden im Zuge der Aktion „Heim ins Reich“ osteuropäische Deutsche angesiedelt. Schlesien und Ostpreußen wurden erweitert. Alle polnischen Schriftzeichen wurden entfernt, polnische Orts- und Straßennamen in deutsche umgewandelt. Zur Aufrechterhaltung des „deutschen Volkstums“ wurde in den Reichsgauen die Bevölkerung in vier Kategorien eingeteilt, die von der „Wertigkeit als Volksdeutscher“ bis zu „völlig im Polentum aufgegangen ... und ... deutschfeindlich“ gingen (Urban 2005, S. 58).

Das polnische Volk galt als rassistisch minderwertig und sollte zukünftig die Funktion von Arbeitssklaven erhalten. Es durfte keine Führungsschicht erhalten bleiben. Intellektuelle und die jüdische Bevölkerung waren zu liquidieren oder in Lager zu internieren. Bildung für polnische Kinder, außer einer dürftigen Volksschule bis zur vierten Klasse, sollte nicht stattfinden.

Die SS organisierte Straßenaktionen, bei denen willkürlich Polen und Polinnen festgenommen und zur Zwangsarbeit ins „Altreich“ geschafft wurden. Die Arbeitsunfähigen mussten in „Polenreservaten“, in so genannten Rentendörfern, siedeln oder wurden in Konzentrationslager deportiert.

Das von Deutschen besetzte Gebiet, das nicht ins Deutsche Reich eingegliedert wurde, fasste man zum Generalgouvernement, in die Distrikte Warschau, Krakau, Radom, Lublin und – nach dem Überfall auf die UdSSR – Lemberg zusammen. Die Besatzungspolitik unter Generalgouverneur Hans Frank war besonders brutal. Es war geplant, auch diesen Teil Polens innerhalb von 20 Jahren einzudeutschen, vorher galt es, die Arbeitskraft der

10] Die Kriegsführung gegen Polen 1939 wird als Auftakt des im Osten geführten Vernichtungskrieges gesehen und die (bisherige) Sichtweise, dass der Vernichtungskrieg mit dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 begann, ist zu hinterfragen. „Parallel zu den Massenexekutionen durch Einsatzgruppen, SS-Einheiten und „Volksdeutschem Selbstschutz“ fanden im September 1939 überall im Lande Erschießungen durch reguläre Einheiten des deutschen Heeres statt, denen tausende polnischer und jüdischer Zivilisten und Kriegsgefangener zum Opfer fielen“ (Böhler 2006, S. 11).

11] Die polnische Regierung floh nach Paris und später nach London und bildete die spätere Exilregierung.

Polen und Polinnen zum Ausbau „Großdeutschlands“ auszunutzen. Später sollten sie nach Sibirien zum Verhungern deportiert werden.

Für die polnische Bevölkerung galten besondere Gebote und Verbote, jederzeit wurde ihr deutlich gemacht, dass sie Untermenschen seien, beispielsweise wurden ihnen der Besuch von Kulturstätten, das Verspeisen hochwertiger Nahrungsmittel und das Benutzen bestimmter Verkehrsmittel verboten. Ein Sonder-Strafrecht machte sie nahezu rechtlos, Todesurteile wurden zahlreich vollstreckt, Privateigentum konnte beschlagnahmt werden, landwirtschaftliche Betriebe und sonstige Unternehmen wurden nach der „Polenvermögensordnung“ vom Oktober 1940 enteignet und an Deutsche übertragen.

Um das „hochwertige“ deutsche Volk zu mehren, fand aber unter bestimmten Umständen auch eine Eindeutschung (Regermanisierung) statt. Polnische Kinder und Jugendliche aus dem Generalgouvernement wurden beispielsweise nach rassistischen Merkmalen untersucht. Bis zu 200.000 Kinder wurden ihren Eltern durch die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) weggenommen und diejenigen Kinder mit „nordischen“ Merkmalen zur Adoption an deutsche Paare gegeben oder in Lebensbornheime gebracht. „Minderwertige“ Jugendliche wurden den Konzentrationslagern als Arbeitskräfte zugewiesen. Nur 15 % der Kinder konnten nach dem Krieg zu ihren Familien zurückgeführt werden.

Die menschenverachtende Besatzungspolitik führte zu einem wachsenden Widerstand der polnischen Bevölkerung. Im Untergrund organisierte sich eine Heimatarmee, die den Weisungen der Londoner Exilregierung folgte und den Partisanenkampf gegen das deutsche Militär führte. Die Besatzer reagierten mit Vergeltungsaktionen gegen die Zivilbevölkerung. Die bekannteste und folgenreichste Erhebung gegen die Besatzer ist der Warschauer Aufstand vom 1. August bis 2. Oktober 1944. Nach der Niederschlagung wurde Warschau verwüstet, die überlebenden Bewohner zur Zwangsarbeit in Konzentrationslager oder ins Generalgouvernement deportiert (vgl. Urban 2005, S. 53 ff.).

„In ganz Polen kamen im Zweiten Weltkrieg nach jüngsten Berechnungen deutscher und polnischer Historiker zwischen 5,5 und 6,0 der 35 Millionen Einwohner um, die das Land im Sommer 1939 gezählt hatte, die Hälfte der Toten waren Juden. Der weitaus größere Teil ist den deutschen Besatzern anzulasten, ein kleinerer den sowjetischen. Demnach hatte Polen pro Tausend Einwohner etwa 160 bis 170 Tote zu beklagen. Im Vergleich dazu betragen die Verluste der Tschechoslowakei 21, die Frankreichs 13 Tote je 1000 Einwohner.^{12]}

12] Urban 2005, S. 94, zit. nach Bömelburg, Hans-Jürgen/Musial, Bogdan (2000): Die deutsche Besatzungspolitik in Polen 1939–1945. In: Deutsch-polnische Beziehungen 1939–1945–1949, S. 102 f. Hrsg. Włodzimierz Borodziej/Klaus Ziemer. Osnabrück.

1.2.4 Die Pläne und Beschlüsse zum Grenzverlauf zwischen Polen und Nachkriegsdeutschland

Bereits 1940 wurde von der Exilregierung unter Sikorski die Ausdehnung Polens nach Westen gefordert. Andererseits propagierten auch nationalistische Kreise schon zu dieser Zeit, die Grenzziehung bis zur Oder und Neiße zu verschieben und forderten eine Zwangsaussiedlung der deutschen Bevölkerung. Bei der Übernahme dieser Gebiete handele es sich sowieso um das Zurückholen ursprünglich polnischer Gebiete, so die Meinung der nationalistischen Politiker – im Mittelalter gehörte Niederschlesien zur polnischen Krone.

Am 14.08.1941 wurde die Atlantik-Charta zunächst zwischen Roosevelt und Churchill vereinbart, diese Grundsatzerklärung über die zukünftige Friedensordnung forderte unter anderem den Verzicht auf territoriale Ausdehnung und Gewalt, sowie die Anerkennung der Selbstbestimmung der Völker. Auch die Exilregierung Polens und die Sowjetunion unterzeichneten zu einem späteren Zeitpunkt das Dokument, obwohl die Exilregierung wie auch die Sowjetunion unter Stalin ihre Gebietsansprüche westlich ihrer ursprünglichen Grenzen verdeutlichten.

„Mit dem Eintritt der Sowjetunion in die Anti-Hitler-Koalition, der steigenden Brutalität des nationalsozialistischen Terrors in den besetzten Gebieten Europas und den Millionen Kriegsoptionen wurden die Verlegung von Staatsgrenzen und Bevölkerungstransfers in einem früher nicht vorstellbaren Ausmaß denkbar“ (Spurný 2008, S. 71 f.).

Auf der Teheraner Konferenz im November 1943, bei der sich Stalin, Churchill und Roosevelt trafen, wurde die Verschiebung Polens von Ost nach West^{13]} erörtert, wobei Stalin – gestärkt durch das siegreiche Zurückdrängen der Wehrmacht – auf polnische Gebiete bestand, die in der Vergangenheit nie russisch waren, beispielsweise Lemberg. Um die Anti-Hitler-Koalition nicht zu gefährden, übten Amerikaner und Briten Druck auf die polnische Exilregierung aus, Stalins Forderung zu akzeptieren, dem sie jedoch nicht nachgab.

Stalin berief im Juli 1944 hingegen eine ihm genehme kommunistische polnische Führung, das Lubliner Komitee. In einem Geheimabkommen wurde der westliche Grenzverlauf Polens an den Flüssen Oder und Görlitzer Neiße vereinbart und eine Zwangsaussiedlung der Deutschen festgelegt, die Westalliierten erfuhren nichts davon. Auch wurden in die spätere polnische Regierung nur stalintreue Exilpolitiker aufgenommen.

Das nächste Treffen der Anti-Hitler-Koalition fand im Februar 1945 in Jalta statt. Stalin hatte neben Churchill einen schwerkranken Roosevelt als Gegenüber, der sich aus der Beratung über die Nachkriegsgrenzen in Osteuropa weitgehend heraushielt. Es konnte keine Einigkeit über die polnischen Grenzen erzielt werden. Ein scheinbarer Verhandlungs-

13] Die Westverschiebung Polens – siehe Grafik 4, Anhang S. 131.

erfolg seitens der Westalliierten war die Garantie Stalins für freie Wahlen in den durch die Sowjetunion befreiten Ländern.

Im besiegten Deutschland trafen sich im Juli /August 1945 in Potsdam letztmalig die drei großen Siegermächte. Inzwischen waren in ehemals ostdeutschen Provinzen bereits polnische Verwaltungen eingesetzt. Die Amerikaner und Briten sprachen ihre Missbilligung darüber aus. Eine Regelung der westlichen Grenzziehung Polens wurde auch im Potsdamer Abkommen nicht beschlossen. Die endgültige Festlegung sollte auf einer Friedenskonferenz erfolgen. Bis dahin sollten die deutschen Gebiete östlich von Oder und Neiße vom polnischen Staat verwaltet werden. Eine Friedenskonferenz^{14]} fand jedoch niemals statt (vgl. Urban 2005, S. 96 ff.).

1.3 Flucht und Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten

Der Prozess von Flucht und Vertreibung zog sich über mehrere Jahre hin und kann in verschiedene Phasen eingeteilt werden. Er begann mit der Flucht vor der heranrückenden Roten Armee, daran schlossen sich die so genannten wilden Vertreibungen durch das polnische Militär an. Schließlich wurde die Umsiedlung der Deutschen vertraglich im Potsdamer Abkommen durch die Alliierten festgelegt.

Vor allem Großbritannien und die USA standen dieser Aussiedlung von Millionen Menschen zunächst kritisch gegenüber. „Letztlich wurde aber anerkannt, daß die Zwangsaussiedlung der einzige Weg zur Lösung der Nationalitätenprobleme in Europa und angesichts des deutschen Vorgehens während des Krieges vergleichsweise human sei. Mit Bekanntwerden des wahren Ausmaßes der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik schwanden auf alliierter Seite auch die letzten Skrupel und Hemmungen“ (Nitschke 2004, S. 55).

1.3.1 Die Flucht der Deutschen vor der Roten Armee ab 1944

Mit Vorrücken der Roten Armee in Richtung deutscher Ostgebiete setzte die Evakuierung der deutschen Zivilbevölkerung ein. Die Bekanntgabe der Evakuierungsplanung oblag den Gau-, Kreis- und Ortsleitern der NSDAP, die Versorgung mit Lebensmitteln und Unterkunft übernahm die NSV. Der verzögerte Aufruf zum Aufbruch und sich widersprechende Befehle führten häufig dazu, dass die Flucht erst begann, als die Front schon sehr nah, die Artillerie schon zu hören war. Panik breitete sich unter der Bevölkerung aus, die jetzt überstürzt packen musste, Transportmöglichkeiten waren nicht immer ausreichend vor-

14] Erst 1990 mit den „Zwei-Plus-Vier“-Verhandlungen zwischen der BRD, DDR, Sowjetunion, USA, Großbritannien und Frankreich kann von einer Friedenskonferenz gesprochen werden, bei denen die Grenzen zwischen Polen und Deutschland bestätigt werden und das wiedervereinigte Deutschland seine Souveränität erlangt (vgl. Reichardt; Zierenberg 2008, S. 139).

handen. Der viel zu späte Befehl zur Evakuierung führte dazu, dass die Zivilbevölkerung zwischen die Fronten geriet und dadurch auch Opfer der Kampfhandlungen wurde.

Die von Goebbels propagandistisch ausgenutzten Gräueltaten der Roten Armee ^{15]} sollten den Hass auf die Rote Armee und den Widerstand gegen diese stärken.

Bei den Flüchtenden handelte es sich in der Hauptsache um Frauen mit Kindern, Alte und Kranke. Die meisten Männer waren an der Front, im Krieg gefallen, in Kriegsgefangenschaft oder dienten im Volkssturm. Die Frauen trugen nun die Verantwortung für ihre Familien. Schon während des Krieges mussten die Frauen, neben der Versorgung der Kinder und älteren Familienmitglieder, zunehmend schwere Arbeit verrichten, entweder in (Rüstungs-) Fabriken oder landwirtschaftlichen Betrieben. Mit Beginn der Flucht oblag den Frauen die Sicherung des Überlebens der Familienmitglieder, ganz entgegen der von der NSDAP zgedachten Mutterrolle (vgl. Benz 2000, S. 75 f.).

Bis Anfang 1945 war die Ausreise der Stadtbevölkerung noch mit der Eisenbahn möglich. Die ländliche Bevölkerung versammelte sich in Trecks der jeweiligen Ortschaften. Sie konnten ihre Wagen mit den wichtigsten Dingen – neben Proviant auch Wäsche, Geschirr und Decken – packen. Je näher die Front herankam, desto weniger war es möglich, mit der Eisenbahn zu fahren, da diese vorrangig für den Truppennachschub benutzt wurde. Die Zivilbevölkerung musste sich auf einen beschwerlichen Fußmarsch machen, der unzählige Opfer forderte.

Im Sommer 1944 begann man circa 25 % der Bevölkerung (vor allem Frauen, Kinder und Alte) aus Ostpreußen zu evakuieren.^{16]} Für die etwa 500.000 Menschen, die bis Ende 1944 die Region verlassen konnten, war noch eine relativ ordnungsgemäße Evakuierung möglich.

Mit der Offensive^{17]} der Roten Armee ab dem 12. Januar 1945, die bereits am 30. Januar die deutsch-polnische Vorkriegsgrenze erreichte, war an geordneten Aufbruch nicht mehr zu denken, es herrschte bald völliges Chaos. Durch das schnelle Vorrücken der Roten Armee versperrten sich immer mehr Fluchtwege, die Eisenbahn war nicht mehr zu benutzen, die Zivilbevölkerung war den Kampfhandlungen ausgesetzt. Ab 21. Januar gab es nur die Fluchtmöglichkeit über das offene Meer oder das zugefrorene Frische Haff. Die

15] Am 21. Oktober wurde das ostpreußische Nemmersdorf von einer Vorhut der Roten Armee eingenommen und die Bewohner und Bewohnerinnen des Dorfes misshandelt, vergewaltigt und grausam getötet, bei der Zurückeroberung durch die Wehrmacht wurden mindestens zwei Dutzend Leichen gefunden (vgl. Darnstädt, Wiegrefe 2005, S. 21 ff.).

16] Evakuierung von Industrieanlagen hatten für Gauleiter Koch vorrangige Bedeutung, er betrachtete Ostpreußen als Festung, verzögerte die Evakuierung, obwohl die Wehrmacht angesichts des bevorstehenden Angriffs der Roten Armee zur Evakuierung geraten hatte (Nitschke 2004, S.67 f.).

17] Die sowjetische Offensive Anfang 1945 – siehe Grafik 5, Anhang S.132.

Temperaturen betrug zeitweise unter 25 Grad Minus, viele Menschen erfroren^{18]} (vgl. Nitschke 2004, S. 67 ff.).

Auch die Evakuierung Westpreußens und Pommerns wurde nicht rechtzeitig begonnen, dazu versuchte der Gauleiter von Pommern den Flüchtlingsstrom aus Ostpreußen aufzuhalten. Mit der Januar-Offensive der Roten Armee stand den vielen Flüchtlingen nur noch der Weg über die Hafenstädte der Ostsee offen. Unter den Flüchtenden begann ein Kampf um das Erreichen eines Schiffes, die Deutschland und Dänemark ansteuerten. Von 790 Schiffen wurden durch die sowjetischen Kriegsmarine 206 zerstört. Insgesamt wurden zwei Millionen Menschen über den Seeweg evakuiert (ebenda, S. 71).

In Nieder- und Oberschlesien begann die Flucht zwischen dem 19. und 21. Januar mit dem Ziel, Sachsen, Thüringen oder das Sudetenland zu erreichen.

Die von Osten kommenden Flüchtlingsströme, bestehend aus Kriegsgefangenen, Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen, KZ-Häftlingen und Flüchtlingstrecks, kündigten den Bewohnern den bevorstehenden Aufbruch an, Unruhe machte sich breit. Die Verantwortlichen gaben fast immer zu spät den Evakuierungsbefehl, sodass die Bevölkerung überstürzt packen und innerhalb von Stunden aufbrechen musste. Auf den winterlichen Straßen blockierten sich die Wagen gegenseitig, rutschten in Gräben, verletzte Tiere und kaputte Wagen blieben liegen.

Aus den Städten wurde das Fortkommen mit der Eisenbahn immer schwieriger. Menschenmassen bevölkerten die Bahnhöfe, um in den wenigen noch abgehenden Zügen mitzukommen, ließ man viele Gepäckstücke zurück. Gleisanlagen wurden immer häufiger durch Tiefflieger und Artillerie zerstört. Menschen, die nicht mehr mitkamen, mussten zu Fuß weiter. Durch die anhaltende Kälte und die Erschöpfung starben vor allem Kinder, Kranke und Alte; da die Erde zugefroren war, konnten man die Leichen nicht begraben und sie wurden an den Wegesrändern liegengelassen.

Teile der Zivilbevölkerung verloren ihr Leben durch die Kampfhandlungen, wenn sie von der Front überrollt wurden oder sich in Städten befanden, die zur Festung erklärt wurden.^{19]} Auch die Flucht der übrigen Deutschen aus den Gebieten Ostbrandenburgs, des Warthelandes und des Generalgouvernements verlief Mitte bis Ende Januar unter ähnlich chaotischen Verhältnissen.

18] Insgesamt flüchteten bis 1945 circa zwei Millionen Menschen, das heißt rund 75 % der Bevölkerung (vgl. Nitschke 2004, S.68 f.).

19] „Breslau wurde ebenso wie Glogau (Glogow) und Kolberg (Kolobrzeg) zur Festung erklärt. In den Festungsstädten kamen etwa 600.000 Menschen ums Leben. Allein in Breslau starben bis zum 6./7. Mai unterschiedlichen Quellen zufolge zwischen 40.000 und 80.000 Menschen. Weitere 90.000 Breslauer kamen auf der Flucht ums Leben. Viele erfroren oder starben an Erschöpfung“ (Nitschke 2004, S. 74).

1.3.3 Das Verhältnis der sowjetischen Soldaten zur deutschen Zivilbevölkerung

Die Bewohner Ostpreußens bekamen als erstes den Drang der Sowjetarmee auf Vergeltung zu spüren, der durch die Kommandostellen noch geschürt wurde. „Am 30. Januar schrieb er [Ilja Ehrenburg] in der Armeezeitung „Krasnaja Zvezda“ („Roter Stern“): ‚Die Soldaten, die jetzt deutsche Städte erstürmen, werden nicht vergessen, wie die Mütter Leningrads auf Schlitten ihre toten Kinder zogen. [...] Für die Qualen Leningrads hat Berlin noch nicht gezahlt. [Und fügte hinzu:] Die besten Deutschen sind tote Deutsche‘. Nach Berechnungen deutscher Historiker wurden in Ostpreußen, Westpreußen und Pommern zusammen 75.000 bis 100.000 Menschen von Soldaten der Roten Armee ermordet“ (F. Grube, G. Richter 1980, S. 134 zit. nach Nitschke 2004, S. 79).

Bei den Verbrechen handelt es sich neben Morden an der deutschen Bevölkerung um exzessives Vergewaltigen vom jungen Mädchen bis zur alten Frau und um Plünderungen, vor allem von Uhren, Schmuck und Wertgegenständen, technischen Geräten, Geschirr. Vergewaltigungen und Massenerschießungen führten zu panischer Angst unter der deutschen Bevölkerung, wodurch Selbsttötungen anstiegen (ebenda S. 78). Die Mord- und Zerstörungswellen wurden selbst der sowjetischen Führung zuviel. „Am zehnten Tag der Winteroffensive am Weichselbogen befahl das Oberkommando der 2. Weißrussischen Front, ‚Rauben, Plündern, Brandstiftung und Massenaufgelage‘ zu unterbinden. Die Hetzpropaganda allerdings ließ Stalin erst einstellen, als seine Truppen Oder und Neiße überschritten hatten und damit jenen Boden betraten, den der Kremel-Führer in Zukunft den Deutschen lassen wollte – die spätere DDR“ (Darnstädt, Wiegrefe 2005, S. 29).

1.3.4 Wilde Vertreibung ab 20. Juni 1945

Nach Ende des Krieges kam es zu keinem Stillstand der Bevölkerungsbewegung. Die evakuierten oder vor der Front geflüchteten Menschen versuchten, bis die Grenzen Anfang Juni 1945 an Oder und Neiße gesperrt wurden, wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Die neuen polnischen Behörden begannen mit Duldung der Roten Armee die deutsche Bevölkerung bereits im April 1945 nach Westen zu treiben. Diese wilden Vertreibungen erreichten im Juni/Juli ihren Höhepunkt und dienten dazu, vollendete Tatsachen zu schaffen, bevor es zu Verhandlungen der Siegermächte über die polnische Westgrenze kam.

Am 26. Mai 1945 wurde im Zentralkomitee der Polnischen Arbeiterpartei beschlossen, innerhalb eines Jahres alle Deutschen aus den an Polen angegliederten Gebieten abzuschicken, um Polen als einen national einheitlichen Staat zu prägen.

Die Vertreibungen wurden durch Infanteriedivisionen der Polnischen Armee vorgenommen, daher wird für diese Phase auch der Begriff Militäraussiedlung verwendet. Sie betrafen

mehrheitlich die Bevölkerung in den Kreisen nahe Oder und Neiße. Die Menschen – sie hatten meist nur wenige Minuten Zeit, ihre Sachen zu packen – wurden in Marschkolonnen, die häufig mehrere Tage dauerten, oder mit Lastkraftwagen zur Grenze geschafft. Der Hass auf die deutsche Bevölkerung entlud sich in Demütigungen und Plünderungen und anderen Racheakten. Es kam zu Kompetenzstreitigkeiten mit sowjetischen Militärkommandanten, die durch die Vertreibung der Deutschen einen Arbeitskräfteverlust befürchteten. Die Militäraussiedlungen wurden im Juli reduziert und im August eingestellt, da Arbeitskräftemangel in Bergbau, Industrie und Landwirtschaft spürbar wurde (vgl. Nitschke 2004, S. 169 ff.).

Der Generalbevollmächtigte der provisorischen polnischen Regierung Edward Ochab befand: „Man muss überlegen, wie man jene Deutschen, die sich in den wiedergewonnenen Gebieten befinden, rausschmeißen kann. Wir teilen die Bevölkerung in drei Gruppen. Die erste schmeißen wir unter Ausnutzung unserer technischen Möglichkeiten direkt raus oder wir treiben sie in Haufen hinter Oder und Neiße. Die zweite Gruppe der Deutschen, die in der Industrie tätig sind, wo wir einen Mangel an Fachleuten haben, bleibt noch eine zeitlang da, bis wir selbst über die nötigen technischen Kräfte verfügen. Die dritte Gruppe Deutscher, die in den Städten überflüssig sind, die wir aber mangels technischer Transportmittel nicht entfernen können, versetzen wir in die Provinz, damit sie dort arbeitet, bis die Situation reif ist, sie über die Oder zu setzen“ (zit. nach Urban 2005, S. 116).

Von den Sowjets wurden deutsche Männer zwischen 18 und 50 Jahren interniert und meist in die Bergbaugebiete der UdSSR deportiert, auch wurden Frauen in Offiziersbordelle gezwungen.^{20]}

Der verbleibenden Bevölkerung sprach man alle bürgerlichen Rechte ab. Sie bekam weniger Lebensmittel und musste Zwangsarbeit verrichten, deutschsprachiger Schulunterricht wurde verboten. „In manchen Gegenden mußten die Deutschen eine weiße Armbinde oder ein auf die Kleidung aufgenähtes „N“ tragen, um als rechtlose Subjekte erkenntlich zu sein“ (Schrammek 2004, S. 37). Es wurden Lager, in denen Arbeitszwang bestand, für die Deutschen errichtet; neben Mitgliedern der NSDAP, SS und SA sowie arbeitsfähigen Frauen und Männern wurden auch Kranke, Frauen und Kinder interniert. Die Sterblichkeitsrate war in diesen Lagern hoch, da die Verpflegung und die hygienischen Bedingungen sehr schlecht waren. Auch wurden Racheakte an den Deutschen verübt (vgl. Nitschke 2004, S. 115 ff.).

20] Nach Berechnungen der Bundesregierung sind circa 520.000 Deutsche aus den Ostgebieten, Danzig, Polen in die UdSSR deportiert worden, von denen ein Drittel nicht überlebte (vgl. Urban 2005, S. 117).

1.3.5 Die Aussiedlung der Deutschen nach den Beschlüssen der Potsdamer Konferenz

Im Potsdamer Abkommen, Artikel XIII, einigten sich die Siegermächte auf eine „ordnungsgemäße Überführung deutscher Bevölkerungsteile“ aus Polen, der Tschechoslowakei und aus Ungarn, die „in ordnungsgemäßer und humaner Weise erfolgen soll“. Bis die Verteilung der Deutschen auf die Besatzungszonen festgelegt ist, sollten die Regierungen die Vertreibungen einstellen (vgl. Benz 2005, S. 224 f.).

Bis Dezember 1945 wurden aber weiterhin aus Polen Deutsche ausgesiedelt, vor allem schob man Arbeitsunfähige ab, auch um Wohnraum für die polnische Bevölkerung zu gewinnen, die aus dem sowjetisch besetzten Ostpolen kam. Die Vertriebenen konnten in der Regel 20 kg Gepäck mitnehmen, Sicherheit vor Plünderungen gab es nicht. Zu Jahresende wurden die Aussiedlungen vorerst eingestellt, weil die Behörden der SBZ sich weigerten, weitere Vertriebene aufzunehmen. Aufgrund der winterlichen Witterung starben Vertriebene in Vieh- und Güterwagen. In Reaktion auf die ausführliche und kritische Berichterstattung in der westlichen Presse über die Vorgänge unterbrach Polen die Aussiedlungen. Die Zahl der Vertriebenen, die bis Dezember 1945 ausgewiesen wurden, ist nur schwer bestimmbar und schwankt von 400.000 bis über eine Million (vgl. Nitschke 2004, S. 199 f.).

Die organisierte Zwangsaussiedlung nach den Bestimmungen des Potsdamer Abkommens begann Anfang 1946 in die britische und ab Juli 1946 in die sowjetische Besatzungszone. Die Benachrichtigungsfrist an die Betroffenen betrug jetzt 24 Stunden. Bis zu 40 kg Gepäck und die Mitnahme von 500 Mark waren erlaubt, jedoch keine Wertgegenstände (vgl. ebenda, S. 211). Sicherheit für die Vertriebenen konnte auch zu diesem Zeitpunkt nur ungenügend gewährleistet, Überfälle und Plünderungen nicht verhindert werden. Es kam zu Erfrierungen und Todesfällen, da Züge häufig unversorgt und ohne medizinische Betreuung mehrere Tage unterwegs waren, Krankheiten wie Typhus breiteten sich aus. Im Winter wurde die Aussiedlung wegen der sich häufenden Todesfälle unterbrochen. Die Zahl der 1946 abgeschobenen Deutschen wird mit ungefähr 1.950.000 angegeben (vgl. ebenda, S. 238). Unersetzbare Facharbeiter und Spezialisten wurden weiter in Industrie und Bergbau benötigt und zum Ausbilden polnischer Fachkräfte herangezogen, sie wurden als letztes ausgewiesen.

Ab 1947 wurden die Bedingungen für Sicherheit und medizinische Versorgung der Transporte besser. Insgesamt wurden in den Jahren 1946/47 2.540.480 Deutsche aus Polen ausgewiesen, damit ging die Hauptphase der Vertreibung zu Ende (vgl. ebenda S. 253). „Die 1948 noch in Polen verbliebenen Deutschen waren hauptsächlich unentbehrliche

Facharbeiter für die Wirtschaft, ferner Kriegsgefangene, Personen in Arbeitslagern sowie Kinder ohne Angehörige“ (ebenda S. 255). Die Bedingungen für die verbliebenen Deutschen verbesserten sich allmählich, außer für Kriegsgefangene und Häftlinge in Arbeitslagern, die häufig schwere körperliche Arbeit im Bergbau leisten mussten. Bis 1950 wurden alle deutschen Kriegsgefangenen abgeschoben und der auf dem Potsdamer Abkommen basierende Aussiedlungsprozess abgeschlossen (vgl. ebenda S. 258 ff.). Ausreisewillige deutsche Fachkräfte konnten ab 1950 im Rahmen einer Familienzusammenführung die Ausreise beantragen.

2 Ankunft und Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen in Sachsen

Das dichtbesiedelte Sachsen wurde in den letzten Kriegsmonaten und nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges durch seine nahe geografische Lage zu den ehemaligen Ostgebieten ein hoch frequentiertes Aufnahme- und Durchzugsland für die deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen. Zunehmend überfordert sahen sich die Verwaltungen und Gemeinden mit der Versorgung des nicht endenden Flüchtlingsstroms selbst mit dem Allernotwendigsten. Traumatisierte Flüchtlinge und Vertriebene trafen im – partiell – bombenzerstörten Sachsen auf chaotische Zustände und wurden mit steigender Zahl keineswegs mit offen Armen in den sächsischen Gemeinden aufgenommen.

2.1 Ankunft und Aufnahme der Flüchtlinge im nationalsozialistischen Sachsen

Noch bevor erste Flüchtlinge in Sachsen eintrafen, waren seit 1943 aus dem Westen Deutschlands Bombenevakuirte unterzubringen. Ab Herbst 1944 erreichten dann erste Flüchtlinge aus Westpreußen die sächsische Grenze. Bis Januar 1945 waren ungefähr 182.500 Flüchtlinge in Sachsen eingetroffen (vgl. Schrammek 2004, S. 48). Ab Mitte Januar 1945, mit der Weichsel-Offensive der Roten Armee, kam die Fluchtwelle der Schlesier hinzu. Der beginnende Flüchtlingsstrom fiel zusammen mit der Bombardierung sächsischer Städte durch britische und amerikanische Luftstreitkräfte. Die Angriffe auf Dresden vom 13. bis 15. Februar 1945 forderten über 35.000 Menschenleben^{21]}, darunter auch viele Flüchtlinge, die dort Station machten und glaubten, ihr Leben gerettet zu haben (vgl. Reichardt; Zierenberg 2008, S. 16 f.).

Da Sachsen bis April unbesetzt von feindlichen Truppen blieb, zog es Flüchtlinge vor allem in das von Mutschmann^{22]} geführte Gau. In völlig aussichtsloser Lage rief Mutschmann die Bevölkerung auf, Sachsen mit allen Mitteln zu verteidigen, zahlreiche Hinrichtungen wurden an denen vollstreckt, die sich den Befehlen widersetzten.

Auch Häftlinge aus den im ganzen Reich bestehenden Konzentrationslagern wurden bei heranrückender Front vorzugsweise in das noch nicht besetzte Sachsen deportiert, um die Produktion der dorthin verlagerten Rüstungsbetriebe aufrecht zu erhalten.

Unterbringung (in der Regel in öffentlichen Gebäuden wie Schulen) und Versorgung der

21] Zum Historikertag Oktober 2008 in Dresden wurden neuste Forschungsergebnisse veröffentlicht, dass 18.000 bis maximal 25.000 Menschen bei Luftangriffen im Februar 1945 auf Dresden ums Leben kamen (Dresdner Historikerkommission 2008, S. 2).

22] Der machtbesessene „sächsische Diktator“ schaltete während seiner Amtszeit als Gauleiter und Reichstatthalter Konkurrenten aus und wandelte immer mehr Ressorts so um, dass sie ihm direkt unterstanden; dies wurde zwar von Himmler und Hitler kritisiert, aber nicht unterbunden (vgl. Schaarschmidt 2007, S. 125–140).

Flüchtlinge erfolgte anfangs geregelt durch staatliche und kommunale Behörden. Die NSV, unterstützt von der NS-Frauenschaft, dem Bund Deutscher Mädel (BDM) und der Hitlerjugend (HJ), kümmerte sich bis Kriegsende um die Versorgung der Flüchtlinge (vgl. Schrammek 2004, S. 51).

Die Bevölkerung wurde im Zusammenhang mit der Aufnahme von Flüchtlingen durch die Presse informiert, dass eine unbedingte Meldepflicht für alle besteht, die ihren Aufenthaltsort kriegsbedingt verlassen mussten, vor allem für Beamte, Beschäftigte des öffentlichen Dienstes und Wehrfähige – unter Androhung hoher Strafen, wenn dem nicht nachgekommen wird –, dass die Lebensmittelrationen wegen der „Zurückgeführten“ gesenkt werden müssen, dass die Kleintierhaltung – um Futter zu sparen und dieses für die Bevölkerungsernährung einzusetzen – reduziert werden muss, dass über die Postscheck- und Sparkassenguthaben aus den deutschen Ostgebieten auch in Sachsen bei entsprechendem Nachweis verfügt werden kann und dass von den Gemeindeverwaltungen des Aufenthaltsortes ein „Räumungsfamilienunterhalt“ an die „Zurückgeführten“ ausbezahlt ist. An die „Volksgemeinschaft“ wurde appelliert, eine der obersten Pflichten sei es, den Flüchtlinge zu helfen. Immer wieder wurden Beispiele angebracht, wie solidarisch „Zurückgeführte“ in Sachsen aufgenommen wurden.^{23]}

Mit zunehmender Flüchtlingszahl und der Besetzung Sachsens durch sowjetische und amerikanische Verbände brachen die Verwaltung und die wichtigste Wohlfahrtsorganisation, die NSV, zusammen und damit eine geregelte Unterstützung der Flüchtlinge. Schwer zerstörte Städte, plündernde, vergewaltigende sowjetische Soldaten, Reste deutscher Einheiten, Bombenevakuierte, umherirrende deutsche Flüchtlinge, befreite Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen formten das chaotische Bild am Kriegsende. „Die Zahl der Flüchtlinge bei Kriegsende belief sich – nach vorsichtigen Schätzungen – auf mehr als eine Million“ (Thüsing, Tischner 2005, S. 17).

Auf der Suche nach einer Bleibe und Nahrungsmitteln waren die Flüchtlinge auf sich selbst gestellt. Aus Angst vor der Roten Armee versuchten viele Flüchtlinge in amerikanisch besetztes Gebiet westlich der Mulde zu gelangen, das aber zunehmend abgeriegelt wurde. Andere wiederum, überrollt von der Roten Armee, machten sich auf den Rückweg in die Heimat. An eine unumkehrbare Ausweisung glaubten die wenigsten. Bis die Oder-Neiße-Grenze endgültig Ende Mai 1945 (2. Juni lt. Schrammek 2004, S. 63) in östliche Richtung geschlossen wurde „waren schon etwa 400.000 Flüchtlinge aus der SBZ in ihre Heimat zurückgekehrt. Weitere 800.000 kamen bis Ende Juni aus dem Sudetengebiet zurück. Das

23] In dieser Darstellung folge ich zusammenfassend der Dresdner Tageszeitung „Der Freiheitskampf“ vom 16. März bis 24. April 1945.

bedeutet, dass von knapp 10 Millionen Einwohnern aus den Gebieten östlich von Oder und Neiße rund 7,5 Millionen bis in den Mai 1945 hinein vor der Sowjetarmee flohen, danach machten sich 1,5 Millionen auf den Rückweg“ (Kossert 2008, S. 30).

Der Erleichterung in der unmittelbaren Nachkriegszeit, dass endlich Krieg, Bombenangriffe und die unmittelbare Todesgefahr vorbei waren, standen Hunger, vielfältige Verlust Erfahrungen und Traumatisierung gegenüber.

2.2 Vertriebenenpolitik in Sachsen vom 8. Mai 1945 bis Oktober 1945

Nach Kriegsende war Sachsen im Südwesten von der US-Armee besetzt, im Osten von der Roten Armee und im westlichen Erzgebirge unbesetzt, ab 1. Juli 1945 wurde die sowjetische Befehlsgewalt auf ganz Sachsen ausgeweitet. Obwohl sich das Verhalten der Sowjetarmee gegenüber der Zivilbevölkerung nach Kriegsende besserte, war das Zusammentreffen der Sowjetarmee mit der Bevölkerung begleitet von Misshandlungen und Plünderungen. Flüchtlinge konnten sich am schlechtesten schützen, so wurde etlichen noch die letzte Habe abgenommen, besonders begehrt waren Uhren, Fahrräder, Zugtiere der Flüchtlingstrecks. Flüchtlingsfrauen waren besonders gefährdet, Opfer von Vergewaltigungen zu werden.

Spätestens mit dem 8. Mai waren alle deutschen Zentralbehörden aufgelöst, was einherging mit dem Zusammenbruch aller Koordinierungsmaßnahmen, wie Verteilung und Versorgung der Flüchtlinge; auch die allgemeine Lebensmittelversorgung wurde nicht mehr geregelt und führte in den Industriegebieten am schnellsten zu Versorgungsengpässen. Von sowjetischer und amerikanischer Seite wurden Bürgermeister und Landräte ausgetauscht und meist mit Politikern und Politikerinnen aus der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) und der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) besetzt. In Ostsachsen lag die oberste Entscheidungsbefugnis bei den sowjetischen Kommandanten, die bis zur Errichtung der Sowjetischen Militäradministration Deutschlands (SMAD) am 9. Juni 1945 häufig willkürlich und teilweise widersprüchlich entschieden (vgl. Spurný 2008, S. 155 f.).

Die von der Sowjetischen Militäradministration (SMA) eingesetzten Kommunal- und Stadtverwaltungen regelten erste Hilfsmaßnahmen für Flüchtlinge und Vertriebene auf lokaler Ebene, so Übernachtungen in provisorischen Lagern, Verteilung von Lebensmitteln und medizinische Betreuung. Bei der Errichtung eines Systems von Durchgangslagern griff man auf vorhandene Lager aus dem NS-Regime zurück. Wöchentlich mussten Berichte über die Anzahl der in den Kommunen aufgenommenen und weitergeleiteten Flüchtlinge nach Dresden gemeldet werden, um einen Überblick über die Masse der einströmenden Menschen zu bekommen und die Versorgungssituation regeln zu können.

Die Kommunalverwaltungen, insbesondere grenznaher Orte wie Görlitz und Zittau, standen nahezu hilflos den stetig neu ankommenden Flüchtlingen und Vertriebenen, die nicht mehr beherbergt und verköstigt werden konnten, gegenüber; als einzige Lösung galt die rigorose Weiterleitung der Flüchtlinge ins Landesinnere, eine Koordinierung fehlte jedoch (vgl. Schrammek 2004, S. 65 ff.).^{24]}

Zumeist schlesische Bäuerinnen und Bauern, deren Zuhause grenznah lag, hofften auf eine baldige Heimkehr und wollten die dringenden landwirtschaftlichen Arbeiten baldmöglichst aufnehmen. Sie wurden teilweise von den Verwaltungen in ihren Rückkehrhoffnungen ermutigt, da diese auch noch der Annahme waren, die Ausweisungen seien nicht endgültig.^{25]}

Die sowjetische Besatzungsmacht gründete am 4. Juli die Landesverwaltung Sachsen (LVS), damit sollte auch eine überregionale Steuerung und Kontrolle der Flüchtlingsströme realisiert werden. Für die SMA hatte die Vertriebenenpolitik zuvorderst einen sicherheitspolitischen Hintergrund. „Zu den ersten Beschlüssen der LVS zählte ‚die Anordnung über die Lenkung und Betreuung der Flüchtlinge innerhalb des Landesgebietes in Sachsen‘ vom 12. Juli 1945. Erstens sollte das ‚ungesteuerte Umherziehen von Flüchtlingskolonnen über das Land‘ stärker kontrolliert werden. Zweitens versuchte die Landesverwaltung Maßnahmen zur Unterbringung und medizinischen Versorgung der Flüchtlinge besser aufeinander abzustimmen. Alle neu ankommenden Flüchtlinge waren in Sammellagern zu erfassen und in Richtung Frankfurt/Oder bzw. Mecklenburg weiterzuleiten“ (Donth 2000, S. 50). Die Durchsetzung und Kontrolle der Anordnungen bei den Kreisverwaltungen durch die LVS blieben im Sommer 1945 weitgehend erfolglos.

Auch die sowjetischen Besatzer hatte nach Kriegsende keine Konzeption zur Lösung des Vertriebenenproblems. Durch den anhaltenden Zustrom von Vertriebenen, der sich durch die wilden Vertreibungen aus Schlesien (ab 20. Juni 1945) und der Tschechoslowakei (ab Mitte Mai 1945) verschärfte, wurde die Situation immer prekärer. Es breiteten sich Krankheiten wie Typhus aus und die Kinder- und Säuglingssterblichkeit stieg an. Von Hunger

24] In der amtlichen Bekanntmachung der Stadtverwaltung Meißen und Bezirksverwaltung Meißen-Land vom 05. Juli 1945 heißt es: „Alle seit dem 1.9.1939 aus irgendwelchen Gründen zugezogenen Personen werden hiermit aufgefordert, bis zum 19.07.1945 die Stadt und den Landbezirk Meißen zu verlassen. Die über den 19.07.1945 erteilten Aufenthaltsgenehmigungen werden für ungültig erklärt ... eine Verteilung von Lebensmitteln bzw. Lebensmittelkarten nach Ablauf der aufgeführten Termine findet nicht mehr statt“ (Archiv Nossen 1945, Band I Flüchtlingswesen, Abt. I VI Archiv-Nr. 206, S. 3).

25] Der Landrat zu Meißen weist die Gemeindeältesten des Kreises Meißen an: „Mit Hinblick auf die auch mir bekannten Schwierigkeiten bitte ich, Flüchtlinge aus näher gelegenen Kreisen wie aus ... Niederschlesien ... , denen es zuzumuten ist, dass sie ihre Heimat aufsuchen, aufzufordern Ihre Gemeinde bis 30.6.1945 zu verlassen. Flüchtlinge aus entfernter gelegenen Kreisen wie Ostpreussen, Westpreussen, Oberschlesien, Breslau usw. werden bis zum genannten Zeitpunkt nur dann auszuweisen sein, wenn die Ausweisung zumutbar ... ist, ...“ (Treutler 14.06.1945 Archiv Nossen 1945, Band I Flüchtlingswesen, Abt. I VI, Archiv-Nr. 206, S. 1).

gequälte Vertriebene begingen Feld- und Plantagendiebstähle, die die zukünftige Ernte gefährdeten.

Am 17. Juli unterbreitete der KPD-Funktionär Ulbricht seinen Ansiedlungsplan, in dem Sachsen nicht als Ansiedlungsland erwähnt wurde. Im Befehl des SMAD-Chefs Schukow vom 19. Juli 1945 „Zur zweckmäßigen Verteilung der Bevölkerung in der Sowjetischen Besatzungszone“ war Sachsen als Aufnahmeland auch nicht vorgesehen (vgl. Donth 2000, S. 52).

Mit diesen Legitimationen höchsten Ranges begannen die Kommunalverwaltungen teils rigoros die Vertriebenen – selbst diejenigen, die Arbeit und Wohnraum gefunden hatten – auszuweisen, stellten die Ausgabe von Lebensmittelkarten ein und sogar die private Beherbergung von Flüchtlingen unter Strafe; mitunter glichen Ausweisungen einer zweiten Vertreibung. Bis Ende September 1945 folgten in den Gemeinden stetig Anordnungen zur Ausweisung der Flüchtlinge^{26]} und Vertriebenen mit festen Terminen, bis wann die Menschen abgeschoben werden sollten.^{27]}

Die Weiterleitungen nach Mecklenburg, Brandenburg und Thüringen gestalteten sich aber keineswegs problemlos, da die dortigen, nicht in Kenntnis gesetzten Behörden die Transporte mit den Vertriebenen teilweise zurückschickten. Mit den einzelnen Länderverwaltungen erfolgten keine oder nur ungenügende Absprachen.^{28]} Bis Oktober 1945 wurden tausende Flüchtlinge abgeschoben (vgl. Schrammek 2004, S. 74).

Weder die SMAD noch die Landesverwaltungen hatten konstruktive Lösungsansätze zur Bewältigung des nicht versiegenden Flüchtlingsstroms. Am 21. August verständigten sich die Provinzialverwaltungen von Thüringen, Brandenburg und Provinz Sachsen mit Unterstützung der jeweiligen SMA über Gegenmaßnahmen zur sächsischen Ausweisungspraxis.

26] Die LVS definierte in der Rundverfügung Nr. 2 vom 10.08.1945, wer als Flüchtling galt: „(A)lle die Personen, die nach dem 1. Oktober 1944 nach Sachsen ‚zugezogen‘, sowie diejenigen, die nach dem 1. Juli 1943 in das Land gekommen waren und am Tage der Herausgabe der Rundverfügung kein Arbeitsverhältnis nachweisen konnten“ (Donth 2000, S. 55 f.).

27] Bekanntgabe des Bürgermeisters von Nossen vom 23. August 1945: „Nach auf einem schriftlichen Befehl des Marschalls Shukow beruhenden letzten Anordnungen der Landesregierung: 1. Die Abreise der Flüchtlinge von nach dem 1. Oktober 1944 bzw. 1. Juli 1943 hat sofort zu erfolgen und muß am 31. August 1945 beendet sein. 2. Alle Einwohner, die nach dem 31. August Flüchtlinge ohne Ausnahme genehmigung Unterkunft gewähren, sind zu bestrafen. 3. Den Flüchtlingen, die sich weigern abzureisen, soll alles Gepäck beschlagnahmt werden. 4. Für etwaige Nichtdurchführung des Befehls sollen die Behörden bestraft werden. ...“ (Archiv Nossen 1945, Band I, Flüchtlingswesen, Abt. I VI, Archiv Nr. 206, S. 21).

28] Abstimmungen unter den Provinzialverwaltungen scheiterten unter anderem auch, weil zu geplanten Verhandlungen wegen mangelnder Transportmöglichkeiten nicht alle Vertreter anwesend sein konnten: Verkehrswege waren durch Kriegshandlungen zerstört; bestimmte Eisenbahnstrecken durch die Besatzungsmacht für deutsche Züge gesperrt; außerdem begann sofort nach Kriegsende die Demontage von Eisenbahnlinien (vgl. Schrammek 2004, S. 58).

Als Ergebnis der Verständigung wurden die Landesgrenzen vorerst geschlossen und die Vertriebenen zurückgewiesen, was die zugespitzte Situation in Sachsen noch verschärfte, da der Flüchtlingsstrom aus dem Osten weiter anhielt (vgl. Donth 2000, S. 57 f.).

2.3 Vertriebenenpolitik in Sachsen ab Oktober 1945

Neben der Kritik von Kommunen, Kirchen und auch der Liberal-Demokratischen Partei Deutschlands (LDP) und der Christlich Demokratischen Union (CDU) an der auf Länderebene kontrovers betriebenen Vertriebenenpolitik, stellten die Millionen Vertriebenen ein Sicherheitsproblem in der SBZ für die SMAD dar, man befürchtete Unruhen innerhalb der Bevölkerung. Um die Vertriebenenproblematik in den Griff zu bekommen, sollte sie von einer zentralen Stelle koordiniert werden, die mit einem SMAD-Befehl über die Gründung einer zeitweiligen deutschen „Zentralverwaltung für Umsiedler“ (ZVU) in Berlin am 14. September ins Leben gerufen wurde. Diese stand ausschließlich unter kommunistischer Leitung (vgl. ebenda, S. 95–103) und kehrte die Politik Sachsens ins Gegenteil: am 2. Oktober wurde der Stopp aller Bevölkerungsbewegungen angeordnet.

Die ZVU regte die Bildung von lokalen „Umsiedlerausschüssen“ an, die aus Einheimischen und Vertriebenen bestehen sollten, um damit die Aufnahmebereitschaft der einheimischen Bevölkerung zu fördern, Gleichberechtigung zwischen Einheimischen und Vertriebenen herbeizuführen und korrigierend auf die Gemeindeverwaltungen einzuwirken. „... man müsse in der SBZ ‚eine riesengroße Solidaritätsaktion durchführen, und so arm wir auch sind, müssen wir den Umsiedlern, die noch weniger haben als wir, helfen.‘ Dabei gehe es um eine gemeinsame Verteilung des Mangels ‚auf dem kleinen Raum, den wir nunmehr nach dem verbrecherischen Raubkrieg Hitlers bewohnen müssen,‘ um den ‚Umsiedlern‘ eine ‚neue Heimat am Ort zu geben‘, an den sie nun eingewiesen würden.“^{29]} Die Bildung von „Umsiedlerausschüssen“, die der ZVU unterstanden und keinesfalls eigenständig waren, erfolgte aber nur zögerlich und in Sachsen vorerst gar nicht.

Ab Oktober 1945 wurde unter der SMAD-Vorgabe nur noch von „Umsiedlern“ in den Verwaltungen gesprochen. Die sowjetische Besatzungsmacht verfolgte ein verbindliches Einbürgerungskonzept, das in einem kurzen Zeitraum von den deutschen Behörden zu realisieren und durch die Besatzungsbehörden zu kontrollieren war. Dabei forderte die Besatzungsmacht in der SBZ von den Deutschen, Vertreibung sowie Verlust der ehemaligen Ostgebiete als Teil der deutschen Wiedergutmachung für die NS-Verbrechen in Osteuropa anzuerkennen. Von den Vertriebenen wurde eine völlige Assimilation in die Ankunftsgesellschaft verlangt (vgl. Wille 1997, S. 38). „Das schrittweise ausgeformte sowjetzonale

^{29]} Vgl. Bundesarchiv Abt. Potsdam 1945, zit. nach Schwartz 1997, S. 164 f., Hervorhebung entfernt.

Integrationskonzept beruhte auf fünf Säulen:

1. Politisch-ideologische Einflußnahme und Umerziehung der Vertriebenen mit dem Ziel, ihnen die deutsche Kriegsschuld und die sich daraus ergebene Pflicht zur Wiedergutmachung bewußt zu machen, sie im Denken, Fühlen und Handeln von den bisherigen Biographien und der alten Heimat abzukoppeln, ihnen ein neues Heimatbewußtsein einzupflanzen sowie die Mehrheit für das aktive Mitwirken am Wiederaufbau und am gesellschaftlichen Umgestaltungsprozess in der SBZ zu gewinnen.
2. Völlige rechtliche Gleichstellung mit der Wohnbevölkerung.
3. Unterbringung und Versorgung mit Wohnraum.
4. Kurzfristiges Einfügen der Erwerbstätigen in den Arbeitsprozeß.
5. Soziale Unterstützung der Alten, Versehrten und Nichterwerbsfähigen im Rahmen der knapp bemessenen Möglichkeiten“ (ebenda, S. 38 f.).

Am 17. bzw. 19. Oktober erging die Anweisung der LVS über das Ausweisungsverbot an die sächsischen kommunalen Leitungsebenen. Darin wurde geregelt, dass alle „Umsiedler“,^{30]} die sich vor dem 1. Oktober 1945 in Sachsen aufhielten, in Sachsen anzusiedeln und sofort als sächsische Bürger zu behandeln sind. Ausweisungen wurden verboten und Lebensmittelkarten waren auszuteilen. Dies stellte de facto den Beginn als Ansiedlungsland dar, obwohl alle seit 1. Oktober Eintreffenden keine Aufnahme erhielten und weitergeleitet werden sollten. Das änderte sich im März 1946, als Sachsen zum regulären Ansiedlungsland^{31]} erklärt wurde und Vertriebene aus Schlesien und dem Sudetenland^{32]} aufnehmen musste. Ende 1946 betrug der Anteil der Vertriebenen an der sächsischen Bevölkerung 13,9 % (vgl. Donth 2000, S. 150). 1947 wurden zwischen 160.000 und 200.000 Vertriebene in Sachsen aufgenommen, damit lebten Ende 1947 annähernd eine Million Vertriebene in Sachsen, der Anteil an der Gesamtbevölkerung stieg auf 17,2 %.^{33]} Obwohl auch 1948/1949 zehntausende Vertriebene nach Sachsen kamen, ging der Anteil der Vertriebenen, gemessen an der Kernbevölkerung, leicht auf 16,6 % zurück, ursächlich dafür war die Westabwanderung Vertriebener (vgl. ebenda, S. 330 f.).

30] Die Anzahl der Betroffenen wird mit rund 740.000 angegeben (vgl. Schrammek 2004, S. 139).

31] Vertriebene in Sachsen – siehe Tabellen 6–8, Anhang S. 133.

32] Eine Sondergruppe unter den Vertriebenen bildeten die etwa 50.000 sudetendeutschen „Antifa-Umsiedler“, die in der SBZ aufgenommen wurden und durch die Mitnahmemöglichkeit ihres beweglichen Eigentums und bevorzugende Eingliederungsmaßnahmen privilegiert waren (Hoorn 2004, S. 61 ff.).

33] Im Vergleich zu anderen Ländern der SBZ hatte Sachsen bis April 1949 prozentual die wenigsten Vertriebenen aufgenommen (ab 1949 erfolgte in der SBZ keine Registrierung der Vertriebenen mehr). Mecklenburg-Vorpommern hatte den höchsten Vertriebenenanteil mit 43,3 % an der Gesamtbevölkerung (vgl. Kossert 2008, S. 196).

Aufnahme oder Weiterleitung Vertriebener in der SBZ wurde bereits Ende 1945 unter die zentrale Leitung der ZVU gestellt, die unter der Kontrolle der sowjetischen Besatzungsmacht stand, dabei legte die Quote der aufzunehmenden Vertriebenen die SMAD zentral fest (vgl. ebenda S. 147).

Der Wechsel zur Ansiedlungspolitik führte zu geänderten Aufgaben; Aufnahmepunkte und Quarantänelager wurden ausgebaut. Vor einer privaten Unterbringung mussten sich die Vertriebenen bei einem 14-tägigen Aufenthalt in einem Quarantänelager der medizinischen Kontrolle zur Eindämmung von Infektionskrankheiten unterziehen.

Westsachsen war durch die anfänglich amerikanische Besetzung und deren Grenzabsicherung weitaus weniger dicht von Vertriebenen bevölkert als Ostsachsen, besonders hoch war der Anteil Vertriebener östlich der Mulde und westlich von Oder und Neiße. Bei der ausgleichenden Umverteilung der Vertriebenen innerhalb Sachsens wurden viele zu einem erneuten Ortswechsel gezwungen, auch wenn sie bereits Unterkunft und Arbeit hatten. Überbelegte Orte sollten entlastet werden und bei der Neuverteilung sollten gezielt Eingliederungsmöglichkeiten in den Arbeitsmarkt und vorhandener Wohnraum berücksichtigt werden, während die Gemeinden versuchten, um ihre Sozialausgaben einzugrenzen, besonders diejenigen Vertriebenen loszuwerden, die auf öffentliche Unterstützung angewiesen waren, also Frauen mit Kindern, Arbeitsunfähige und Alte (vgl. Schrammek 2004, S. 140 ff.).

In Sachsen oblagen die Maßnahmen der Vertriebenenpolitik den „Umsiedlerabteilungen“ der LVS, die ähnlich wie die ZVU in folgende Ressorts aufgeteilt waren: Leitung, Verteilung und Abrechnung, Organisationsabteilungen mit Unterabteilung Lagerbetreuung und Wirtschaft, Finanzen, Statistik, Transport und Sanitätsabteilung (vgl. Donth 2000, S. 116–128). Hierarchisch unterstanden die ZVU und die „Umsiedlerabteilungen“ der LVS der SMA, die alle Grundsatzentscheidungen traf und deren Umsetzung steuerte und kontrollierte. Oberstes Ziel der SMAD war ein schneller Eingliederungsprozess der „Umsiedler“ und „Umsiedlerinnen“. Die SMAD regelte den Transport und die Ansiedlungspolitik in den Provinzen und Ländern der SBZ. Das ausführende Organ der SMAD-„Umsiedlerabteilung“ war der ZVU. Ähnlich bestimmt wurde die „Umsiedlerabteilung“ der LVS durch die Vorgaben und die Kontrollen der Sowjetische Militäradministration in Sachsen (SMAS). Die hierarchische Einbindung der Kommunal- und Landesverwaltungen in jeweils sowjetische und deutsche übergeordnete „Umsiedlerabteilungen“ gestaltete sich problematisch durch unterschiedliche Anweisungen der jeweiligen Vorgesetzten.

Mehrfach gab es personelle Umstrukturierungen der „Umsiedlerabteilung“ der LVS. Die

Funktionen wurden mehrheitlich mit Kommunisten und Kommunistinnen besetzt, in den Schlüsselpositionen generell, was im Interesse der SMAS und der ZVU lag. Sozialdemokraten bekamen die undankbarsten Aufgaben, wie Sicherung der Lager mit Lebensmitteln und Versorgungsgütern, nur vereinzelt wurden Positionen an Liberale und Parteilose vergeben.

Unter der Leitung von Otto Knoch war die „Umsiedlerabteilung“ durch unzulängliche Personalpolitik gekennzeichnet und konnte dadurch ihrer Aufgabe, die Lage der Vertriebenen zu verbessern und ausreichend Unterkunft bereitzustellen, nicht entsprechend nachkommen und die politische Situation nicht entschärfen. Kritik kam von der SMAD und ZVU, die letztlich zur Absetzung Knochs führte. Chwalcyk (ZVU) resümierte über die LVS-Umsiedlerabteilung: „Das Umsiedleramt hat bisher wenig Interesse für die Methoden der Eingemeindung, für die wohnliche Unterbringung, für die soziale Fürsorge und die Wiedereingliederung der Umsiedler in den Arbeitsprozeß an den Tag gelegt und die Initiative dafür mehr oder weniger den örtlichen Behörden überlassen“ (Chwalcyk zit. nach Donth 2000, S. 128).

2.4 Aufnahme und Unterbringung der Flüchtlinge und Vertriebenen in Lagern

Das System von Auffang-, Durchgangs-^{34]} und Quarantänelagern^{35]} unterstand ab Herbst 1945 der Befehlsgewalt der SMAD. Die Umsetzungen der Entscheidungen oblagen den deutschen Verwaltungen der ZVU und LVS. In den Lagern wurden die Flüchtlinge gesammelt und nach Alter, Geschlecht und Beruf registriert. Oberstes Ziel war es, Seuchen einzudämmen, deshalb erfolgte eine medizinische Betreuung, Kranke wurden im Lager zurückgehalten. Gehäuft wurden Fälle von Typhus, Diphtherie, Fleckfieber und Durchfallerkrankungen festgestellt. Verursacht wurden die Erkrankungen durch schlechte hygienische Bedingungen während der Transporte, unzureichende Ernährung und mangelhafte Bekleidung sowie den ohnehin geschwächten Gesundheitszustand der Vertriebenen wegen der schlechten Behandlung in den Vertreibungsgebieten. Hinzu kam die psychische Belastung durch den Verlust der Heimat und des sozialen Gefüges, den Tod oder die Trennung von Bezugspersonen (vgl. Schrammek, 2004, S. 121).

Ab September 1945 wurde eine zweiwöchige Quarantäne für alle in Sachsen eintreffenden Vertriebenen festgelegt. Es gab Entlausungsstationen und sanitäre Anlagen in den Lagern. Hier fanden die Vertriebenen nach den Transporten eine kurze Zeit der Ruhe, es gab

34] Beispielsweise wurden im Juni 1946 600.000 Sudetendeutsche in circa 490 Transporten durch Sachsen geschleust, deren medizinische Betreuung sicherzustellen war (vgl. Donth 2000, S. 146).

35] Quarantänelager im Land Sachsen – siehe Tabelle 9, Anhang S. 134.

Betten, wenn auch nicht immer in ausreichender Zahl und für die Ernährung, wenn diese auch karg ausfiel, wurde gesorgt. Sie waren in den Lagern letztmalig „unter sich“.

Eine große Zahl kleinerer Lager wurde zugunsten von größeren, wirtschaftlicheren Lagern aufgegeben. Anzahl und Fassungsgröße wurde durch die SMAS den jeweils aufzunehmenden Vertriebenen angepasst und belief sich 1945/46 auf über 50.000 Plätze (vgl. Donth 2000, S. 129 f.).

Um die stetig neu ankommenden Vertriebenen aufnehmen zu können, musste eine schnelle Ansiedlung oder Weiterleitung erfolgen. Für die Zeit des Aufenthalts in den Lagern wurden Beschäftigungsmöglichkeiten geschaffen, wie Wäschereien, Näh- und Friseurstuben, Schlossereien, Tischlereien, Schuhmacherwerkstätten und Schmieden, die den Vertriebenen helfen sollten, ihre Sachen zu reparieren und die Zeit sinnvoll zu gestalten. Für Kinder wurden in einigen Lagern Kindergärten eingerichtet (vgl. Plato; Meinicke 1991, S. 42 f.). Schon in den Lagern begann die politische Propaganda der KPD, beziehungsweise später der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) und wurde zunehmend ausgebaut, um die Vertriebenen für ihre Politik zu gewinnen. Generell oblagen alle Veranstaltungen der Genehmigung durch die SMAS. Dabei wurden die Abhaltung von Gottesdiensten und Veranstaltungen anderer Parteien weitestgehend unterbunden. Des weiteren versuchte man in den Lagern NS-belastete Personen ausfindig zu machen.

3 Integrationsmaßnahmen für Vertriebene in Sachsen

Um den vielfältigen Benachteiligungen der Vertriebenen, die rechtlich den Einheimischen gleichgestellt waren, entgegenzusteuern und ein Aufgehen in den Ansiedlungsgebieten zu fördern, wurden von den politisch Verantwortlichen verschiedene Maßnahmen zur materieller Unterstützung getroffen, auf die im Folgenden näher eingegangen wird. Einleitend wird die Ausgangssituation der Flüchtlinge und Vertriebenen dargestellt.

3.1 Die Lage der Vertriebenen nach ihrer Ankunft am Ansiedlungsort

Unter der Notsituation nach dem Zweiten Weltkrieg, gekennzeichnet durch kriegsbedingte Ernteverluste und nachfolgende Nahrungsmittelknappheit,^{36]} Zerstörung von Wohnraum, Infrastruktur und Betrieben, litten besonders die Vertriebenen. Sie hatten mit dem Verlassen ihrer Heimat auch ihre Selbständigkeit, ihr bisheriges Lebenswerk, ihren Besitz oder ihre Arbeitsstelle aufgeben müssen. Sie waren aus dem haltgebenden sozialen Gefüge in den Heimatgemeinden gerissen, oft waren Familienangehörige auf der Flucht umgekommen. Je nachdem, welche Möglichkeiten für die Flucht – also, ob mit eigenem Pferdefuhrwerk oder per Bahn – bestanden, hatten einige wenigstens einen Teil ihres Hausrates oder sogar wertvolle Zugtiere retten können. Diejenigen, die nach dem Krieg während der wilden Vertreibungen ihre Heimat verlassen mussten, konnten kaum etwas retten. Die ab 1946 Ausgewiesenen konnten hingegen 40 bis 50 kg Gepäck und bis 500 RM mitnehmen und waren auch weniger Plünderungen ausgesetzt (vgl. Schrammek 2004, S. 152 ff.).

In der Nachkriegszeit bekam gegenüber dem Erwerb von Waren gegen Geld das Tauschgeschäft auf dem Schwarzmarkt eine größere Bedeutung (vgl. Reichardt; Zierenberg 2008, S.84 ff.). Hier hatten die Vertriebenen die schlechteren Zugangsmöglichkeiten gegenüber Einheimischen, denn sie besaßen kaum überzählige Dinge zum Tausch gegen Lebensmittel oder Bekleidung.

3.2 Das Verhältnis zwischen Vertriebenen und Einheimischen

Die von beiden deutschen Staaten publizierte Einschätzung der erfolgreichen schnellen Integration mit raschem Anschluss der Vertriebenen an die Alteingesessenen gilt heute als widerlegt. „Daß die deutsche Nachkriegsgesellschaft eine „Gesellschaft in Bewegung“ (U. Herbert) war, in der Vertriebene auf viele andere Migrantengruppen stießen, ist richtig, hatte jedoch keineswegs eine erhöhte Integrationsbereitschaft dieser Gesellschaft zur Folge. Statt Solidarität und Integration kennzeichneten Fragmentierung und sozialer Konflikt

36] Die Rationierung für Lebensmittel wurde nach dem Krieg beibehalten und verschärft, die Kartenzuteilung erfolgte je nach Schwere der Arbeit (vgl. Schrammek 2004, S. 152).

die (gesamt-) deutsche Gesellschaft. Die kollektiven Nachkriegs-Identitäten der „Vertriebenen“ und „Einheimischen“ bildeten sich durch wechselseitige Aus- und Abgrenzung, eine Vergesellschaftung beider Gruppen fand zunächst als von fremden Besatzungsmächten „verordnete Konfliktgemeinschaft“ statt, bevor gesellschaftliche – besonders arbeitsgesellschaftliche – Integrationsprozesse zu greifen begannen“ (Schwartz 2004, S. 8).

Sowjetische Besatzungsmacht und SED forderten eine Assimilation der Vertriebenen mit der einheimischen Bevölkerung und ließen keine offene Diskriminierung zu. In der Nachkriegsgesellschaft hat „das millionenfache deutsche Vertriebenenproblem weder zu Revanchekriegen mit anderen Nationen noch zu Bürgerkriegen zwischen Vertriebenen und Einheimischen geführt (...). Die äußere Aggression wurde allerdings wesentlich durch die totale Kriegsniederlage Deutschlands und durch alliierte Oberherrschaft unterbunden“ (ebenda, S. 14). Trotzdem verursachten die erzwungenen Einweisungen der Vertriebenen erhebliche Spannungen mit der einheimischen Bevölkerung, die nun in ihren Wohnungen und Häusern Zimmer abgeben und Hausrat teilen mussten.

„Soziale Gerechtigkeit zwischen Kriegsfolgegeschädigten und Nichtgeschädigten schien im ersten Nachkriegsjahrzehnt nur über graduelle Umverteilung von Privatbesitz zu Lasten der Letzteren erreichbar“ (ebenda S. 626). Bei den Einheimischen herrschte zunächst Fassungslosigkeit, je mehr Flüchtlinge und Vertriebene aus den Ostgebieten kamen. Anfängliche Hilfsbereitschaft schlug in Vorurteile, Abwehr und Ausgrenzung gegenüber den Vertriebenen um, die „als unerwünschte Fremde und Konkurrenten um die knappen Ressourcen“ galten (ebenda, S. 10). Dies war ein erneuter Schock für die Vertriebenen, die nach brutalen Vertreibungserfahrungen nun bei der Ankunft auf ablehnende deutsche Landsleute stießen. „Doch schon bald wurden die Überlebenden beschimpft als „Flüchtlingsschweine, Polacken, Rucksackdeutsche, 40-kg Zigeuner“... Was fremd an ihnen wirkte, was in abträglicher Weise auf flüchtiges hinwies, etwa „feige“, „fliehend“, „nicht seßhaft“, „herumziehend“, „entwurzelt“, „heimatloser Geselle“, oder einfach „asozial“. Man nahm die Vertriebenen insgesamt als Unterschicht wahr ...“ (Kossert 2008, S. 49).

Spannungen resultierten aus Unterschieden in sozialer Herkunft, Konfession, Bildungsstand und Wertvorstellungen. Die gesellschaftlich offene, aber mittellose Stadtbevölkerung traf auf eine distanzierte, traditionelle Dorfgemeinschaft. Die Vertriebenen waren Fremde, die einen anderen Dialekt sprachen, andere Umgangsformen pflegten und gegebenenfalls anders kochten, die Feste anders feierten.

Wenn die Vertriebenen, die mehrheitlich in ländlicher Gegend^{37]} angesiedelt wurden, zu den Bahnhöfen oder Sammelplätzen kamen, suchten sich die Einheimischen ihre „Untermieterinnen und -mieter“ nach Möglichkeit danach aus, ob sie arbeitsfähig waren und so als Mägde und Knechte einen Ersatz für die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter darstellten. Am willkommensten waren sie, wenn sie Zugtiere mitbrachten, die die eigenen, von der Wehr- oder später von der Besatzungsmacht beschlagnahmten Tiere ersetzen konnten. Am benachteiligsten waren allein stehende Frauen mit kleinen Kindern und Gebrechliche.

Die ablehnende Haltung hatte ihre Ursache auch im jahrelang gepredigten Rassismus. „Alte Vorurteile gegen Menschen „aus dem Osten“, die durch den Nationalsozialismus noch verstärkt worden waren, trugen erheblich zu dieser Angst vor Überfremdung und dem Verlust der eigenen, in Tradition verhafteten Identität bei“ (Kossert 2008, S. 84). Je weiter östlich Vertriebene ihre Heimat hatten, desto stärker war die Ablehnung. Ein zivilisierter Umgang mit sozialen Konflikten war unter der NS-Herrschaft weder angestrebt noch ausgeprägt worden. Die Vorgänge werden mit „Entsolidarisierung der deutschen Zusammenbruchsgesellschaft“ beschrieben (Schwartz 2004, S. 626).

3.3 Ansiedlung und Versorgung mit Wohnraum

Durch Kriegszerstörungen war der Wohnungsmarkt desaströs, schon vor Kriegsbeginn waren Wohnungsbau und Sanierung zugunsten kriegswichtiger Objekte vernachlässigt worden. Die Wohnfläche pro Person ging zurück von 16,2 m² 1939 auf 8,3 m² im Jahr 1945^{38]}. Als die ersten Flüchtlinge 1944 kamen, wurden die Zuweisungen von Wohnraum und Hausrat durch das seit 1939 bestehende Reichsleistungsgesetz geregelt (vgl. Schrammek 2004, S. 201 f.).

Die SMAD forcierte die schnelle und dauerhafte Ansiedlung von Vertriebenen, die nur durch die Nutzung von Privat- und Notwohnungen durchführbar war. Auch mussten die Lager für Neuankömmlinge freigeräumt werden.

Das unfreiwillige Einquartieren der Vertriebenen zur Untermiete führte zu Konflikten mit den Einheimischen, für die es ein unerträgliches Eindringen in ihre Privatsphäre darstellte. Häufig musste auch noch der Hausrat geteilt werden. Die Kommunalverwaltungen, die die Ansiedlungen realisieren mussten, versuchten sich den Zuweisungen zu widersetzen,

37] Von den rund einer Million Vertriebenen, die Ende 1947 in Sachsen lebten, wurden circa 80 % in Landkreisen angesiedelt, die damit einen doppelt so hohen Anteil Vertriebener aufwiesen als Stadtkreise (vgl. Donth 2000, S. 330).

38] Beschädigte Wohnungen Mai 1945: 315.700 / Instandsetzungen bis September 1945: 195.951 / fehlende Wohnungen durch den Zuzug von Vertriebenen 1946: 573.056 (vgl. Donth 2000, S. 137).

um ihre Gemeinden nicht zu belasten, was wiederum zu Konflikten mit der LVS und der SMAS führte.

Vorrangig wurden Vertriebene in ländliche Regionen eingewiesen, laut SMAS-Anweisung vom 26.9.45 wurde festgelegt, dass es zu keiner Ansiedlung in Städten mit über 50.000 Einwohner kommen sollte, Arbeitsmarktbedürfnisse fanden 1945 noch keine Berücksichtigung (vgl. Donth 2000, S. 139).

Am 8.3.1946 wurde durch ein Kontrollratsgesetz der Alliierten (Wohnungsgesetz) ein rechtlicher Rahmen zur Zwangseinweisung von Vertriebenen in belegte Wohnungen erlassen (vgl. ebenda, S. 140 f.). Die Durchführung der Verordnung oblag den deutschen Wohnungsämtern. „Diese erhielten mit dem Gesetz das Recht:

1. zweckentfremdeten Wohnraum dem ursprünglichen Verwendungszweck zuzuführen;
2. einen Wohnungstausch anzuordnen, wenn das eine bessere Verteilung des vorhandenen Wohnraumes ermöglichte;
3. den vorhandenen Wohnraum um- und ausbauen zu lassen;
4. dringende Reparaturen an Häusern und umfassende Baumaßnahmen in den Gemeinden, in denen der Wohnraumdurchschnitt pro Person unter vier Quadratmeter lag, durchführen zu lassen“ (Plato; Meinicke 1991, S. 49).

Um das Gesetz an die besonderen Bedingungen der SBZ anzupassen, wurde eine Durchführungsverordnung von der Deutschen Verwaltung für Arbeit und Sozialfürsorge (DVAS) am 27. Juni 1946 in Übereinstimmung mit der SMAD erlassen, in dem die Begriffe Wohnraum und Wohnung definiert wurden, um damit die Wohnraumlenkung auf allen Ebenen zu vereinheitlichen. Es erfolgte die Bildung von Wohnungsausschüssen, in denen auch Vertriebene vertreten waren. „Nach den Bestimmungen dieser Verordnung unterlag der gesamte vorhandene, wiederinstandgesetzte und neu zu erstellende Wohn- und Geschäftsraum in den Ländern und Provinzen der öffentlichen Bewirtschaftung durch die Wohnungsbehörden“ (ebenda, S. 50). Es konnte nun auch gegen den Widerstand der Vermieter und Vermieterinnen eine Wohnraumeinweisung an Vertriebene erfolgen.

DVAS und SMAD legten im Juli 1946 fest, dass bei der Wohnraumvergabe arbeitsmarktpolitische Gesichtspunkte und die Vorrangigkeit der Bedürfnisse von Opfern der NS-Diktatur und von Antifaschisten zu berücksichtigen seien (vgl. Donth 2000 S. 142).

Der Interessenausgleich von Kernbevölkerung und Vertriebenen bei der Wohnraumzuteilung und der nachfolgenden Haushaltsteilung war eine Aufgabe der Umsiedlerausschüsse, des weiteren sollten sie alle mit der „Umsiedlung“ entstehenden Fragen lösen, eine positive Einstellung der Kernbevölkerung zur Aufnahme herstellen und Umsiedlersprechstunden

durchführen.^{39]} Die Ausschüsse bestanden aus Mitgliedern der Blockparteien, der Gewerkschaft, der Frauen- und Jugendgremien, der Volkssolidarität und aus Vertriebenen, die aber nur in Minderheit vertreten waren.

Eine ausreichende Bereitstellung von Wohnraum für Vertriebene konnte in den Nachkriegsjahren nicht realisiert werden, denn an Wohnungsneubau war wegen des Mangels an Baumaterial und fehlender Handwerkerkapazität nicht zu denken. Nur vorhandener Wohnraum konnte bestmöglich verteilt werden, damit wurde aber wesentlich in die Rechte der Hauptmieter und -mieterinnen oder Eigentümer und Eigentümerinnen eingegriffen. 1948 verkomplizierte sich der Ansiedlungsprozess, weil in den sächsischen Kohle- und Uranabbaugebieten, die immerhin 13 Kreise und Städte umfassten, eine Ansiedlung ohne entsprechende berufliche Eignung verwehrt wurde (vgl. ebenda, S. 336).

1949 wurde eine Überprüfung der Wohnraumverhältnisse durch die Deutsche Wirtschaftskommission (DWK) durchgeführt, um eine Verbesserung der Wohnsituation zu erreichen. In Sachsen erfolgten die Wohnungsbegehungen durch Umsiedlerausschüsse, deren Ergebnisse propagandistisch in der Presse veröffentlicht wurden. „Der Abschlußbericht zählte die Erfolge auf: die Erfassung von unterbelegten Wohnungen, und zweckentfremdet zu Gewerbebezwecken genutzten Räumen. ‚Nach den vorliegenden Meldungen ist im Zuge dieser Aktion eine Verbesserung der Wohnverhältnisse bei 9.778 Umsiedlerfamilien und 8.157 Werkträgern durchgeführt worden‘. Vergleicht man diese Zahlen mit der Zahl der Vertriebenen in Sachsen, so waren etwa 5 % der Vertriebenen von dieser Aktion betroffen“^{40]}.

Immerhin hatten Ende 1949 50 % der Vertriebenen eine eigene Wohnung. Die andere Hälfte lebten zur Untermiete, in Massenquartieren, Lagern und provisorischen Wohnräumen, wie Böden, Schuppen, Kellern (vgl. Donth 2000, S. 336). Vor allem große Familien waren benachteiligt und lebten in Baracken, die schlechte Wohnbedingungen boten, da der Wohnraum zur Untermiete für sie zu klein war. Teilweise hatten sich die Vertriebenen mit der Zeit in den Baracken eingerichtet, bestellten das Gartenland ringsum und betrieben Kleintierhaltung, um die Ernährungssituation zu verbessern (vgl. Schwab 2001, S. 236). In den 50er Jahren lässt sich eine soziale Aufspaltung der Wohnverhältnisse feststellen, bei älteren Menschen und allein stehenden Müttern sind weiterhin schlechte Verhältnisse festzustellen. Zum anderen entspannt sich die Wohnungssituation durch die anhaltende

39] Die von der ZVU in den Ländern forciert Bildung von Umsiedlerausschüssen gelang in Sachsen erst Anfang 1946, vorher war die Volkssolidarität mit den Aufgaben betraut. Die Gemeinden begannen nur sehr zögerlich Umsiedlerausschüsse zu bilden, in denen sie nur zusätzliche Arbeit sahen. Erst im Frühjahr 1947 waren im wesentlichen die Umsiedlerausschüsse gegründet, deren Arbeit aber von fraglicher Effizienz war (vgl. Schrammek 2004, S. 194 ff.).

40] LRS, „Bericht über die Aktion zur Verbesserung der Wohnverhältnisse der Umsiedler und Werkträgern“ (SächsHStA, LRS; MfAS 28, Bl. 114. zit. nach Schrammek 2005, S. 199).

Abwanderung in die BRD und den Beginn des Wohnungsbauprogramms (Neubaumietwohnungen) in Städten und Dörfern, wobei gesagt werden muss, dass die Wohnungsknappheit bis zum Ende der DDR bestand (vgl. Schrammek 2004, S. 199 ff.).

3.3 Die Versorgung der Vertriebenen mit Hausrat und Bekleidung

Da, wie schon erwähnt, die meisten Vertriebenen völlig mittellos oder mit nur wenigen Dingen ankamen, benötigten sie, nachdem sie eine Bleibe erhalten hatten, eine Grundausstattung an Möbeln, Haushaltsgegenständen und Bekleidung.

Nach Kriegsende versuchte man die Bedürftigkeit der Vertriebenen durch Umverteilung möglichst mittels Sachspenden zu lindern, ohne damit wesentliche Erfolge zu erzielen. Bei den Wohnraumbegehungen wurde die mangelhafte Ausstattung der Zimmer festgestellt. Es fehlte an Öfen, Bettstellen, Möbeln, aber auch an jeglicher Kleidung (vgl. Schwab 2001, S. 170 f.). „Aber die Kreise und Gemeinden, denen die Versorgung mit Hausrat und Möbeln oblag, standen vor durchweg demselben Problem: es war nichts da zum Verteilen“ (Schwab 2001, S. 171).

Auch wenn die Vertriebenen bevorzugt Bezugsscheine für Textilien und Haushaltsgegenstände im Rahmen des Bevölkerungskontingentes erhielten, nutzte dies wenig, da wegen der Demontagen und Reparationsleistungen an die UdSSR aus der laufenden Produktion kaum Neuwaren angeboten werden konnten (ebenda, S. 171).

Durch das Fehlen notwendiger Konsumgüter wie Bekleidung, insbesondere Schuhe, konnten wiederum andere integrative Maßnahmen, wie die Aufnahme einer Arbeit verzögert werden. (vgl. Thüsing, Tischner 2005, S. 31).

In zahlreichen Gemeinden wurden in Anlehnung an das Reichsleistungsgesetz deshalb Ortsgesetze verabschiedet, die Zugriff auf überzählige Möbel und Hausrat ermöglichen sollten. Diese Gesetze stellten einen starken Eingriff in die Eigentumsverhältnisse der Einheimischen dar und wurden in unterschiedlichem Maß angewendet. Die Zwangsabgabe von Hausrat an Vertriebene führte zu einer verstärkten Ablehnung der Vertriebenen unter den Einheimischen, weshalb Zwangsumverteilungen möglichst vermieden wurden.

Bürgerliche Parteien und Gemeinden forderten den Beschluss eines Landesgesetzes zur Umverteilung von Hausrat, das aber durch die SMAD abgelehnt wurde. Ähnliche sozialpolitische Forderungen der SED wurden innerparteilich unterdrückt. Der Landtag ging sogar darüber hinaus und beschloss, die Ortsgesetze bis Ende April 1947 unwirksam werden zu lassen, diese Entscheidung stieß auf Ablehnung der Kommunalpolitik und der Vertriebenen. Letztere forderten einen Lastenausgleich, der aber generell von SMAD und SED abgelehnt wurde. Um die Not der Vertriebenen zu lindern, setzten sie weiterhin auf

freiwillige Sammelaktionen, in die nach dem Blockprinzip alle politischen Kräfte eingebunden sein sollten (vgl. Schrammek 2004, S. 202 ff.).

Ab Oktober 1947 sollte der Bevölkerungsbedarf an Konsumgütern vorrangig durch den Verkauf von Waren aus laufender Produktion gedeckt werden. Die Verteilung war zugunsten der in der Produktion Tätigen geregelt; dies beruhte auf einem SMAD-Befehl mit dem Ziel, die Arbeitsproduktivität zu erhöhen (vgl. Donth 2000, S. 335). Gerade der Personenkreis der Vertriebenen wurde aber dadurch ausgegrenzt, da sie stärker auf Fürsorgeleistungen angewiesen waren und sich in finanziell schlechter Lage befanden.

Der Wohlfahrtsverband Volkssolidarität

„Die Volkssolidarität arbeitete wie die Umsiedlerausschüsse nach dem Blockprinzip. Als staatsnahe und parteinahe Wohlfahrtsorganisation stellte sie ein Bindeglied zwischen der staatlichen Verwaltung und den Vertriebenen dar. Sie verfügte über die größten Möglichkeiten zur materiellen Hilfe“ (Schrammek 2004, S. 213). In der Volkssolidarität, der das Verteilermonopol zugedacht war, sollten sowohl das Engagement der bürgerlichen Parteien mit den Hilfsmaßnahmen der karitativen Organisationen der beiden Kirchen zusammengeführt und überwacht werden und für ihre Zwecke agitatorisch genutzt werden. In der Unterstützung durch die Volkssolidarität stellten die Vertriebenen eine Gruppe unter anderen Hilfsbedürftigen, wie Ausgebombte und Evakuierte, dar (vgl. Schwab 2001, S. 172).

Eine durchgängige Linderung der Not der Vertriebenen durch die Verteilung von Spenden war durch die Volkssolidarität bei weitem nicht möglich, beispielsweise waren die Kleiderkammern schon Ende 1946 geleert, die Zuteilung von Haushaltgegenständen und Kleidung stellte bei der großen Anzahl der Vertriebenen eher die Ausnahme dar. Durch wiederholte Sammlungen von Geld- und Sachspenden und mit Unterstützung des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (FDGB) wurde zwar versucht, das Verteilerlager aufzufüllen, doch die Spendenbereitschaft der Bevölkerung ließ stetig nach, da immer weniger überzähliges Material^{41]} vorhanden war oder im Schwarzhandel versetzt wurde. Auch wurde von der Volkssolidarität der Warenverkauf an Bedürftige mittels Bezugspunkten organisiert (vgl. Schrammek 2004, S. 213 ff.).

3.4 Eingliederung in den sächsischen Arbeitsmarkt

Sachsen gilt als eine der ältesten Industrieregionen in Deutschland, 65 % der Beschäftigten arbeiteten in der Industrie und nur 9 % in der Landwirtschaft. Die Industrie war an-

41] Bereits seit 1933 wurden jährlich durch das Winterhilfswerk, das der NSV unterstand, Haus- und Straßensammlungen durchgeführt (vgl. Wildt 2008, S. 95).

gewiesen auf Rohstoffimporte aus den Ostgebieten, die jetzt ausblieben, und den Export von Fertigprodukten in die Westgebiete (vgl. Donth 2000, S. 153). Viele Industrieanlagen waren kriegszerstört^{42]}.

Hinzu kam, dass durch Reparationsforderungen der UdSSR Industrieanlagen demontiert wurden. Die SBZ^{43]} hatte die Hauptlast der Reparationsleistungen für die UdSSR zu tragen, die schon 1945 anliefen und in Form von Demontagen von Industrie- und Verkehrsanlagen, zugleich durch Reparationswaren aus der laufenden Produktion bereitgestellt wurden. In der SBZ^{44]} wurden ungefähr 4000 Betriebe teilweise oder vollständig demontiert. Außerdem wurden deutsche Unternehmen in Sowjetische Aktiengesellschaften (SAG) umgewandelt, vor allem in der Montanindustrie, im Maschinenbau und in der chemische Industrie (vgl. Koop 2008, S. 77 ff.).

Für den Arbeitsmarkt hatten die Reparationsleistungen ambivalente Auswirkungen. Kurzfristig wurden Arbeitskräfte zur Demontage benötigt, wobei oft Vertriebene Beschäftigung fanden. Zum anderen wurden mit dem Abtransport ganzer Betriebe Arbeitsplätze vernichtet. In der laufenden Produktion für die UdSSR in den SAGen und den nicht demontierten Betrieben wurden in erster Linie Fachkräfte gesucht.

Bis Oktober 1945 erfolgte eine nur zögerliche Anstellung, da keine dauerhafte Aufnahme der Vertriebenen geplant war. Auch viele Vertriebene waren anfangs zurückhaltend mit der Arbeitsaufnahme und warteten eher auf die Rückkehr in ihre Heimat. Das änderte sich, nachdem auch Sachsen Aufnahmeland wurde.

Sachsen bot generell für Vertriebene bessere Voraussetzungen bei der Arbeitsplatzbeschaffung als andere Länder und Provinzen der SBZ (vgl. Donth 2000, S. 153).

Zuständig für die Arbeitsmarkteingliederung der Vertriebenen waren einerseits die SMAD-Abteilung für Arbeitskräfte und andererseits die Arbeitsämter, denen das Recht zustand, Arbeitslose in berufsfremde Tätigkeiten zu vermitteln. Zusätzlich hatte die DVAS die Ermächtigung, Arbeitskräfte zwischen den Ländern und Provinzen zu koordinieren (vgl. ebenda, S. 155 f.). Zwischen den Institutionen für die Eingliederung in den Arbeitsprozess währten permanent Kompetenzstreitigkeiten.

42] In Sachsen waren nach Kriegsende 683 Groß- und Mittelbetriebe fast völlig zerstört, 800 schwer und mittelschwer beschädigt, dazu kamen noch 8000 zerstörte und beschädigte Kleinbetriebe (vgl. Groß 2007, S. 282).

43] In den Westzonen wurde im Mai 1946 vorübergehend und ab April 1948 endgültig der Abtransport von westdeutschen Industrieanlagen in die UdSSR von den USA im Einvernehmen mit den Briten gestoppt (vgl. Koop 2008, S. 78 f.).

44] „Trotz Schwierigkeiten bei der Berechnung kann man nach neueren Untersuchungen davon ausgehen, dass die Reparationslieferungen zwischen 1945 und 1953 aus der sowjetischen Besatzungszone einen Wert von mindestens 66,5 Milliarden Reichsmark oder 14 Milliarden Dollar hatten“ (Koop 2008, S. 113).

Ab Dezember 1945 erfolgte in den Lagern eine Berufserfassung durch das Landesarbeitsamt, das seinen Einfluss auf die gezielte Ansiedlung von Facharbeitern und Facharbeiterinnen in den folgenden Jahren erhöhen konnte. Ungelernte Arbeitskräfte wurden von der LVS-Umsiedlerabteilung hauptsächlich in ländlichen Gebieten angesiedelt. Ende 1945 waren erst 20 % der Vertriebenen im Arbeitseinsatz (vgl. ebenda, S. 157). Seit Anfang 1946 bestand allgemeine Arbeitspflicht und jede Arbeit war anzunehmen, da sonst der Entzug von Lebensmittelkarten drohte (vgl. Schrammek 2004, S. 219). Der Anteil der beschäftigten Vertriebenen stieg bis Ende 1947 auf über 33 %, sank jedoch bis zum Ende der statistischen Erhebungen^{45]} in Sachsen (März 1949) wieder.^{46]}

In der Nachkriegszeit wurden Landarbeiter und Landarbeiterinnen zu großen Teilen von Vertriebenen gestellt, wobei der Frauenanteil besonders hoch war. Sie ersetzten die in ihre Heimatländer zurückkehrenden Zwangsarbeiter und -arbeiterinnen und Kriegsgefangenen. „Erwerbstätige weibliche Vertriebene waren Ende 1946 zu 35 % abhängig in der Landwirtschaft beschäftigt und stellten damit mehr als die Hälfte (54,8 %) aller als Landarbeiter tätigen ‚Umsiedler‘“ (Schwartz 2004, S. 657). Sie gehörten zu den sehr schlecht bezahlten Arbeitskräften und wurden teilweise nur mit Lebensmitteln entlohnt. Um die Familien ernähren zu können, hatten sie kaum Alternativen. Vielfach erfolgte die Beschäftigung als Saisonkräfte, in den Wintermonaten waren sie demzufolge von Fürsorgeleistungen abhängig.

Männliche Vertriebene, die über einen Facharbeiterabschluss verfügten, hatten bessere Voraussetzungen, eine Anstellung zu finden, vor allem in Sachsens Bergbau, aber auch im Baugewerbe und in der Textilindustrie. Besonders Frauen ohne Berufsabschluss waren benachteiligt. Zusätzlich fehlte es an Kinderbetreuungsmöglichkeiten (vgl. Schrammek 2004, S. 234).

Für den Uranerzabbau der Wismut AG, die der sowjetische Geheimdienstverwaltung unterstand, wurden bergbautaugliche Arbeitskräfte gesucht und aus den Vertriebenen rekrutiert. In diese Gebieten war der Zuzug einzig für entsprechende Werkstätige möglich (vgl. Donth 2000, S. 342).

Gute Bedingungen bei der Integration in den Arbeitsprozess besaßen Jugendliche, die häufig die Traumata aus Krieg, Flucht und Vertreibung verdrängten, aus der sozialen Not heraus

45] Beschäftigte unter den Vertriebenen in Sachsen – siehe Anhang, Tabellen 10 und 11, S. 135.

46] Die geringe Eingliederungsquote hat mehrere Ursachen. Arbeitsfähige junge Männer zogen häufiger weiter nach Westen, dadurch erhöhte sich der Anteil arbeitsunfähiger Vertriebener. Unter den arbeitsfähigen Vertriebenen waren weit über die Hälfte Frauen, die schlechter zu vermitteln waren. Außerdem wurde die berufliche Qualifikation der Vertriebenen nicht den Anforderungen des sächsischen Arbeitsmarktes gerecht (vgl. Donth, S. 165f.).

wollten und entschlossen einem Neuanfang entgegendrängten. Sie erfuhren besonders Unterstützung durch die SMAD, die SED und Umsiedlerbehörden. „Sie wurden Mitglied der FDJ, saßen auf den Fahrzeugen der Maschinen-Traktoren-Stationen, gehörten zu den Hennecke-Aktivisten, förderten im Erzgebirge Uran oder schmolzen an der Oder Eisen. Von den Anfang 1949 registrierten 1,4 Millionen arbeitenden Vertriebenen [gesamte SBZ] waren 450.000 Jugendliche im Alter von 15 und 21 Jahren“ (Wille 1997, S. 47).

Durch die Entnazifizierungen der Verwaltungen wurden Stellen frei. „Daher suchten die Schulverwaltungen neue Lehrer, wofür sich zahlreiche Vertriebene bewarben. Sie wurden in den Schuldienst eingestellt, ohne eine geregelte Ausbildung durchlaufen zu haben; eine Einstellungsprüfung reichte im Allgemeinen aus. Die vorgeschriebene Entnazifizierung führten die Behörden bei Vertriebenen pragmatisch durch: Waren keine Unterlagen vorhanden oder verfügbar, was meist der Fall war, so reichte eine eidesstattliche Erklärung über die Nichtmitgliedschaft in der NSDAP und ihrer Gliederorganisationen aus“ (Schrammek 2004, S. 169 f.).

Die Eingliederung in den Arbeitsmarkt bildete die einzige Möglichkeit für die Vertriebenen, die materielle Not zu überwinden.

3.5 Berücksichtigung der Vertriebenen bei der Bodenreform

Die Verordnung zur Bodenreform wurde in Sachsen von der Landesverwaltung unter Präsident Friedrichs am 10. September 1945 beschlossen, der Grundbesitz folgender Personkreise wurden entschädigungslos enteignet: Kriegsverbrecher, NS-Funktionäre und -Funktionärinnen sowie aktive Mitglieder der NSDAP und angegliederter Organisationen, Großgrundbesitzer und -besitzerinnen mit mehr als 100 Hektar (vgl. Groß 2007, S. 286). Das enteignete Land sollte an landlose und landarme (mit weniger als 5 Hektar) Bauern und Bäuerinnen und Landarbeiter oder Landarbeiterinnen sowie an Vertriebene verteilt werden.

Für die KPD bedeutete die Bodenreform eine Sicherung ihrer politischen Macht. Der SED-Mitbegründer „Wilhelm Pieck nannte die ‚Entmachtung der Junker eine der wichtigsten Lehren‘ aus der jüngsten Vergangenheit und forderte: ‚Es muss gründlich aufgeräumt werden mit allen Militaristen, Imperialisten und Nazisten. (...) Wir wollen ein freies, selbständig denkendes, demokratisch gesinntes und kämpferisch handelndes Volk, Alte und Junge, Männer und Frauen. Und um dieses großen Zieles willen müssen alle reaktionären Kräfte entmachtet und vernichtet werden‘. Die Behandlung der enteigneten Großgrundbesitzer zeigt deutlich, wie brutal diese Unterdrückung organisiert war“ (Schrammek 2004, S. 236).

Da für einen stabilen mittelbäuerlichen Familienbetrieb etwa 20 Hektar nötig waren, bot die durchschnittliche Landverteilung von 8 Hektar keine optimalen Voraussetzungen für eine produktive Arbeit der Neubauern. Die Bodenreform wies durch diese unproduktiven Kleinbauernwirtschaften schon den Weg zur Kollektivierung (vgl. Plato; Meinicke 1991, S. 57). Die Vertriebenen bewarben sich anfänglich zögerlich um Bodenreformland in Sachsen, einmal, weil sie annahmen in die Heimat zurückkehren zu können und zum anderen, weil Sachsen erst im Herbst 1945 zum Ansiedlungsland erklärt wurde.

Von einheimischen Kleinbauern, Kleinbäuerinnen, Landarbeitern und Landarbeiterinnen wurden die Vertriebenen als Konkurrenz wahrgenommen, häufig wurden sie in der Landvergabe benachteiligt, da zuständige Bodenkommissionen überwiegend aus Vertretern der Einheimischen bestanden. Die Bodenreform bot einem kleinen Teil der Vertriebenen die Möglichkeit eines wirtschaftlichen Neuanfangs, Arbeit und eine sichere Ernährungsgrundlage für ihre Familie.

Bis März 1946 erhielten 6310 Vertriebene Bodenreform-Land zugeteilt, das waren 10,8 % aller Landempfänger mit 14 % der verteilten Fläche. Sie erhielten 19,7 % der Pferde, 25 % des Großrindviehs und der Schweine, ein Drittel der Pflüge und großen Anteil an sonstigen landwirtschaftlichen Geräten. Trotz der Zuteilungen gab es ein Gefälle zur Ausstattung der Einheimischen (vgl. Donth 2000, S. 171 f.). Vor allem fehlte ihnen die sozialen Verbindungen und gegenseitige Unterstützung innerhalb der Gemeinden. Auch wenn die Vertriebenen jetzt Land besaßen, wohnten sie zum Teil noch Jahre in provisorischen Unterkünften und hatten ungenügende Stallungen und schlechte Arbeitsbedingungen (beispielsweise nachrangiger Verleih von Landmaschinen), was zur Resignation unter ihnen führen konnte.

Bis Anfang der 50er Jahre stieg die Zahl der „Umsiedlerneubauernstellen“ auf 7492, sie bildeten 23 % der Neubauernhöfe^{47]} mit 37 % des verteilten Bodenreformlandes. Benachteiligt wurden sie vor allem bei der Verteilung der Gebäude (11 %). Diese Situation sollte 1947 mit dem Bau von Neubauernhäusern entspannt werden^{48]}. Von den für Sachsen genehmigten 5000 Häusern kam ein Drittel „Umsiedlerneubauern“ zugute. Die Bautätigkeit wurde aber durch Materialknappheit erschwert. Die Steuerung der Materialausgabe lag in den Händen der Vereinigung für gegenseitige Bauernhilfe (VdgB), deren Leitung sich überwiegend bei Altbauern befand und die die Einheimischen bei der Verteilung bevorteilten (vgl. Donth 2000, S. 345 ff.).^{49]}

47] 3% der in Sachsen aufgenommenen vertriebenen Familien, das sind ungefähr 35.000 Personen, erhielten Bodenreformland (vgl. Schrammek 2004, S. 238).

48] Der entsprechende Befehl Nr. 209 der SMAD wurde am 9. September 1947 erlassen.

49] Die Gründung der VdgB 1946/47 sollte zur Überwindung der Gegensätze zwischen Alt- und Neubauern dienen und die „Umsiedlerneubauern“ besonders berücksichtigen, konnte aber dieser Aufgabe kaum gerecht werden.

Durch die Gründung der Maschinen-Ausleihstation (MAS) und später Maschinen-Traktoren-Station (MTS) sollten die Neubauern, denen Landmaschinen fehlten, unterstützt werden, auch hierbei wurden „Umsiedler“-Bauernhöfe benachteiligt, da die Leitung in Händen von Altbauern lag. Die DWK beschloss deshalb am 9. März 1949, den Umsiedlerbauernhöfen einen Vorzugstarif einzuräumen, um die Benachteiligung zu mildern. Auch wurde ihnen das Ablieferungssoll verringert und zinsgünstige Kredite gewährt (vgl. Plato; Meinicke 1991, S. 62 f.).

Mit der – 1952 begonnenen – Kollektivierung sahen sich die Vertriebenen zum zweiten Mal enteignet, was zur verstärkten Flucht von Neubauern nach Westdeutschland führte. Gleichwohl traten Betreiber und Betreiberinnen schlecht laufender Höfe auch freiwillig in die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) ein, beziehungsweise wanderten mit dem Wiederaufbau der Industrie in die Städte ab (vgl. Donth 2000, S. 345 f.). Obwohl die Bodenreform seitens der SED zur entscheidenden Integrationsmaßnahme stilisiert wurde, hat die Mehrheit der Vertriebenen durch die Bodenreform nicht profitiert. Der überwiegende Teil der Vertriebenen, die in der Landwirtschaft beschäftigt waren, gehörte zu den sozial und finanziell sehr schlecht gestellten Landarbeitern und Landarbeiterinnen.

3.6 Finanzielle Hilfen für Vertriebene

Die meisten Flüchtlinge und Vertriebenen befanden sich in einer finanziellen Notsituation, das wenige Bargeld war aufgebraucht oder durch Plünderung bei der Vertreibung abhanden gekommen.

Die Vertriebenen konnten nicht wie die Kernbevölkerung nach Genehmigung durch die SMAD ab 1946 einmalig 300 RM von gesperrten Konten abheben, da ihre Konten nicht auf dem Gebiet der SBZ lagen.

Erst nach der Währungsreform im Sommer 1948 wurden einige Sparbücher und Konten der Vertriebenen freigegeben, die aber durch die Abwertung des Geldes 1:10 viel an Wert verloren hatten (vgl. Schrammek 2004, S. 171).

Am 15. Oktober, unmittelbar vor den Landtagswahlen 1946, wurde der SMAD-Befehl 304 verabschiedet – auch um Stimmengewinne für die SED zu sichern –, der festlegte, dass alle arbeitsunfähigen, besitzlosen erwachsenen „Umsiedler“ eine einmalige Unterstützungszahlung von 300 RM und deren Kinder je 100 RM ausgezahlt bekommen. Schon nach den Wahlen wurden die Kriterien zur Auszahlung eingeschränkt, sodass sich der begünstigte Personenkreis verringerte (Donth 2000, S. 226 f.).

Nach der Währungsreform 1948 wurde die Auszahlung der 300 Mark beendet. Jeder neu

eintreffende Vertriebene erhielt von da an 50 Mark,^{50]} ohne dass Arbeitsfähigkeit oder Bedürftigkeit geprüft wurden.

3.6.1 Sozialfürsorgemaßnahmen

Durch den hohen Anteil von Arbeitsunfähigen und Frauen mit kleinen Kindern, die auf Fürsorgegeld angewiesen waren, konnten in Sachsen ab September 1945 vorübergehend nur noch Notbeihilfen ausgezahlt werden (vgl. Boldorf 1997, S. 296).

Der Anteil Vertriebener, die auf Unterstützung angewiesen waren, wuchs durch den nicht abbrechenden Flüchtlingsstrom 1946 stetig an. Anfang 1947 waren 18 % der Vertriebenen (etwa 155.000) Unterstützungsempfänger, wobei der Prozentsatz in Landkreisen höher lag als in Stadtkreisen (vgl. Donth 2000, S. 350). Die Höhe der Unterstützung lag bei monatlich 30 Mark für den Hauptempfänger, 20 Mark für jedes weitere erwachsene Familienmitglied und 15 Mark für Kinder. Jedoch nicht in allen Gemeinden konnten diese Beträge ausgezahlt werden.

Die hohen Aufwendungen der Sozialfürsorge führten Ende 1947 das Sozialsystem der SBZ an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit, die DVAS wies die Einstellung der Zahlungen an. Sachsen konnte seine weiteren Auszahlungen nur über Kredite finanzieren. Die SMAD kürzte in den Folgejahren stetig die Sozialfürsorge-Etats und setzte auf Eingliederung arbeitsfähiger Vertriebener in den Arbeitsprozess und verschärfte die Bedürftigkeitsprüfung (vgl. ebenda, S. 350 ff.).

Hauptsächlich Frauen^{51]} waren von Armut betroffen, da die Versorgung der Kinder und Gebrechlichen auf ihren Schultern ruhte. Um auch Mütter in Arbeit zu vermitteln, wurde die Kinderbetreuung in Kindergärten ermöglicht. In der Gesamtbevölkerung konnte die Zahl der Fürsorgeempfänger durch Eingliederungen in den Arbeitsmarkt verringert werden. Der hohe Anteil Alter und Gebrechlicher unter den Vertriebenen ließ prozentual den Anteil vertriebener Sozialfürsorgeempfänger ansteigen und betrug 1949 44% (vgl. ebenda, S. 354). Diese Menschen hatten kaum Teilhabe an der wirtschaftlichen Konsolidierung, wurden gesellschaftlich ausgegrenzt und mussten unter primitiven Bedingungen das Leben fristen. „Auf jeden Fall wurden Alte und Arbeitsunfähige, darunter auch etliche alleinerziehende Frauen, zu kollektiven Verlierern dieser sozialpolitisch kaum noch korrigierten sozialistischen Arbeits- und Leistungsgesellschaft“ (Schwartz 2004, S. 1178).

50] Die Leiterin der sächsischen „Umsiedlerabteilung“ wollte eine Aufstockung dieses Betrages erzielen, aber von der SMAD wurde die von der DWK ersuchte Erhöhung auf 100 Mark nicht gewährt. Die DWK beschloss jedoch allen nach dem 13. April 1949 eingetroffenen Vertriebenen aus Polen zusätzlich einen Warengutschein über 100 Mark auszuhändigen. (vgl. Schwab, 2001, S. 232 f.).

51] Hilfsbedürftigkeit von Männern, Frauen und Kindern in Sachsen – siehe Anhang, Tabelle 12, S. 136.

3.6.2 Wohnbedarfskredite

Kurz vor den Volkskammerwahlen der DDR am 15. Oktober 1950 wurde „ein „Gesetz über die weitere Verbesserung der Lage der ehemaligen Umsiedler in der Deutschen Demokratischen Republik“ beschlossen. Schon der Titel zeigt die Zwiespältigkeit der Situation, denn offiziell galt die „Eingliederung der Umsiedler“ als abgeschlossen, die „Umsiedlerfrage“ gelöst“ (Schrammek 2004, S. 216 – siehe auch 4.1). Zentrum des Gesetzes bildeten die Wohnbedarfskredite, die zinslos bis maximal 1000 Mark an bedürftige Vertriebene – nach Prüfung durch eine örtlichen Sozialkommission und den Bürgermeister – zum Erwerb von Möbeln und Einrichtungsgegenständen gegeben werden konnten. Ausgeschlossen war der Erwerb von Kleidung und kleineren Haushaltsgegenständen, die ebenso dringend benötigt wurden. Die Zahl der Antragsteller war enorm hoch, sodass es schon kurze Zeit nach der Verabschiedung zu Gesetzesänderungen kam, da ein entsprechendes Warenangebot nicht vorhanden war. Deshalb wurde für die Auszahlung des Kredits ein Ratensystem und eine Bedürftigkeitsgrenze bei 200 Mark Bruttogehalt festgelegt. Für die Vertriebenen stellten die Rückzahlungen große Belastungen dar (vgl. Schrammek 2004, S. 216 ff.).

Sozial besonders schwache Vertriebene nahmen den Kredit nicht in Anspruch, sie mussten mit ihren finanziellen Mitteln vorrangig die Ernährung sichern.

3.7 Integration in die Kirchen

Dieses Kapitel beruht hauptsächlich auf den Ausführungen vom Notker Schrammeks Dissertation „Alltag und Selbstbild von Flüchtlingen in Sachsen 1945–1952“ (Schrammek 2004, S. 253–280), in der ich die Rolle der sächsischen evangelischen und katholischen Kirche am konkretesten beschrieben fand.

In der SBZ waren die Kirchen der Bereich, der von der Besatzungsmacht und der KPD/SED weitestgehend nicht beeinflusst werden konnte und bildeten einen Rahmen, in dem Vertriebene ihre Identität und kulturelle Traditionen pflegen konnten.

Sachsen war durch die und seit der Reformation evangelisch-lutherisch geprägt. Andere Konfessionen^{52]} waren nur in geringem Maße vertreten. Sachsen galt aber auch als Zentrum der Sozialdemokratie und war gekennzeichnet durch graduelle Kirchenferne.

Die evangelische Kirchenstrukturen in Sachsen waren fest gefügt und nicht auf die Aufnahme unzähliger neuer Gemeindemitglieder vorbereitet. Befanden sich Pfarrer in Kriegsgefangenschaft waren die Pfarrstellen vakant, wurden aber nicht besetzt. Nach Kriegsende waren etliche Kirchen und kirchliche Einrichtungen zerstört, intern musste sich die Kirche

52] Mit Ausnahme der Lausitz, die überwiegend katholisch geprägt ist, außerdem waren im Erzgebirge freikirchlichen Gemeinden und Sekten verbreitet.

mit dem eigenen Verhältnis zum Nationalsozialismus^{53]} auseinandersetzen und in Führungspositionen personelle Umsetzungen bei NS-Belastung durchführen.

Evangelische Vertriebene der deutschen Ostgebiete gehörten der Provinzialkirche der Altpreußischen Union an und stammten meist aus agrarischen Gebieten. Auch hier waren die dörflichen Kirchgemeinden eng an den herrschaftlichen Grundbesitz gebunden gewesen. Landeskirchliche Traditionen und Riten der Flüchtlinge und Vertriebenen unterschieden sich jedoch zum Teil deutlich von denen der Landeskirche Sachsens. Vertriebene evangelische Pfarrer hatten in Sachsen keinen Rechtsanspruch auf eine Anstellung, anders als die katholischen Priester.

Beide Kirchen bemühten sich um seelsorgerische Betreuung und Gottesdienste innerhalb der Lager, die aber zunehmend von den Lagerleitungen mit Begründung von Quarantänemaßnahmen unterbunden wurden.

Mit ihren Hilfsorganisationen Caritas und Innere Mission leisteten beide Kirchen diakonische Dienste an den Vertriebenen. In kirchlichen Altenheimen und Krankenhäusern wurden alte und gebrechliche Vertriebene aufgenommen, die Innere Mission gewährte finanzielle Unterstützung an Heimkehrer und Vertriebene, die sächsische Landeskirche richtete Kinderspeisungen ein, innerhalb der Kirchen wurden Sammelaktionen für Kleidung und Haushaltsgegenstände zugunsten Vertriebener ins Leben gerufen. Die Bahnhofsmision kümmerte sich um die Verpflegung von Vertriebenentransporten.

Durch die Bereitstellung von ausländischen Spenden war das Hilfswerk der Evangelischen Kirche Deutschlands unabhängig von staatlichen Fürsorgestellen. Formal galt die Bedürftigkeit als das entscheidende Kriterium der Hilfe, da aber die Mehrheit der Bevölkerung als bedürftig galt, spielte die konfessionelle Zugehörigkeit die entscheidende Rolle.

Das Bemühen um die Einbindung der Vertriebenen in die jeweiligen Kirchgemeinden nach der Ansiedlung war unterschiedlich. „... nach der Ankunft neuer Vertriebener im Ort sollten für sie Gemeindeabende organisiert werden, um sie ‚mit dem kirchlichen Leben der Gemeinde bekanntzumachen und in die sächsische Gottesdienstordnung einzuführen‘^{54]}“ (Schrammek 2004, S. 259 f.). Die Vertriebenen, die in den evangelischen Gemeinden die Minderheit stellten, sollten sich in die Gemeinden integrieren, spezifische Angebote für Vertriebene waren abhängig von den jeweiligen Ortsgemeinden, beispielsweise fanden in einigen

53] Die evangelische Kirche sah die eigentliche Ursache für die gesellschaftliche „Fehlentwicklung“, neben einer gewissen Mitschuld, in der Säkularisierung und der Abkehr der Menschen von Gott. Sie leitete davon für sich ein politisches „Wächteramt“ ab und forderte eine „Rechristianisierung“ der Gesellschaft. Gleichzeitig sprach die evangelische Kirche große Teile der Bevölkerung von der Mitschuld an den Verbrechen des Nationalsozialismus frei (vgl. Sommer, 1996, S. 399 f.).

54] Heinze, Landespfarrer für „Umsiedlerseelsorge“, 1948.

Städten „Umsiedlergottesdienste“ nach evangelisch-unierter Gottesdienstordnung statt, die große Resonanz erfuhren. Staatlichen Behörden versuchten dies zu unterbinden, auch die Superintendenturen sahen regelmäßige Gottesdienste in unierter Form kritisch. In der sächsischen Landeskirche wurde ein Landespfarrer für „Umsiedler“ berufen, der wiederum in jeder Ephorie einen „Umsiedlerpfarrer“ benannte. Die Landeskirchenleitung wies an, Vertriebene in die Kirchenvorstände zu wählen, was nur sehr zögerlich geschah und am abweisenden Verhalten der Kerngemeinde lag.

Unter den Vertriebenen kamen Katholiken mit unterschiedlichen religiösen Traditionen aus Oberschlesien, Niederschlesien, Sudetenland und Ungarn. Die katholische Kirche befand sich in Sachsen in einer Diaspora-Situation, sie nahm von 1939 bis 1949 um 230.000 auf 480.000 Mitglieder zu, das bedeutete einen Anstieg auf 8,4 % der Gesamtbevölkerung. Vertriebene stellten in den katholischen Kirchengemeinden häufig die Mehrzahl, verschiedene Frömmigkeitsformen wurden in die Gemeinden aufgenommen, Wallfahrten und Prozessionen neu belebt. Das Fortleben der heimatlichen Kultur gelang in den katholischen Gemeinden am besten. Die Priester wurden häufig schon während des Aufenthalts im Quarantänelager ihren neuen Arbeitsorten zugewiesen, wo sie als Kaplane in bestehenden Gemeinden eingesetzt wurden.^{55]} Eigene Vertriebenengemeinden gab es in der katholischen Kirche nicht – ebenso wenig in der evangelischen. Der Mitgliederzuwachs und Gemeindegründungen sind ursächlich für den Ende der 40er Jahre begonnenen Bau von Kirchen und Kapellen in Sachsen.

Die Caritas konnte in der SBZ ihr Netz an sozialen Einrichtungen durch die Angestellten der Caritas aus Schlesien ausbauen.

Die katholische Kirche passte sich unter der DDR-Diktatur weniger an als die evangelische und war von Beginn an in Opposition getreten. Die Abwanderung vertriebener Katholiken in die westlichen Besatzungszonen war besonders hoch.

55] Sie blieben sogar weiterhin formal ihren Bistümern in den ehemaligen Ostgebieten unterstellt.

4 Das Ende der Vertriebenenpolitik

Im Folgenden wird der sukzessiven Abbau der vertriebenenpolitischen Maßnahmen beschrieben, der mit dem Gesetz zur Verbesserung der Lage der ehemaligen „Umsiedler“ noch einmal unterbrochen wurde. In den Blick genommen werden Ursachen für diese Entwicklung und die Folgen dieser Politik.

4.1 Abbau der Institutionen und Verwaltungen für „Umsiedler“

„Für die sowjetische Besatzungsmacht und die SED stellten ... die Vertriebenen vor allem ein Politikum ersten Ranges dar. Man fürchtete den in der großen Not der zumeist völlig mittellosen „Umsiedler“ liegenden sozialen Sprengstoff. Dazu gab auch die ungebrochene Hoffnung der meisten Ausgewiesenen auf baldige Rückkehr in die Heimat Anlaß“ (Wille 1998, S. 2). Genährt wurden diese Hoffnungen durch die Erklärung der Siegermächte über einen Friedensvertrag und die von der SED inszenierte „Volkskongressbewegung für Einheit und gerechten Frieden“ (ebenda, S. 2) sowie die Kritik der CDU an der Oder-Neiße-Grenzziehung (vgl. Donth 2000, S. 368 ff.).

Daraufhin beschlossen SMAD und SED „... seit 1947, mittels verstärkter politisch-ideologischer Einflußnahme, Einschüchterung und Anwendung repressiv-administrativer Maßnahmen und Methoden das „Umsiedlerproblem“ in der SBZ aus der Welt zu schaffen. Die durchgeführte Aussiedlung wurde noch eindeutiger als unumkehrbar deklariert, die Ablehnung der Oder-Neiße-Grenze und Forderungen nach Rückkehr in die Heimat mit Revanchismus und Kriegshetze kriminalisiert“ (Wille 1998, S. 2 f.).

Nachdem zwischen ZVU und SED Anfang 1947 eine Kooperationsphase bestand, gelangte die ZVU zunehmend unter Kritik der SED durch ihr Bemühen, einen „Zentralen Umsiedlerbeirat“ für die gesamte SBZ zu bilden, der anfangs auch durch die SED befürwortet worden war. Als seitens der ZVU die Mitarbeit beider Kirchen und der Blockparteien angestrebt wurde, verweigerte sich die SED, der Bildung dieses Beirates zuzustimmen, sogar noch als der ZVU die Öffnung für Kirchen und Blockparteien zurücknahm. Die SED wollte vielmehr die Sonderstellung der Vertriebenenproblematik generell abbauen, was auch im Interesse der SMAD lag.

Das SED-Zentralsekretariat fasste im Februar 1948 den Grundsatzbeschluss zur Auflösung der „Umsiedlersonderverwaltungen“ und damit auch des ZVU. Nachdem Im März/April 1948 eine kurzfristige Anbindung des ZVU an das DWK-Sekretariat erfolgte, wurde die ZVU Mitte des Jahres in die Deutsche Verwaltung des Inneren (DVdI) eingegliedert, zur „Hauptabteilung Umsiedler“ umbenannt und erheblich verkleinert, eine Beteiligung an wirtschaftlichen Planungsabläufen mit der DWK erfolgte nicht mehr.

„Im November 1948 beschloß das SED-Zentralsekretariat im Zuge einer ... größeren Vorlage zur ‚Weiterführung des Assimilationsprozesses der Umsiedler‘ auch die Auflösung der ‚Umsiedlerausschüsse‘ aller Ebenen und die Übertragung ihrer Funktionen auf die allgemeinen Sozialkommissionen und Wohnungsausschüsse (Schwartz 1996, S. 187). Rigoros verhinderte die SED Selbständigkeitsbestrebungen unter den Mitgliedern der „Umsiedlerausschüsse“, die als sicherheitspolitische Gefahr bewertet wurden (vgl. Schwartz 1996, S. 185 ff.).

Für den Abschluss der „Umsiedlerarbeit“ sollte eine Zwischenbilanz erstellt werden; nach Erstellung dieses Dokuments durch den langjährigen ZVU-Spitzenmitarbeiter Chwalczyk, das auch Probleme in der Eingliederung der Vertriebenen ansprach, musste es nach Vorstellungen der SED-Führung geschönt werden. Es sollte die Vorbildstellung einer nahezu vollendeten positiven Vertriebenenpolitik der DDR im Gegensatz zu derjenigen der BRD veranschaulicht werden. Veröffentlicht wurde dieses Dokument nicht, da es der tatsächlichen Situation in vielen Fällen widersprach (vgl. Wille 1998 S. 6 ff.).

Im Sommer und Herbst 1948 wurde in der SBZ propagandistisch der offizielle Abschluss der Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen erklärt, der durch eine Aktionswoche „Neue Heimat – Neues Leben“ in Sachsen im Oktober gefeiert wurde. Begleitend fanden thematische Veranstaltungen zur politischen Beeinflussung der Vertriebenen statt, Themenschwerpunkte waren: „Nationalsozialismus als Ursache der Aussiedlung, Leistungen des SBZ bei der Ansiedlung der Neubürger, Bodenreform als Sicherung einer festen Grundlage für die Umsiedler, schlechte Situation der Umsiedler in den Westzonen und Gleichberechtigung der Umsiedler in Sachsen, wodurch Sachsen eine wirkliche neue Heimat für sie geworden sei“ (Spurný 2008, S. 190).

Schwerpunkt der Aktionswoche waren Sammlungen von Hausrat und Kleidung durch die Volkssolidarität sowie die Bereitstellung von Konsumgütern durch Sonderleistungen der Betriebe (vgl. Schwab 2001, S. 219). „War das Grundanliegen der Aktion auch die materielle Hilfe für die Vertriebenen, die in Einzelfällen tatsächlich geleistet werden konnte, so betonte die SED jedoch hauptsächlich den politischen Aspekt: ihr Ziel war es den Begriff „Umsiedler“ aus dem offiziellen Sprachgebrauch verschwinden zu lassen und damit deutlich zu machen, daß Flüchtlinge und Vertriebene in der Gesellschaft der SBZ keine eigene Gruppe darstellen sollten. Dahingehende Bestrebungen waren als „revanchistisch“ verurteilt und wurden nicht toleriert“ (Schwab 2001, S. 221 f.).

Die Integrationspolitik sah eine völlige Assimilierung der Vertriebenen in der SBZ vor, eine gesonderte Förderung war nicht vorgesehen, auch keine Pflege der kulturellen Identität. Der

Aufbau der Gesellschaft nach den Vorstellungen der kommunistisch geführten Regierung forderte auch die politische Anpassung der Vertriebenen. „Die stets vorhandene, wenn auch ab 1948 zunehmend repressive Dimension dieser „Umsiedlerpolitik“ richtete sich wesentlich gegen das besondere Gruppen-Bewußtsein der Vertriebenen und daran anknüpfende interessenpolitische Selbstorganisation. Solche Selbstorganisation von Vertriebenen war in der SBZ/DDR doppelt systeminkompatibel, indem sie zum einen die externe Stabilität der Grenzen innerhalb des sowjetischen Herrschaftssystems in Frage zu stellen und zum anderen die innere Stabilität der neuen „ostdeutschen“ Gesellschaft sowohl durch Bewahrung eines rück- oder auswanderungswilligen Bevölkerungspotentials als auch durch gesellschaftspolitisch unerwünschte Lastenausgleichsprojekte zu stören geeignet schien“ (Schwartz 2004, S. 1176).

Die „Umsiedlerabteilungen“ in der SMAD, der SMAS und der DVdI und der Landesregierung Sachsen (LRS) reduzierten den Personalbestand 1949 weiter. „Insgesamt betonte der zentrale Parteiapparat, es dürfe ‚keine Diskussion mehr über das ‚Umsiedlerproblem‘, sondern nur noch Diskussionen über unsere Arbeit und Sozialpolitik‘ geben“,^{56]} zeichenhaft dafür die Ausmerzung des Begriffes „Umsiedler“ und das Aufgehen der für Vertriebene verantwortlichen Ressorts in Abteilungen für Bevölkerungspolitik / Soziales und Arbeit, die in der Steuerung der Erwerbsaufnahme und politischen Kontrolle der Vertriebenen, Analyse der Bevölkerungsstruktur und der Abwicklung der noch eintreffenden Vertriebenen ihre Aufgabengebiete hatte (vgl. Donth, S. 358 ff.).

Nach 1949 wurden keine Statistiken mehr geführt, die Vertriebene gesondert auswiesen.

4.2 Maßnahmen zur Unterstützung der Vertriebenen nach Gründung der DDR

„Die SED-Funktionäre vertraten zu Beginn der 50er Jahre stärker als in den Jahren zuvor die Auffassung, eine gezielte Verbesserung der Arbeits-, Wohn- und Lebensbedingungen könne die Ablehnung der Grenze unter Vertriebenen überwinden und darüber hinaus die Zustimmung unter Vertriebenen zum politischen System der DDR erhöhen“ (ebenda, S. 377). Die SED ging verstärkt gegen Funktionäre bürgerlicher Parteien vor, die eine ablehnende Haltung gegenüber der Oder-Neiße-Grenze vertraten.

In Vorbereitung der Volkskammerwahlen sollten die Bedingungen für die Vertriebenen, insbesondere die Wohnungssituation, verbessert werden, das forderte verstärkt die Sowjetische Kontrollkommission (SKK). Am 8. September 1950 wurde von der Volkskammer als Mittel des vertriebenpolitischen Teils des Wahlkampfes das „Gesetz über die weitere

56] Entwurf der Organisationsabteilung zum „Umsiedlerproblem“ 24.02.1949 (Donth 2000, S. 358).

Verbesserung der Lage der ehemaligen Umsiedler in der DDR“ verabschiedet, es beinhaltete fünf Teile.

1. Hilfen für bedürftige „Neubauern-Umsiedler“: Kredite in Höhe von 5000 Mark, Bereitstellung von Baumaterial, Erwerb von 10.000 Milchkühen auf Darlehenbasis, Senkung des Ablieferungssolls unrentabel wirtschaftender Bauernhöfe,
2. Wohnraumvergabe an Vertriebene, die in volkseigenen Betrieben arbeiteten,
3. zinslose Kreditausgabe für „Umsiedler-Handwerker“ in Höhe von 5000 Mark mit einer Laufzeit von fünf Jahren,
4. Ausbildungshilfe für „Umsiedler-Kinder“, um versäumten Unterricht nachholen zu können, spezielle schulische Unterstützung und Erziehungsbeihilfen in Höhe von 25 Mark pro Monat,
5. zinsloser Kredit für den Erwerb von Möbeln und Hausbedarf in Höhe von 1000 Mark mit einer Laufzeit von drei Jahren für bedürftige „Umsiedler“.

Schon nach den Volkskammerwahlen wurden die Regelungen des „Umsiedlergesetzes“ durch mehrere Durchführungsbestimmungen in allen Punkten erheblich zurückgenommen, da die wirtschaftliche Lage der DDR derartige Vergünstigungen nicht zuließen und die vom DDR-Finanzministerium eingeräumten 500.000 Mark für die Umsetzung nicht ausreichend durch Konsumgüter gedeckt waren (vgl. ebenda, S. 379 ff.). Das „Umsiedlergesetz“ „gewährte weder Unterstützungen für Alte und Arbeitsunfähige noch Entschädigungen für vertreibungsbedingte Eigentumsverluste, sondern ausschließlich Abgabeermäßigungen und Kredite“ (Kossert 2008, S. 205). 1952/53 liefen die Hilfsangebote für die Vertriebenen aus. Das Vertreibungsschicksal wurde fortan durch das Fehlen einer spezifischen Sozialpolitik ignoriert und in der Öffentlichkeit tabuisiert. „Soziale Teilhabe und erst recht sozialer Aufstieg waren nur möglich, wenn zur Leistungsbereitschaft die politische Anpassung an das Regime hinzutrat“ (ebenda, S. 205).

Insgesamt hatten die verschiedenen Maßnahmen für Vertriebene bis zur Beendigung der Vertriebenenpolitik in Sachsen und der gesamten DDR eher bescheidenen Erfolg. Von einer erfolgreichen Eingliederung der Vertriebenen zur Kernbevölkerung und einer sozialen Gleichstellung kann Anfang der 50er Jahre nicht gesprochen werden.

Als eine Reaktion der Vertriebenen auf die Integrationspolitik der SBZ/DDR kann die überproportional häufige Abwanderung der Vertriebenen gegenüber den Einheimischen in den Westen gesehen werden.^{57]}

Als Gründe können politische und ökonomische Faktoren genannt werden. Zu letzteren zählen die ungenügende Beteiligung bei der Bodenreform, die 1952 begonnene Kollekti-

57] Abwanderung aus der SBZ / DDR nach Westdeutschland – siehe Anhang, Tabelle 13, S. 136.

vierung, die Rekrutierung für die SAG Wismut und die bessere wirtschaftliche Lage in der BRD durch das 1952 verabschiedete Lastenausgleichsgesetz. Als politische Gründe spielen die von der DDR anerkannte Oder-Neiße-Grenze und die Ablehnung der SED-Politik eine Rolle (vgl. Donth 2000, S. 399 f.), während die Vertriebenenverbände^{58]} und die Pflege kultureller Traditionen in Westdeutschland Anziehungskraft ausübten.

58] Mit der endgültigen Aufhebung des Koalitionsverbotes für Vertriebene in den Westzonen 1948 kam es zur Gründung von Landesverbänden der Vertriebenen und Landsmannschaften zur Pflege des kulturellen Erbes, 1950 zur Gründung einer parlamentarischen Interessenvertretung (Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten) (vgl. Faulenbach 2002, S. 45).

5 Dorfbewohner mit Vertreibungsvergangenheit und Einheimische – Interviews und Analyse

Anhand von biographischen Interviews soll die unterschiedliche Sichtweise Vertriebener und Einheimischer auf die Aufnahme und Ansiedlung von Flüchtlingen in der ländlichen Region Sachsens analysiert werden. Welcher Stellenwert wird von den einzelnen Personen dieser Thematik in ihren Erzählungen beigemessen.

5.1 Anliegen der Biographieforschung

In der Biographieforschung werden Lebensläufe von Menschen untersucht. Die Biographie kann als sozialweltliches Orientierungsmuster betrachtet werden. In der Soziologie versteht man die Biographie als ein Konstrukt, gebildet durch die Sprache, das es zu analysieren gilt. Die biographische Methode soll einen umfassenden Zugang zum sozialen Leben eröffnen, die eigene Sichtweise der Subjekte und den historischen Kontext berücksichtigen (vgl. Bernart; Krapp 1997, S. 18). Ziele der Biographieforschung sind unter anderem, einen Einblick in die Komplexität der sozialen Wirklichkeit zu erhalten, die theoretischen Hypothesen zu falsifizieren und zu verifizieren, zu erweitern und neue Untersuchungen über soziale Lagen auszulösen. „Zum einen kann die biographische Forschung Material erbringen, das die laufende Theoriearbeit anreichert und sicherer macht oder aber neue theoretische Ideen erbringt“ (Fuchs-Heinritz 2005, S. 143). Das biographische Material, das erhoben und interpretiert wird, dient dem Handlungsverständnis und der inneren Sicht der Beteiligten innerhalb einer geschichtlichen Epoche, eines politischen Systems oder einer institutionellen Struktur. In der biographischen Forschung wird die Prozesshaftigkeit des sozialen Lebens zugänglich gemacht. Die Spezifika des Einzelfalls sollen herausgearbeitet werden, um auf die besonderen Strukturen der Persönlichkeit schließen zu können. Es werden Verläufe der Lebensgeschichten aus der Sicht der Erzähler und Erzählerinnen abgebildet. Wiederum wird versucht, aus dem Erzählmaterial Prozessstrukturen und Ablaufformen des Lebenslaufes zu erschließen, die verallgemeinerbar sind und von denen man annehmen kann, dass sie zumindest andeutungsweise in allen Lebensläufen vorkommen.

Die interpretative Biographieforschung geht von theoretischen Vorannahmen aus. Grundlagentheoretische „Vorannahmen führen dazu, dass bei sozialwissenschaftlichen oder historischen Fragestellungen, die sich auf soziale Phänomene beziehen, die an Erfahrungen von Menschen gebunden sind und für diese eine biographische Bedeutung haben, die Bedeutung dieser Phänomene im Gesamtzusammenhang ihrer Lebensgeschichte interpretiert wird“ (Rosenthal 2005, S. 164). Die Rekonstruktionen der biographischen Verläufe und die gegenwärtigen biographischen Konstruktionen begründen sich in drei Punkten:

-
- „1. Um soziale oder psychische Phänomene verstehen und erklären zu können, müssen wir ihre Genese – den Prozess ihrer Entstehung, Aufrechterhaltung und Veränderung – rekonstruieren.
 2. Um das Handeln von Menschen verstehen und erklären zu können, ist es notwendig, sowohl die Perspektive der Handelnden als auch die Handlungsabläufe selbst kennen zu lernen. Wir wollen erfahren, was sie konkret erlebt haben, welche Bedeutung sie ihren Handlungen damals gaben und heute zuweisen und in welchen biographisch konstituierten Sinnzusammenhang sie ihre Erlebnisse und Handlungen stellen.
 3. Um die Aussagen eines Interviewten/Biographen über bestimmte Themenbereiche und Erlebnisse seiner Vergangenheit verstehen und erklären zu können, ist es notwendig, sie eingebettet in den Gesamtzusammenhang seines gegenwärtigen Lebens und in seinen daraus resultierende Gegenwarts- und Zukunftsperspektive zu interpretieren“ (ebenda, S. 165, Hervorhebung entfernt).

5.2 Methodischer Zugang – Das narrative Interview

Es gibt verschiedene Verfahren der Biographieforschung, die sich mit der Erfassung der subjektiven Wirklichkeit befassen. Eine Methode ist das narrative Interview, von Fritz Schütze in den 1970er Jahren entwickelt, stellt es eine besondere Form des offenen Interviews dar, die die menschliche Fähigkeit des Erzählens nutzt. Das narrative Interview zielt auf die Entstehung einer längeren Erzählung, die von Seiten der Interviewenden möglichst nicht unterbrochen werden darf, damit der in Gang gesetzte Erinnerungsvorgang nicht blockiert wird. „Im Stehgreiferzählvorgang eigener Ereignisverwicklungen soll die in die Gegenwart transportierte Erfahrungsaufschichtung durch die Dynamik des Erzählvorgangs wieder verflüssigt werden“ (Glinka 1998, S. 9, Hervorhebung entfernt). Dadurch wird ermöglicht, dass es zu einer ganzheitlichen Erinnerung an den damaligen Handlungsablauf kommt. „Die in Erzählungen von eigenerlebten Situationen eingebetteten Kognitionen und Gefühle sind denen in den damaligen Situationen näher als die vom vergangenen Handlungskontext abgehobenen Argumente im Hier und Jetzt der Gesprächssituation“ (Rosenthal 2005, S. 141).

Die gegenwärtige Lebenssituation, in der sich der Autobiograph oder die -biographin befindet, bestimmt die Sichtweise auf die Vergangenheit, ebenso wie die erlebte Vergangenheit Einfluss hat auf die Wahrnehmung der Gegenwart. Eine biographische Erzählung ist also kein statisches Gebilde, sondern steht in Wechselwirkung zur Vergangenheit, zum heutigen Leben und zur Zukunft.

Nach Schütze kommt es zu Zugzwängen des Erzählens, das drückt sich aus erstens in

der Kondensierung, indem die Zeit begrenzt und eine inhaltliche überschaubare Darstellung geboten ist; zweitens in der Detaillierung, um dem Zuhörer die Sachverhaltsstruktur nachvollziehbar zu machen; drittens in der Gestaltschließung, um eine geschlossene Gesamtgestalt des Sachverhaltes, der Geschichte zu präsentieren. Die Zugzwänge führen dazu, dass dem Erzähler oder der Erzählerin während des Erzählens mehr einfällt und sie eventuell mehr erzählen als beabsichtigt, dass sie sich aber auch beschränken müssen (vgl. Glinka 1998, S. 47 f.).

5.2.1 Methodischer Zugang zur Untersuchung

Die Untersuchung im Rahmen dieser Arbeit gründet sich auf die Forschungsmethoden narrativ-biographischer Interviews, die Auswertung orientiert sich an den Interpretationsschritten von Rosenthal, Glinka und Fuchs-Heinritz.

Es geht mir darum herauszufinden, welche Bedeutung fall-exemplarisch die Ansiedlung von Flüchtlingen und Vertriebenen für die Betroffenen selbst und die einheimische Bevölkerung hatte und hat, und welcher Stellenwert – in der gegenwärtigen Erzählung – der Ansiedlung von Vertriebenen von den Interviewten beigemessen wird. Wie spiegeln sich die sozio-historischen Entwicklungen in den biographischen Erzählungen wider? Kann man Handlungs- und Bewältigungsstrategien erkennen, wie die jeweiligen Erzählerinnen und der Erzähler mit der notgedrungenen Ansiedlung der Vertriebenen und deren dauerhaften Verbleib umgingen?

Die Analyse von vier Interviews, wobei die Interviewten in mittelsächsischen Nachbardörfern wohnen, die jetzt zu einer Gemeinde zusammengeschlossen sind, ist keine repräsentative Studie für eine Region, sondern es werden die spezifischen Wege dieser einzelnen Dorfbewohner und -bewohnerinnen rekonstruiert. Sie stellen damit jeweils einen gesellschaftlich möglichen Umgang mit der Vergangenheit dar und sind deshalb nicht verallgemeinerbar.

5.2.2 Vorbereitung und Durchführung der Interviews

Als Interviewpartner und Interviewpartnerinnen wählte ich jeweils zwei aus der Gruppe der Vertriebenen und zwei aus der Gruppe der Einheimischen. Drei der befragten Personen haben die Zeit des Nationalsozialismus und die unmittelbare Nachkriegszeit als Kinder und Jugendliche erlebt. Eine befragte Vertriebene war in dieser Zeit junge Mutter.^{59]}

59] Drei der Interviewpartnerinnen kannte ich schon vorher aus dem Gemeindeverband. Das hat sich nicht als begünstigend erwiesen. Es herrschte zwar immer eine besonders aufgeschlossene Atmosphäre, andererseits spielten in der Erzählung häufig noch die genauen internen Ortsangaben und andere Erzählungen von Dorfbewohnern und deren wohnliche Zuordnung eine Rolle.

Telefonisch und teilweise durch einen persönlichen Besuch erfolgte die Anfrage, ob sich die von mir angedachten Personen zu einem Interview bereit erklären könnten. Dabei erläuterte ich ihnen mein Anliegen und den Ablauf des Interviews, das den Befragten kurz vor dem vereinbarten Termin auch brieflich zur Vorbereitung mitgeteilt wurde (siehe Anschreiben, Anhang S. 137).

Die Erhebung der Interviews erfolgte vor und während der theoretischen Auseinandersetzung mit den historischen Zusammenhängen.

Die Interviews wurden nach der Vorbereitung des Gesprächs mit einer Erzählaufforderung von mir eröffnet. Im Erzählstimulus setzte ich den Fokus auf ihre persönlichen Erfahrungen im Zusammenleben der Vertriebenen und Einheimischen. Bei den Vertriebenen bezog ich Flucht und Vertreibung mit ein. In der darauf folgenden Erzählung wurden meine Gesprächspartnerinnen und mein Gesprächspartner nicht durch Detaillierungsfragen unterbrochen, sondern nonverbal und paraverbal in dem Fortfahren ihrer Erzählungen unterstützt. Im Anschluss an die Haupterzählung wurden erzählgenerierende Fragen gestellt zu Themen, die sie in ihren Erzählungen angerissen hatte. Anschließend stellte ich noch Fragen, die mir im Zusammenhang des Zusammenlebens Einheimischer und Vertriebenen wichtig waren. Zum Abschluss des Interviews wurden den Gesprächspartnerinnen und dem Gesprächspartner die Möglichkeit gegeben, sich zur eigenen Befindlichkeit über dieses Gespräch zu äußern. Nach jedem Interview erstellte ich einen Interviewbericht (siehe Interviewberichte, Anhang S. 138–150). Die Aufzeichnungen der Interviews erfolgten mit einem Aufnahmegerät und wurden anonymisiert und transkribiert.

5.2.3 Auswertung der Interviews

Die Auswertung der Gespräche erfolgt unter der Fragestellung, welche Rolle spielt die Aufnahme und Ansiedlung der Flüchtlinge und Vertriebenen aus den ehemaligen Ostgebieten in Folge des Zweiten Weltkrieges in den Erinnerungen der Betroffenen und der Einheimischen. Haben diese Erfahrungen eine Bedeutung für das weitere Leben der beiden Bevölkerungsgruppen? Sind in den Erzählungen individuelle Ereignisse zu erkennen, die ein gegenseitiges Zugehörigkeitsgefühl erkennen lassen?

Die Transkripte, Gesprächsnotizen, Gespräche vor und nach den Interviews sowie die Interviewberichte dienen als Quellen der Auswertung.

Die Analyse orientiert sich an der biographischen Fallrekonstruktion von Fischer-Rosenthal und Rosenthal.^{60]}

„Das ...Verfahren biographischer Fallrekonstruktionen zeichnet sich durch ein sequenzielles

60] Vgl. Fischer-Rosenthal; Rosenthal (1997) S. 133–164; Rosenthal 2005, S. 173–194.

Vorgehen aus, bei dem die zeitliche Struktur sowohl von erzählter und erlebter Lebensgeschichte analysiert wird“ (Rosenthal 2005, S. 173, Hervorhebung entfernt).

Ich interpretiere die Interviews in drei Schritten. Als erstes nähere ich mich der Erzählung, indem ich dem nachgehe, was die Interviewten inhaltlich erzählen. Dabei verfolge ich die biographischen Angaben (Geburt, Familienhintergrund, Bildung, Beruf, Familiengründung, Ansiedlung usw.) und stelle sie in den Kontext der historischen und gesellschaftlichen Hintergründe. Ich messe dabei den Inhalten, die die Zeit der Ankunft und der Aufnahme der Vertriebenen in Sachsen und den Angaben, die das Zusammenleben der Personenkreise von Vertriebenen und Einheimischen beschreiben, mehr Aufmerksamkeit zu. Da sich geschichtliche Bezüge in den Erzählungen doppeln, gehe ich ausführlich beim erstmaligen Auftreten in einem Interview darauf ein.

Im zweiten Interpretationsschritt untersuche ich, wie die Gesprächspartnerinnen und der Gesprächspartner die Ereignisse im Leben darstellen, welche thematischen Felder wiederholt werden, wo es zu Brüchen und Widersprüchen kommt. Dabei wird der Text in Erzählsequenzen unterteilt, die sich thematisch oder stilistisch abgrenzen. Auf Grund der begrenzten Zeit im Rahmen einer Diplomarbeit werde ich nur auf ausgewählte Textsequenzen eingehen und hauptsächlich diejenigen Sequenzen analysieren, die Aussagen für das Miteinander der Vertriebenen und Einheimischen treffen.

Im dritten Auswertungsschritt vergleiche ich die Interviews jeweils der einheimischen und der vertriebenen Interviewten und zeige auf, welche gemeinsamen und unterschiedlichen Themen zu erkennen sind und was die präsentierten Erzählungen über das Zusammenleben der Einheimischen und Vertriebenen in der Dorfgemeinschaft aussagen.

Formaler Hinweis

Die im zweiten Auswertungsschritt enthaltenen Zitate aus den transkribierten Texten sind *kursiv gedruckt*, Fundstellen werden in Klammern nachgewiesen. Die Interviews wurden wie folgt nummeriert:

Frau Worm	Ziffer 1	Frau Felding	Ziffer 2
Herr Werner	Ziffer 3	Frau Krämer	Ziffer 4

Die erste Ziffer gibt Auskunft, um welche/n Interviewpartner/in es sich handelt, die zweite Ziffer erfasst die Seitenzahl, nach dem Schrägstrich stehen die Zeilennummern.

Im Beispiel „*Interviewtext*“ (1; 5/12–17) betrifft es das Interview mit Frau Worm auf Seite 5, Zeilen 12 bis 17.

Die anonymisierten und transkribierten Interviewtexte sind in einem Extraband zur Diplomarbeit aufgenommen.

5.3 Strukturelle Analyse der biographischen Interviews

Frau Ella Worm und Frau Gitta Felding als Einheimische Frau Greta Krämer und Herr Johan Werner als Flüchtlinge/Vertriebene

5.3.1 Die einheimische Bevölkerung – Frau Ella Worm

- **Sequenzielle Analyse der biographischen Daten**

-
- 1934 Geburt von Ella Worm
 - 1942 Erkrankung an Kinderlähmung, erheblicher krankheitsbedingter Schulausfall
 - um 1943 Geburt der Schwester
-

Die Eltern von Ella besitzen einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb von 7,5 Hektar, ein Pferdefuhrwerk, ein paar Kühe und Schweine. Sie betreiben zusätzlich noch ein Sackflickerei. Auch die Großeltern wohnen und arbeiten mit auf dem Hof. Der kleine landwirtschaftliche Betrieb ernährt die Familie, wird aber keine großen Gewinne zugelassen haben.

In dem durch die Industrialisierung geprägten Sachsen wird in der Weimarer Republik sozialdemokratisch gewählt. Die NSDAP gewinnt zwar an Stimmen, kann aber die Wahlergebnisse der SPD nicht erreichen.

Entfernte Verwandte von Ella sind in der NSDAP, ein Onkel, zu dem guter Kontakt besteht, arbeitet zur Zeit des Nationalsozialismus bei der Polizei. Die Tante, die mit im Dorf wohnt, beschäftigt einen russischen Zwangsarbeiter, der auch auf dem Hof von Ella mitarbeitet. In vielen Bauerngütern wird während des Zweiten Weltkrieges von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen aus der Sowjetunion und aus Polen profitiert, die die schwere landwirtschaftliche Arbeit verrichten und damit die Männer, die im Kriegseinsatz sind, ersetzen. Es gibt genaue Anweisungen, wie deren Behandlung erfolgen soll, die strengen Richtlinien werden von Ellas Familie nicht so genau genommen, es wird von einem guten Umgang gesprochen. Repressionen erfolgen keine, unter Umständen schützt das die Familie vor Racheakten nach dem Krieg.

1941 erfolgt die Einschulung von Ella. In der zweiten Klasse erkrankt sie an Kinderlähmung, eine Erkrankung, die den ganzen weiteren Lebensweg mitbestimmen wird. Obwohl das gesamte zweite Schuljahr für Ella ausfällt, wird es nicht wiederholt. Auch die folgenden Schuljahre sind durch lange Krankenhausaufenthalte unterbrochenen, insgesamt gehen Ella circa vier Schuljahre verloren. Sie kann nicht mehr allein in die Schule laufen, sondern muss mit dem Handwagen gezogen werden. Der Schulunterricht ist geprägt von einer nationalsozialistischen Erziehung, die ein Lehrer, der Parteigenosse der NSDAP ist, durchsetzt. Aufgrund ihrer Erkrankung kann Ella kein Mitglied im BDM werden. Von

einem wesentlichen Teil an Freizeitaktivitäten, denen Kinder in diesem Alter nachgehen, bleibt Ella ausgeschlossen. Für die Familie, vor allem für die Mutter, ist die Sorge um die Tochter und deren medizinische Behandlung in den Kriegsjahren sicher eine besondere Belastung, das Interview gibt darüber keine Auskünfte.

Im Dorf werden seit der Bombardierung größerer deutscher Städte Kinder über die Kinderlandverschickung aufgenommen, auch bei Familie Worm wohnt für ein halbes Jahr ein Mädchen, zeitweise auch deren Mutter.

Etwa 1943 wird Ellas jüngere Schwester geboren. Zwei Onkel fallen im Krieg, die Kernfamilie bleibt verschont.

-
- Eintreffen der ersten Flüchtlinge aus Ostpreußen 1944
 - verstärkter Flüchtlingsstrom aus Schlesien 1945
 - Bombardierung Dresdens, Aufnahme der Verwandtschaft aus Dresden Februar 1945
 - Ende des Krieges
-

Ende 1944 treffen die ersten Flüchtlinge aus Ostpreußen im Dorf ein und vergrößern die Schulklassen. Das schnelle Vorrücken der Roten Armee im Januar 1945 setzt eine Fluchtwelle der Zivilbevölkerung aus den deutschen Ostgebieten in Gang. In dem sächsischen Dorf treffen immer mehr Flüchtlinge ein, die Unterkunft benötigen. Nach dem Luftangriff am 13./14. Februar auf Dresden, den Ella von der Ferne sehen kann und den die dort wohnende Verwandtschaft überlebt, macht diese sich zu Fuß auf den Weg und findet Platz in den kleinen Räumen bei der Großeltern im Bauernhof. Die Verhältnisse werden immer chaotischer, die Straßen sind voll von durchziehenden Menschen. Ellas Vater bereitet die Evakuierung seiner Familie vor, um sie vor Kampfhandlungen zu schützen, entschließt sich aber zu bleiben. Im Dorf dienen, als die Sowjetarmee einzieht, weiße Tücher als Zeichen der kampflösen Übergabe.

Die Bevölkerung hat Angst vor den sowjetischen Soldaten, auch geschürt durch die nationalsozialistische Propaganda. Ella erlebt mit, wie die Soldaten plündern und nach der Mutter und anderen Frauen suchen. Im Haus wird ein Versteck für die Frauen der Familie gebaut. Es kommt zur Erschießung von zwei Männern aus dem Dorf, der Grund ist nicht mehr bekannt. Nationalsozialistisch belastete und unbelastete Männer werden von den sowjetischen Soldaten gefangen genommen und in Lager gebracht, von dort kommen später nur wenige zurück. Als Lager dienen ehemalige Kriegsgefangenenlager und Konzentrationslager, die Versorgung mit Lebensmitteln und die hygienischen Bedingungen sind katastrophal, sodass die Sterblichkeitsrate hoch ist. Außerdem kann eine Deportation zur Zwangsarbeit, in der Regel im Bergbau, in die Sowjetunion erfolgen.

-
- Nachkriegszeit, hohe Zahl von Flüchtlingen und Vertriebenen
 - Nahrungsmittelknappheit, „Hamstern“ der über Land ziehenden Stadtbevölkerung
 - Bodenreform, Aufteilung des Rittergutes unter Neubauern
 - Konfirmation, Schulabschluss 1949, beruflicher Einstieg
 - erzwungene Kollektivierung
 - Ende der Erwähnung der Vertriebenen Mitte der 50er Jahre
-

Durch die wilden Vertreibungen in Polen gleich nach Kriegsende und nach Abschluss des Potsdamer Abkommens im August 1945, das die Ausweisung der Deutschen unter anderem aus den deutschen Ostgebieten festlegt, kommen weiterhin ununterbrochen Vertriebene.

Die Zimmer im Bauernhof, auch in den Nebengebäuden sind durch Dauereinquartierungen belegt, zusätzlich finden nach Westen ziehenden Flüchtlinge nächtliches Quartier bei Familie Worm in der Stube, in die man Stroh ausstreut. Die Mutter von Ella kocht für die Flüchtlinge.

In Sachsen besteht zwar bis Oktober 1945 eine Aufnahmesperre, trotzdem müssen die Vertriebenen – die teilweise individuell durch das Land ziehen – versorgt werden. Damit sind die SMAS und die sich neu bildenden Verwaltungen überfordert.

Einige der bei Familie Worm wohnenden Flüchtlinge versuchen nach Kriegsende wieder in ihre Heimat zurückzukehren, kehren aber entkräftet und krank um.

Ab Oktober 1945 müssen durch die SMAD-Richtlinie alle in Sachsen verweilenden Vertriebenen angesiedelt werden. Neu ankommende – bis auf bestimmte Berufsgruppen – sollen größtenteils laut SMAS-Verordnungen weitergeleitet werden; ab März 1946 wird diese Weiterleitungspolitik wieder in eine Ansiedlungspolitik umgewandelt, die Aufnahmequote wurde im Laufe des Jahres von 50.000 auf 200.000 deutlich erhöht (vgl. Donth 2000, S. 146 ff.). Die Vertriebenen, die nun wieder Aufnahme in Sachsen finden, müssen auf Anweisung des Bürgermeisters vom Bahnhof abgeholt und auf die Häuser verteilt werden. Ellas Vater versucht, möglichst nicht die Vertriebenen mit den meisten Kindern zu bekommen. Familie Worm und die anderen Bauernfamilien hoffen auf ein Ende des Vertriebenstroms.^{61]} Die Jahre nach dem Krieg sind durch Hunger und allgemeinen Mangel geprägt. Die bäuerlichen Betriebe sind trotz Abgabepflicht (Milch, Getreide usw.) und Schlachtverbot in einer privilegierten Position. Ella erlebt das Betteln und Hamstern der Stadtbevölkerung und wie sich die örtlichen Bauern und Bäuerinnen daran bereichern und beispielsweise

61] In den statistischen monatlichen Einwohnermeldungen schwankt in den Dörfern, die heute eine Gemeinde bilden, der Anteil der Vertriebenen an der Gesamtbevölkerung im Zeitraum 1946 – 1948 zwischen 28 und 45 Prozent.

ganze Aussteuern zusammenbringen. Das Hamstern wird von ihrer Familie weitgehend abgelehnt, nur einmal werden Bretter gegen Weizen getauscht.

Bei ihnen wird gebettelt und Lebensmittel werden an die Bedürftigen abgegeben. Die Arbeitskräfte, die bei ihnen mithelfen, werden wie kurz nach dem Krieg üblich, in Naturalien bezahlt.

Im Zuge der Bodenreform wird im Dorf Land an Vertriebene verteilt, darunter Teile des Rittergutes, unterschiedlich gut gelingt den Neubauern und Neubäuerinnen die Bewirtschaftung. Einzelne Neubauernhöfe werden im Dorf gebaut. Familie Worm muss eine Kuh und ein Schwein an Neubauern abgehen.

Die Schulklassen sind überfüllt mit Flüchtlings- und Vertriebenenkindern, Ella hat auch Freundinnen unter ihnen. Unterbrochen wird ihr Schulbesuch weiterhin von ärztlichen Behandlungen. Trotz Vorbehalt unter der Kernbevölkerung finden Hochzeiten zwischen Einheimischen und Vertriebenen statt. Nach der Konfirmation – die Gemeinden in Mittelsachsen sind evangelisch-lutherisch geprägt – und dem Abschluss der Schule 1949 stehen für Ella die Chancen, einen Beruf zu erlernen, durch die Kinderlähmung schlecht. Neben Bäuerin wäre sie gerne Schneiderin geworden, kann aber keine Lehre beginnen, weil sie wegen der Behinderung nicht zum Ort der theoretischen Ausbildung kommen kann. So hilft sie der örtlichen Schneiderin und versieht leichte Tätigkeiten in der elterlichen Landwirtschaft. Bei dieser Arbeit ist sie aber nicht rentenversichert. Die Sorge des Vaters gilt Ellas Rentenanwartschaft, die sie baldmöglichst durch eine reguläre Anstellung erhalten sollte, da er befürchtet, Ella könne nicht bis zur gesetzlichen Altersrente arbeiten. Ella arbeitet bereits in der Sackflickerei mit, jetzt stellt der Vater sie mit Arbeitsvertrag ein, den Hinweis für diese Möglichkeit bekommt er vom Kassenprüfer (in der Landwirtschaft mithelfende Kinder sind in der DDR erst ab einem Alter von 21 Jahren versichert, laut Aussage von Frau Worm).

Für alle anderen Jugendlichen, auch die Vertriebenen in ihrer Klasse, beginnt nach der Schule eine Berufsausbildung und damit eine Integration in die Arbeitswelt, für die DDR ist das die wichtigste Maßnahme, um die „Umsiedler“ einzugliedern.

1953/54 beginnt im Dorf die Kollektivierung der Landwirtschaft, einige Neubauernfamilien, die weniger erfolgreich wirtschaften, treten freiwillig in die LPG ein, so die Bauern und Bäuerinnen des ehemaligen Rittergutes.

Vertriebene, die zwar Land haben, aber noch keinen Neubauernhof, gehen verstärkt in die BRD. Familie Worm wehrt sich lange, in die LPG einzutreten und muss eine aggressive, primitive Propaganda und Beschädigungen der bestellten Felder erleben. Ella unterstützt ihren Vater in seiner Standhaftigkeit. Die Nötigungen (Aufforderung per Lautsprecherwa-

gen, permanente häusliche Besuche durch Funktionäre) führen schließlich dazu, dass Ellas Vater 1961 doch beitrifft.

Die letzten Vertriebenen sind Mitte der 50er Jahre aus dem Bauerngut ausgezogen. Die Arbeitsfähigen finden im Bergbau und in der ansässigen Industrie – wo in der DDR besonders stark Arbeitskräfte gesucht werden – sowie in Land- und Forstwirtschaft Beschäftigung. Die Vertriebenen kommen in zeitlich späteren Erzählungen nicht mehr vor.

-
- Tod des Vaters, Infragestellen des weiteren beruflichen Weges von Ella
 - Beruf bis zur Wende
 - Ausbau eines Nebengebäudes zu ihrem Wohnhaus ab 1981
-

Ella hat ihr Einkommen in der Sackflickerei. Nach dem Tod des geschäftsführenden Vaters ist die Weiterbeschäftigung in Frage gestellt. Ihre Mutter kann das Geschäft noch ein Jahr lang als Witwe betreiben. Ella bekommt aber die Möglichkeit selbst einen Gewerbeschein zu beantragen, der auch genehmigt wird, sie betreibt die Sackflickerei bis zur Wende. Danach engagiert sie sich bei der Kirchgemeinde und erhält dort eine kleine Anstellung als Kirchgeldkassiererin. Schon vor der Wende bezieht sie eine Invalidenrente.

Ab 1981 lässt sie sich ein Nebengebäude zu ihrem Wohnhaus ausbauen, es wird zwar nicht explizit angesprochen, aber anhand der detailreichen Erzählung nach dem Interview schlussfolgere ich, dass sie sich damit einen großen Wunsch erfüllt. In das Wohnhaus des Bauernhofes zieht ihre Nichte mit ihrer Familie ein, die weiterhin die Landwirtschaft betreiben.

In den letzten zehn Jahren ist ihr Leben beeinträchtigt durch die Verschlechterung ihres Gesundheitszustandes. Das bedeutet lange Klinikaufenthalte und Einschränkung der Selbstständigkeit, verstärkt durch die Folgen der Kinderlähmung.

• **Text- und thematische Analyse**

Ella beginnt ihre Erzählung, indem sie das Wort „zusammen“, das ich in der Erzählaufforderung verwende, aufnimmt. Ihre These lautet: „Not schweißt die Menschen zusammen“. Ella geht auf meine Frage zum Zusammenleben von Flüchtlingen Vertriebenen gleich zu Beginn ein, es bestimmen aber viele andere Themen den Fortgang der Erzählung. Da wir zusammen in einem Ortsteil wohnen, möchte sie mir immer wieder vermitteln, bei welchen Bewohnern überall Flüchtlinge und Vertriebene gelebt haben.

Ihre Hauptthemen sind, aufgezählt nach Gewichtung im Text: die erzwungene Kollektivierung, die russischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen im Dorf und deren gute Behandlung seitens ihrer Familie, die Bombardierung Dresdens und die anschließende Aufnahme

der überlebenden Verwandtschaft aus Dresden, die Zeit der sowjetischen Besatzung und der Schutz der Frauen vor Vergewaltigungen, ihre Erkrankung an Kinderlähmung und die daraus resultierenden Einschränkungen beim Schulbesuch.

Im Nachfrageteil thematisiert sie zusätzlich die Unterbringung eines Mädchens im Zuge der Kinderlandverschickung und ihren erschwerten beruflichen Werdegang durch die Kinderlähmung. Die Sicht auf die Vertriebenen taucht zwischen den anderen Themen immer wieder auf. Die Auswertung des Interviews erfolgt anhand meiner Forschungsfrage an den Sequenzen, die über das Verhältnis zwischen Einheimischen und Vertriebenen Aussagen machen.

Die „Not schweißt die Menschen zusammen“ – damals, heute wäre das nicht mehr denkbar

Zu Beginn formuliert Ella die Hypothese, dass Notsituationen die Menschen enger zusammenfügen und stellt diese Behauptung in Bezug zu ihrer Schulzeit, in der sich die Klassenstärke durch die Flüchtlings- und Vertriebenenkinder stark erhöht. Man hätte annehmen können, dass es dadurch in den Klassen lebhafter zugeht, Ella schätzt die Disziplin als gut ein und behauptet, dass es unter den heutigen „normalen“ Verhältnissen, ohne die besondere Situation der Klassenvergrößerung mehr Auseinandersetzungen zwischen den Schülern gibt. Disziplin, die in der Erziehung der Jugend zur Zeit des NS einen hohen Stellenwert hatte, sagt meiner Meinung nach wenig über die zwischenmenschlichen Beziehungen der Schüler aus. Ob es Freundschaften oder Ablehnung und Ausgrenzung unter den Schülern gab, dazu sagt Ella nichts. *„Not schweißt die Menschen zusammen. ... Gerade mit die Kinder in der Schule, mir waren ja so wahnsinnig viel Kinder in unseren Klassen und, und zu meiner Konfirmation noch, ... dass manchmal so ein großer Klassenraum gar nicht zugelangt hat. Aber das, das wie jetzte so ein Gekeile – das gab’s nicht“ (1; 1/8–12).*

Als sie wieder auf die Notsituation zu sprechen kommt, unterstreicht sie diese mit „riesengroß“, betont aber, dass trotzdem nur wenig gestohlen wurde. Ihre Wahrnehmung steht im Gegensatz zu anderen Erzählungen von Zeitzeugen und der öffentlichen Darstellung, dass in Sachsen die Ernte durch den Mundraub der hungernden Flüchtlingsströme, die durch das Land zogen, bedroht war. *„Bloß eins muss man sagen, eben, die Not war wirklich riesengroß, es gab ja nichts zu essen, vor allen in den Städten, und, und, ich meine, mal ein paar Kartoffeln oder so, sind schon auch mal geklaut worden, nor, aber das hat sich sehr, sehr in Grenzen gehalten“ (1; 3/33–36).*

Noch einmal bringt sie ihre Hypothese im Anschluss an eine Erzählung über die jahrelangen Hamsterfahrten der Stadtbevölkerung. Eine Erklärung, warum heute das Verhalten der Menschen gegenüber Notleidenden anders wäre, finde ich nicht im Text. Eine mög-

liche Interpretation wäre, dass Ella betonen will, wie gut und menschlich alle Beteiligten die besonderes schwierige Notsituation bewältigt haben. *„Ja, nu, und was die Flüchtlinge anbetrifft, da wollen wir sagen, das hat sich eigentlich dann –... na, wie schon gesagt, die Not fügte die Menschen zusammen. Nor, das ist –... heute ginge das überhaupt nicht .. so wie die Menschen jetzt aufgedrieselt sind und so. Aber damals“ (1; 4/32–37).*

Im Widerspruch dazu sagt Ella, dass erst viel Zeit vergehen musste, bevor sich Einheimische und Vertriebene näher kamen. *„Es hat sich eben dann mit der Länge der Zeit doch zusammen –... zusammengefunden“ (1; 2/35–36).*

Im Nachfrageteil wird ihre Anfangsthese wieder aufgegriffen und modifiziert.

Wir erkennen die Not der Flüchtlinge und unterstützen nach unseren Möglichkeiten

Als zweites Thema fokussiert Ella die unterstützende Reaktion ihrer Familie. In Ellas Erinnerung ist ihre Familie sehr hilfsbereit, die Mutter kocht für die Weiterziehenden, die Stube wird zum Übernachten frei geräumt. Sie selbst erzählt aber keine Episoden mit einzelnen Vertriebenen, sie treten nur als „die Leute“ oder „die“ auf. Einzeln aufgeführt wird nur eine Frau mit ihrem Kind und ein Ehepaar (1; 1/31–33), die aber keine Eigenschaften oder Besonderheiten in der Erzählung erhalten. Zu berücksichtigen ist, dass Ella 1942 an Kinderlähmung erkrankte und in den darauf folgenden Jahren häufig über längere Zeit in Krankenhäusern war, vielleicht weiß sie dadurch vieles bloß vom Erzählen. *„... und, und die gekommen sind hier, die Leute aus den Ostgebieten, na, klar, es war eben auch für die Menschen schwierig, die ja auch aufgeregt waren, alles daheim liegengelassen und bloß was sie auf – an hatten und in der Hand tragen konnten oder was, ‘ne, und dann kamen die hier an, ja mir hatten ja auch nichts zu kaufen gekriegt, nur (kurzes Lachen), mein Gott, da haste schon mal wieder was hingegeben und –... aber vor allem im Großen und Ganzen ging’s um’s essen. Und dass ‘se eben auch mal eine Nacht schlafen konnten und ein Dach überm Kopp hatten, das war das erstmal das Wichtigste im Grunde“ (1; 1/ 21–29). „... bloß wenn die Bude schon gespritzte voll –... nur da haben wir nächstens, wie ich dir schon mal sagte hier, nor, da haben wir gesagt, ihr könnt bloß hier auf den Dielen schlafen, Stroh hin und Decken drauf und gut. Das ist egal – Hauptsache ma –... und noch was Warmes zu essen und da haben wir eben –... da hat dann meine Mutter, ich war da ja auch noch zu klein, eben was gekocht und was gemacht, entweder Kartoffeln oder Suppe oder irgendwas sich so angeboten hat“ (1; 3/14–21).*

Im Folgenden vergleicht Ella die Hilfe für die Vertriebenen mit der Hilfe für die Zwangsarbeiter und weist auf die „natürlichen“ Platzgrenzen hin. *„... wir haben uns eben auch in acht genommen und gesagt, es muss ja nicht an die Kuppe gehangen werden, die kriegen eben etwas, wenn die kommen und, ... da ist gut und so haben wir es auch mit*

die Flüchtlinge gemacht, nor, die, die können eben einmal hier schlafen und dabehalten können wir sie eh' nicht, wenn du keinen Platz mehr hast“ (1; 8/36–41).

Die Vertriebenen – die gelittenen Gäste – die Grenzen der Unterstützung

Dass Vertriebene nicht willkommen waren, beschreibt Ella zuerst am Verhalten anderer Bauern und Bäuerinnen. Als einen Indikator für die abweisende Einstellung der Elterngeneration nennt Ella die Ablehnung der Heiratswünsche zwischen Vertriebenen und Einheimischen. Generell spricht Ella von einer abwartenden, nur zögerlich auf die Vertriebenen zugehenden Haltung und dem Wunsch, dass die Aufnahme und das Verbleiben der Vertriebenen bald vorbei sei und diese wieder zurückgehen. Ihre persönliche Meinung kommt nicht zum Ausdruck. *„Nur und dann, ich meine es gab natürlich auch Leute hier, Einheimische, die de gesagt haben, die nehmen wir nicht, die nehmen wir nicht, und, und also die nehmen wir nicht und oder wenn ein Mädels so einen Burschen hatte als Freund, was ein Flüchtling war, nur, dass (..) Flüchtling heiraten (..) Lass dich mit dem Flüchtling nicht ein und so, es war da auch ein bisschen Misstrauen dabei mitunter, weil die ja alle gesagt haben, sie wollen wieder heim, und sie kommen auch –... wollen auch –... können auch wieder heim, aber das war ja nicht der Fall“ (1; 1/35–42).*

Die Platzkapazitäten und die Belastbarkeit des Dorfes, so in Ellas Erinnerung, sind eindeutig überreizt, vielleicht werden aus diesem Grund die einzelnen Menschen nur noch als Menschenmasse, die in ihrer Menge das Dorf nicht ertragen kann, registriert. *„Das –... ich meine, viele, die hier nur mitunter bloß so, man kann gleich sagen, auf einem bloßen Boden gewohnt haben, weil einfach kein Platz mehr war, die sind eben dann zum größten Teil fort, Richtung Westen weiter, nor, gezogen, ... das wäre ja gar nicht gegangen, wenn die alle hier geblieben wären, nur das ... hätte ja kein Mensch ausgehalten dann ...“ (1; 2/36–40).* Im Nachfrageteil geht sie auch auf das reservierte, teilweise ablehnende Verhalten ihres Vaters ein.

Ein Teil der Vertriebenen ist nicht mehr nur namenlose „Masse“ – die verbindende negative Erfahrung der Kollektivierung

Die erzwungene Kollektivierung ist für Ella ein Hauptthema ihrer Erzählung, punktuell spricht sie dabei auch von den Vertriebenen, die „Umsiedlerneubauern und -bäuerinnen“ geworden und ebenso von der Kollektivierung betroffen sind. Ella unterscheidet hier zwischen denjenigen, die ihre Neubauernstelle aufgeben und aus Ellas Sicht größtenteils in die BRD abwandern und anderen, die schon „richtig sesshaft“ sind und mehr zum Dorf dazugehören und aus der namenlosen „Masse“ der Vertriebenen heraustreten; deren zweifache Enteignung findet bei Ella Beachtung. *„... nun, dann kam die LPG; und die [die Vertriebenen] haben es dann zum größten Teil gleich in die LPG und da sind eben dann*

viele, wo die Grenze noch auf war, hier bis 61, da sind ja viele fort. Gerade, die neu, die bis auf die nur wirklich sich ein Haus schon wieder gebaut hatten und .. und schon wieder richtig auf dem Laufenden waren, aber alle anderen, die bloß .. so ein Provisorium hatten, die sind ja alle wieder abgerückt, .. 'nüber“ (1; 3/27–36). „... da gab's dann auch ganz schönen Knatsch mit der LPG, nor, vor allen Dingen –... ich meine die, die Neubauern, wie F.s, P.s, die dann schon wieder sesshaft waren und sich ein Haus gebaut hatten und Viehzeug hatten und alles, nu, die sind auch nicht reingegangen, nor, auch erst mit'm Hammer und, und mit Gewalt kannst'e sagen, nor“ (1; 5/6–10). „B.s, die schon gebaut hatten und F.s und, und wer auch alles so war, die sagten: Menschskinder, daheim haben wir alles stehen und liegen lassen, hier haben wir aufgebaut, und jetzt ist wieder alles für die Katz', nor. Das ist natürlich ... ganz schön –... also da ist die Politik nicht so das, das Wahre“ (1; 6/12–16).

Text- und thematische Analyse im Nachfrageteil

Wir wollen die Flüchtlinge und Vertriebenen nicht, es sind zu viele, aber uns bleibt keine Wahl

Im Nachfrageteil gibt Eilla der Ablehnung der Vertriebenen durch die Einheimischen und auch ihrer Familie mehr Raum, das Mitgefühl für deren Schicksal wird weniger angesprochen, sondern die Belastung der Einheimischen. Ella spricht nicht in der Ich-Form, sondern lässt den Vater oder die Anwohner sprechen oder benutzt die Wir-Form. „... und wenn nun eben Flüchtlinge, da kamen ja nun nicht zwei oder drei, da kam ja immer gleich ein ganzer Zug. Nor, mit der Kleinbahn hier unten. Nu, und dann kam eben der Bürgermeister, also hier mit dem Pferdegeschirr, ihr müsst runter, die Leute abholen. Ja nun, mein Vater sagte auch manchmal, sagt er, da hast'e den Wagen voll, die ein Haufen Kinder hatten, die waren ja dann eben normalerweise auch mit, nor, sagt er, da wusstest du nicht wohin mit dem ganzen Volk so ungefähr, nor ((kurzes, leichtes Lachen)). Na, und, wenn die heim –... hier raufgekommen sind nach B. zum Bür –... da ist der Bürgermeister dann eben gekommen und, und –... ja wo denn nun hin – bei dem kannst'e vielleicht noch ein paar hinschaffen, nor, und bei dem, nor, und, und –... mein Vater sagt auch manchmal, nee, die haben Kinder, die nehmen wir ni, und dort ist das, die nehmen wir ni. Nu da, bloß, wir konnten sie ja dann auch nicht behalten, wenn du schon die ganze Horntzsche voll hast, nor. ... Auf'm N. waren unheimlich viel“ (1; 9/30–43). – „Und die bei meiner Tante unten wohnten, die waren auch mit zwei Pferden, bei K.s der auch. Und bei F.s der auch, die waren auch mit Pferden. Die mussten ja dann auch mit untergebracht werden, nor. Nu, ich meine, das war schon alles nicht ganz so einfach. ...6... Bei M.s hier drüben, in dem kleinen Häusel, dort wohnten auch ein Haufen Leute, also, dass die noch Luft gekriegt haben, da

musste man sich auch bloß wundern, nor“ (1; 10/1–7). – „... die alte Frau B., die tat mit Säcke aufladen. Die hat manchmal gesagt, ohgott-ohgott, na, ihr werdet aufatmen, wenn einmal die vielen Fremden wieder fort sind. Und wir werden auch aufatmen. Wenn du mal wieder so viel Platz hast, weist' du, dass du ein eigenes Bett haben kannst, so ungefähr, nor, das war – es war ja mitunter nicht mal das mehr da, auch für uns“ (1; 10/12–16). – „... und dann hatte die auch noch eine Familie unten in der Stube drin und die hatte auch drei Kinder, die Frau, ... ja, bei M., die Bude war auch so voll gestopft“ (1; 10/37–39). – „... und da war's natürlich eben auch elende eng. Nun hatte ja auch jeder noch nach Möglichkeit ein bisschen Viehzeug, nor, wenn –... weil's ja nichts zu essen gab, da mussten ja alle –... da haben sie ein bisschen ein Ziege oder paar Hühner“ (1; 10/44–11/2). – „Klar hat's auch Leute gegeben, hier Einheimische, die gesagt haben: hier weg. Nuja, nor, sollen draußen bleiben oder so was, ist ja irre, ging ja gar nicht, aber, eigentlich, ich wüsste da nicht aus dem Hut, dass da jemand so dämlich gewesen wäre, nor. Klar ist manchmal gemeckert worden, gesagt – oh, wenn das nur mal aufhören würde. Ich mein', das haben wir am Ende auch gesagt, wenn das nur erst mal aufhören würde“ (1; 12/39–45).

Ellas Aussagen beschreiben die damalige Stimmung im Dorf über die unerträgliche Situation der vielen Aufnahmen und die Enge, die kaum noch Privatsphäre zulässt und dass das Maß, das als noch zumutbar empfunden wird, weit überschritten ist. Um mir das deutlich mitzuteilen und damit ich ein Gespür für die damalige ausweglose Situation bekomme, spricht Ella mich direkt an und überträgt die Situation in die Gegenwart. „... da musst du dir vorstellen, die setzen dir jetzt 'ne Familie mit drei Kindern ins Haus, du bist ja alleine mit deine zwei Kindern und nu, die haben auch noch mit Platz in deinem Haus und bei der M. da kann auch eine mit rein mit einem Kind oder zweie oder bei B., dann könnten zwei Familien mit sechs, sieben Kindern rein und so, nor ... da würdest du jetzt auch gucken und sagen, mein lieber Mann, muss das sein, eigentlich, nor. ... Klar sind wir auch skeptisch gewesen damals, aber die waren eben da, was wolltest du machen, konntest du doch nicht tot machen“ (1; 19/22–29).

Meiner Meinung nach schwingt noch Verärgerung mit, dass man der verordneten Aufnahme so passiv ausgeliefert war. „Hat sich zwar jeder ein bisschen gewunden, dass er selber in seinem Haus noch ein Loch hatte, weißte, aber im großen und ganzen wurden die überall, ... und die blieben ja dann auch da, die, die einmal, wie die Sch. und die Frau, die bei uns hier –... obwohl die immer gesagt haben, die wollen wieder heim, aber die, die in der Stube mal auf Stroh schliefen, das war ja voraussichtlich, dass die am nächsten Tag wieder weitermachten, denn das ging ja überhaupt nicht, da hätten wir ja gar nicht mehr rein gekonnt und nicht in die Stube“ (1; 18/31–38).

Trotz der eben vor Augen geführten beengten Verhältnisse kommt Ella zurück auf ihr empathisches Empfinden für die schwere Lage der Flüchtlinge und Vertriebenen.

„Klar wenn die so –... wenn man sich das so überlegt, so von Schlesien und so mit dem Handwagen, überleg‘ dir das mal, mit dem Handwagen gelaufen und was bringst du auf so einen Handwagen drauf ... Und ... weiß ich auch nicht, was man dazu sagen soll. ...9... Klar, ich mein‘, zu den Flüchtlingen, die nu hier –... so kannst‘e ja auch so sagen, als gelittene Gäste, wenn nun absolut kein Platz ist. Dass sie bloß eine so ‘ne Bude hatten und dann ihre fünf, sechs Mann drinne gehaust haben. Dass das denen nicht gepasst hat, das kann man denen nicht –... kann man sich ja auch denken und es sind dann viele eben nach den Westen nüber, nor. Da, wo die Grenze noch auf, da wo sich das dann ein bisschen geteilt hatte und Gestalt annahm, die Sache, nor. Dann, die sind fort und die sind fort und ...“ (1; 19/3–14).

Heute wäre es unmöglich, so viele Menschen aufzunehmen – sieh‘, was wir geleistet haben

Im Nachfrageteil kommt Ella darauf zurück, sich nicht vorstellen zu können, dass heute die Einheimischen genauso unterstützen würden, vielleicht um zu betonen, welche Leistung damals von ihnen abverlangt und erbracht wurde. *„Musst‘e dir vorstellen, meinen Eltern ihre Schlafstube, die ist nicht viel größer wie meine Stube, da waren die vier Betten drin. Nor, anders ging‘s nicht. Und da ging noch die Frau mit dem Kind durch, die schlief gleich daneben. Nu, das ist –... ich weiß auch nicht, das tät‘ heute keiner mehr machen“ (1; 10/18–22).*

Ella untermauert ihre Ansicht mit dem Beispiel der heutigen Ablehnung der wenigen Spätaussiedler. Die „Russlanddeutschen“ sind eine Kategorie von Fremden für Ella, die Aufnahme finden dürfen. Anders ist ihre Meinung bei türkischen Migranten und Migrantinnen, diese lehnt Ella als „schlechte Fremde“ ab, die von ihr pauschal als sich aufspielend, sich nicht an die Gepflogenheiten anpassend und als gewaltbereit stigmatisiert werden. *„Drum sag ich eben immer wieder, wenn de da drüber nachdenkst, die Not, nor, dieses Chaos und die Not hat doch die Menschen zusammenwachsen lassen. Das musst‘e dir mal heute vorstellen, wenn jetzt nu solche Massen von Umsiedlern kommen, was ist denn jetzt, wenn jetzt mal hier im Kreis F. zehn Russlanddeutsche kommen, das ist doch –... da heißt es auch, können die nicht draußen bleiben – im Grunde genommen, fallen die ja gar nicht ins Gewicht, die merkst du ja gar nicht. Ich mein‘, was mich auch manchmal grämt, dass sind die Türken, aber da sind ja nun die Wessis schuld, weil die Wessifrauen ja keine schmutzige Arbeit mit machen wollen und das machen für uns die Türken nu, haben sie sie hergeholt, dann sind sie mit Kind und Kegel hier, nu spielen die*

sich auf, nu passt denen auch nicht –... das hab ich meinen Bekannten drüben schon gesagt, auf den Kopf zugesagt: ihr habt sie doch hergeholt; ich sag, bei uns gab's paar Vitschies, die bissel was verkauft haben, dann war's Feierabend, bei uns gab's keine Türken. ... 5... Die sind eben nu auch heißblütiger so ... gleich mit dem Knüppel und mit dem Messer draufzugehen oder was, was nun eigentlich, was die von Russland vielleicht nun nicht so ...“ (1; 18/2–18).

Nach Ellas Meinung war die Aufnahme und Integration in der BRD^{62]} schlechter und sie unterstellt den Westdeutschen noch heute Ablehnung, ohne eine Begründung hinzuzufügen. Auch das könnte darauf hindeuten, dass ihrer Meinung nach von den Einheimischen im Ort eine bessere Integrationsleistung erbracht wurde. *„... denn das wussten sie dann dort drüben auch nicht, denn die drüben, die sind ja noch viel skeptischer auf Flüchtlinge, bei denen sind das ja heute noch Flüchtlinge, wo bei uns kein Mensch mehr drüber redet“ (1; 19/18–21).*

Gründe des Zueinanderfindens von Einheimischen und Vertriebenen

Ella findet für sich im Nachfrageteil noch andere Argumente als „mit der Zeit“, die zur Annäherung der Einheimischen und Vertriebenen führen. Als erstes nennt sie die freundschaftlichen Beziehungen unter den Kindern (bei den Erwachsenen sieht sie mehr Zurückhaltung und Ablehnung), des weiteren Heirat und Sesshaftwerdung und führt dafür Neubauern- und Arbeitsstellen an. *„... unter uns Kindern, da gab es Freundschaften, das war ganz normal, höchstens bei den älteren, da sagten die Erwachsenen, du wirst doch ne mit ein Flüchtlingsmädel, also wenn die heiraten wollten, das gab's schon“ (1; 14/30–33).* – *„... ich mein', man weiß das und dadurch, dass die ja nu untereinander geheiratet haben und sesshaft geworden sind und so, da ... Wer käm' auf die Idee, die R. als Flüchtling zu deklarieren, macht doch keiner ... Und ist ja auch aus Schlesien und andere ((Aufzählung)) Die auch so angekommen als Flüchtling so ... mit Sack und Pack oder eben nur, mit was sie an hatten, nor. ((weitere Aufzählung)). Paar hatten auch 'ne Neubauernstelle, sind aber auch viele, als die große Fluchtwelle war, so in den 50er Jahren in den Westen“ (1; 19/27–33).* – *„... und der G., der ging dann auf die Grube und als der dann mit einem Mädel von uns ging, da hieß es, na du mit dem Flüchtling, mit dem Flüchtling, aber die hat sich eben in den verguckt, nor und da ... sind sie eben auch zusammen alt geworden, ... hat sich nicht irre machen lassen“ (1; 20/29–32).*

Am Ende des Interviews spricht Ella einen versöhnlichen Schlusssatz:

„War schon nicht leicht für alle, die wir hier waren. Und für die, die hier so ankamen so mit

62] In der SBZ/DDR erfolgte eine schnellere Wohnraumzuweisung, sodass der Aufenthalt in Lagern deutlich kürzer war als in den Westzonen/BRD, außerdem wurde eine öffentliche Ablehnung von Vertriebenen in der DDR staatlich sanktioniert, Lastenausgleich wurde aber nur in der BRD gewährt.

nun, mit nichts. Nu, es war schon eine schlechte Zeit, aber es ging ehm auch, irgendwie ging's“ (1; 22/20–22).

Wenn ich resümierend auf die Aussagen über das Zusammenleben der Einheimischen und Vertriebenen schaue, finde ich in Ellas Interview kaum konkrete Erlebnisse, vielmehr sind die Aussagen sehr allgemeiner Art. Im ersten Teil des Interviews wird von Ella mehr die Unterstützungsbereitschaft ihrer Familie thematisiert, im Nachfrageteil sieht sie rückblickend verstärkt die Belastung für die Dorfgemeinschaft und die Ablehnung der Fremden.

5.3.2 Die einheimische Bevölkerung — Frau Gitta Felding

- **Sequenzielle Analyse der biographischen Daten**

-
- 1934 Geburt von Gitta Felding, geringfügig älterer Bruder
 - Aufwachsen in mittelbäuerlichem Milieu, Geburt von zwei jüngeren Brüdern
 - 1939 Vater im Kriegseinsatz, polnische Zwangsarbeiter als Arbeitskräfte
 - Einschränkungen am Ende des Krieges
-

Gittas Eltern besitzen eine 50 Hektar große Landwirtschaft. Aus der Tatsache, dass der Vater einen Traktor besitzt und aus alten Fotos vom Bauerngut, die sie mir zeigt, geht hervor, dass die von evangelisch-lutherischer Tradition geprägte Familie in Wohlstand lebt. Auf dem Hof sind mehrere Knechte und Mägde beschäftigt. Gitta hat noch einen geringfügig älteren Bruder, später werden noch zwei Brüder geboren. Der Vater ist nicht Mitglied der NSDAP. Aus ihrer Kindheit berichtet sie, dass ihr Vater die ersten Jahre im Krieg zum Einsatz kommt, zu Beginn in Polen, später aber bis zu Kriegsende zu Hause in der Landwirtschaft arbeitet. Andere nahe männliche Verwandte sind im Kriegsdienst. Vom Kriegseinsatz erzählt der Vater den Kindern nichts.

In der Landwirtschaft sind während des Zweiten Weltkrieges mehrere polnische Zwangsarbeiter im Einsatz. Auch werden provisorisch im Tanzsaal des Dorfes Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, vermutlich eines ganzen Dorfes aus Slowenien mit ihren Familien untergebracht. Gitta fällt die Armut dieser Menschen auf, die fast nichts mitnehmen konnten und primitiv leben und jetzt schwere Arbeiten im Bergbau verrichten müssen. In diesem Zusammenhang spricht sie auch von Schuldgefühlen, die sie als zehnjähriges Mädchen hat. Ihr ist der Kontakt zu den Zwangsarbeiterfamilien gelungen und es entwickelt sich eine freundschaftliche Beziehung mit einem gleichaltrigen Mädchen, mit dem Gitta noch heute Kontakt pflegt. Es ist eher ungewöhnlich, dass diese enge Verbindung entstehen konnte, da freundschaftliche Beziehungen zu Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen im NS untersagt waren.

Die Arbeit in dem elterlichen landwirtschaftlichen Betrieb wird erschwert, weil während der Kriegszeit die Pferde für die Wehrmacht eingezogen werden. Später kann auch der Traktor, wegen der Kraftstoffbeschränkung zugunsten kriegswichtiger Einsätze, zwischenzeitlich nicht zum Einsatz kommen, bis ein Holzvergaser eingebaut wird.

Sie erlebt mit, wie ihre Cousinen als Flakhelferinnen und zur Arbeit in den Fabriken eingesetzt werden. Zum Ende des Kriege werden vermehrt junge ledige Frauen, die seit 1939 einen sechsmonatigen Reichsarbeitsdienst häufig in der Landwirtschaft absolvieren mussten, in der Kriegsproduktion beschäftigt bzw. zum Kriegshilfsdienst verpflichtet.

-
- Eingeschränkter Unterricht am Ende der Kriegszeit
 - Eintreffen von Flüchtlingen auf dem Bauernhof
 - Ende des Krieges
-

Ihre Eltern achten auf eine gute Schulbildung ihrer Kinder, die alle die Oberschule in der nächsten Stadt besuchen. Als Gitta zehn Jahre alt ist und vermutlich die fünfte Klasse besucht, – die Oberschule ist bereits evakuiert, da das Gebäude als Lazarett dienen muss – vergrößern ständig hinzukommende Schüler der Flüchtlinge die Klassen, diese werden mehrmals neu zusammengestellt. Der Lehrplan kann nicht mehr eingehalten werden, die Lehrer richten sich nach dem lückenhaften Wissensstand der Flüchtlinge.

Dem Bauernhof werden mit dem Treck ankommende Flüchtlinge zugewiesen, es muss zusammengerückt werden. Die Familien werden in den Zimmern der Mägde und Knechte untergebracht und mit wenigen Möbelstücken ausgestattet. Ihr Vater nimmt kleine bauliche Veränderungen an den Zimmern vor. Gitta spricht besonders von einer schlesischen Bauernfamilie, deren Sohn schwer kriegsversehrt ist, an ihm werden die körperlichen Folgen der grausamen Kriegsrealität offenbar. Er erzählt über Kriegserlebnisse, die davon weitgehend verschont gebliebenen Kinder hören gebannt zu. Eine neue, für die Zehnjährige auch abenteuerliche Zeit beginnt, zigeunerhaft wirkende Planwagen ziehen die Straßen entlang, Skatspielen wird gelernt.

Da die Flüchtlinge Pferde mitbringen, ist die Aufnahme von Flüchtlingen nicht nur ein Nachteil für den Bauern, denn deren Pferde werden dringend für die Arbeit auf den Feldern benötigt. Auch werden alle Arbeitsfähigen in der Landwirtschaft gebraucht, als Gegenleistung für die Unterbringung und sicher auch für deren Verköstigung. Zur Mutter des Kriegsinvaliden – sie wird mit Oma betitelt – hat Gitta eine herzliche Beziehung, diese strickt für sie und geht ihrer Mutter beim Kochen zur Hand. Ihre Mutter bezeichnet Gitta dabei als die Chefin, unter deren Regie alles läuft.

Zu Kriegsende macht der Vater auch einen Wagen für die Evakuierung zurecht. Aber die mit Flüchtlingen überfüllten Straßen lassen den Vater zu dem Entschluss kommen, daheim zu bleiben. Jedoch kommt es durch sowjetische Soldaten zu einer bedrohlichen Situation auf dem Hof, die aber ohne Folgen bleibt.

-
- Nachkriegszeit, Nahrungsmittelknappheit, „Hamstern“ der über Land ziehenden Stadtbevölkerung
 - Bodenreform, Enteignung der befreundeten Familie und der Familien von Mitschülern und -schülerinnen; Benachteiligung des Großbauern durch hohe Abgaben,
 - Konfirmation, Schulabschluss 1948
-

Die schlesische Bauernfamilie versucht nach Ende des Krieges, zurück in ihre Heimat zu gehen. Sie sind entweder gar nicht erst über die neu formierte deutsch-polnische Grenze gekommen (Ende Mai, Anfang Juni 1945) oder finden ihren Hof von angesiedelten polnischen Familien belegt.

Zur unmittelbaren Nachkriegszeit sagt Gitta, dass chaotische Verhältnisse herrschten, viele Männer waren in Kriegsgefangenschaft oder gefallen, auf den Bauernhof kommen vor allem Frauen zur Arbeit.

Im September 1945 beginnt die Bodenreform, bei der alle Großbauern mit über 100 Hektar Landbesitz enteignet werden, ebenso Landeigentümer, die der Kriegsverbrechen beschuldigt werden oder führende Nationalsozialisten waren. Die Familie trifft die Enteignung nicht, aber die besten Freunde ihrer Eltern, die über 100 Hektar besitzen. Der Besitzer muss in einem Bergwerk als Zwangsarbeiter arbeiten. Der Boden wird an Neubauern, darunter auch Vertriebene, verteilt.

Mit 50 Hektar zählt Gittas Familie jetzt zu den Großbauern. Die festgelegten Abgaben erhöhen sich überproportional, je mehr Land zum Hof gehören.

In der Schule erlebt sie Diskriminierung, weil sie aus einer Bauernfamilie stammt, die jetzt verhältnismäßig viel Land besitzt. Sie registriert die Enteignung von Eltern ihrer Mitschüler und Mitschülerinnen. Sie selbst passt sich dem neuen sozialistischen Regime nicht an und tritt nicht in die FDJ ein, sondern ist aktiv in der Jungen Gemeinde, einer Jugendgruppe der Kirchgemeinde. Die Vertriebenen bringen Anregungen für das Kirchgemeindeleben aus ihren Herkunftsgebieten mit. Sie spricht auch von einer verstärkten Religiosität nach dem Krieg, der Gottesdienstbesuch nimmt merklich zu.

In den wirtschaftlich sehr schlechten Jahren der Nachkriegszeit erlebt sie, wie ihr Vater durch „Hamstergänge“ der hungernden Bevölkerung begehrte Dinge angeboten bekommt. Für Gitta wird die Konfirmationskleidung 1948 auf diese Weise besorgt, auf ihre ersten Lederschuhe freut sie sich besonders, aber gerade die Konfirmationsschuhe werden von Bettlern noch vor dem Fest gestohlen. Ansonsten sind für das schnell wachsende Mädchen, die aus gebrauchten Kleidungsstücken genähte Sachen bekommt, kaum Unterschiede zu den schlecht gekleideten Vertriebenen zu sehen.

Als Bauerntochter muss sie nie Hunger leiden. Flüchtlinge und Vertriebenen sind billige Arbeitskräfte, die den Mangel an Landtechnik und die befreiten Zwangsarbeiter auf dem Bauernhof ersetzen.

- Ausbildungsbeginn ungefähr 1949
 - der Auszug der Vertriebenen aus dem Elternhaus
 - erzwungene Kollektivierung
-

Nach dem Schulabschluss ohne Abitur legt ihr Vater fest, dass sie eine kirchliche Ausbildung zur Gemeindehelferin absolvieren soll, dabei lernt sie eine Freundin, eine aus Schlesien stammende Vertriebene kennen, von ihr berichtet sie viel: von deren Wut auf die Polen, von dem verlorenen Besitz, den fruchtbaren Böden, von dem schweren Start der Familie auf dem Neubauernhof, auf dem alle Familienmitglieder hart arbeiten müssen, sodass gesundheitliche Beeinträchtigungen folgen.

Im letzten Ausbildungsjahr wird ein beidseitiges Hüftleiden diagnostiziert, das zwei Operationen erforderlich macht. Die Berufsausbildung schließt sie noch erfolgreich ab, danach unterzieht sie sich der ersten Operation. Ärztlicherseits wird ihr eine sitzende, leichte Tätigkeit empfohlen. Von ihrem Berufsziel, als Katechetin mit Kindern zu arbeiten, wird abgeraten.

In der Pause zur zweiten Operation erhält sie das Angebot, als Sekretärin in einem Pastoralkolleg zu arbeiten, das ist nicht ihr Wunsch, aber ein günstige Gelegenheit, ins Berufsleben einzusteigen, die Anstellung wird durch ihren Vater sehr forciert. Sie findet bei ihrem Arbeitgeber eine familiäre Aufnahme und freundet sich mit dessen Tochter an. Gitta hat auch die Möglichkeit, im Gebäude der Arbeitsstelle zu wohnen, sie führt nun ein vom Elternhaus unabhängiges Leben.

Aus dem elterlichen Bauerngut ziehen die Vertriebenen größtenteils aus, sie finden Arbeit in der näheren Umgebung. Auch benötigt ihr Vater nicht mehr so viele Arbeitskräfte, da wieder Maschinen zur Verfügung stehen. Nur die älteren Vertriebenen bleiben bis zum Lebensende dort wohnen.

Beim erzwungenen Eintritt in die LPG wohnt Gitta nicht mehr im Elternhaus.

Im Anschluss an das Interview erzählt sie mir ihren weiteren beruflichen und privaten Lebensweg, den ich im Interviewbericht notiert habe.

- **Text- und thematische Analyse**

Frau Gitta Felding geht sofort auf meine Fragestellung ein und hat sich drei Themengebiete im Voraus gewählt, anhand derer sie auf das Zusammenleben der Einheimischen mit den Flüchtlingen beziehungsweise Vertriebenen eingeht: erstens ihre Schulerfahrungen, zweitens ihre Erlebnisse auf dem elterlichen Bauernhof und drittens die Weitergabe der Erfahrungen ihres verstorbenen Mannes, die ich unberücksichtigt lasse.

Innerhalb der Eingangserzählung fügt sie noch ihre Erlebnisse mit im Dorf lebenden Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen sowie das Betteln nach Nahrungsmitteln in der Nachkriegszeit ein. Am bewegendsten schildert sie, als ihre „erhamsterten“ Konfirmationsschuhe vermutlich von Bettlern gestohlen werden. Im Bezug auf das Zusammenleben mit Flüchtlingen und Vertriebenen ist in ihrer Erzählung durchgängig eine ambivalente Haltung zu finden. Auf der einen Seite findet sie sich ebenso benachteiligt, sie sagt mehrmals, dass alle bei Null anfangen, andererseits hat sie ein Gespür für die besonders schlechte Situation der Hinzukommenden.

Im Nachfrageteil verstärken sich ihre Aussagen, dass ihrer Meinung nach alle bei Null angefangen haben und dass ihr nichts Negatives zum Zusammenleben mit den Vertriebenen einfällt. Neu hinzu kommt das Thema der politischen Nichtanpassung in der DDR.

Der Verlust an Schulbildung

Von großer Relevanz ist für Gitta die reduzierte Wissensvermittlung in der Schule, die beginnt, als die Flüchtlingskinder hinzukommen und sich der Unterricht an deren Wissensstand orientiert. Die Schule nennt sie in ihrer Erzähleröffnung als erstes. *„Also, ich hab‘ –... ich würde sagen, ich habe mehrere Punkte, an die ich mich erinnere. Ich war damals 10 Jahre alt so etwa, in der Flüchtlingszeit, als ich erlebt habe, als die in der Schule bei mir dazukamen, in meine Klasse; (...) Da fange ich vielleicht mal mit der Schule an, ich ging nach F. in die Oberschule, das Gymnasium sagt man jetzt; das war ziemlich blöd, weil da fast jeden Tag neue Leute dazukamen in unsere Klasse. Unsere Klasse war dann so voll, das war so chaotisch. Als die Neuen immer wieder – dann sollte sie mal zu der Klasse, dann sollte sie wieder in die Klasse, weil die dort mehr aufnehmen konnten – wir waren sowieso schon evakuiert mit der Schule“* (2; 1/5–7, 1/14–20). Gute Schulbildung hat für Gitta einen herausragenden Stellenwert, so bedeutet die auf die Flüchtlingskinder abgestimmte Schulbildung für sie einen unwiederbringlichen Verlust, der auch in den folgenden Lebensabschnitten für sie nicht aufholbar scheint und der bis heute für sie eine Rolle spielt. *„Nun kamen dauernd neue Schüler dazu, Jetzt sollten wir uns denen oder wir mussten uns denen anpassen, die hatten ja durch das Flüchten schon viel Zeit verloren, viel Schulzeit, jetzt mussten wir uns mit unserem Lehrstoff an die anpassen, das ging nicht,*

also immer wieder weiter zurück, wir kamen überhaupt nicht vorwärts. Ich habe bis heute große Bildungslücken, dadurch, dass wir in der Zeit wenig gelernt haben. Aber für die, die dazukamen, die so lange keinen Unterricht hatten, wie meine beste Freundin, die es dann wurde, (...) die war auch für ein Leben lang geschädigt, dass die so viel Schulverlust hatten in der ganzen Flüchtlingszeit“ (2; 1/21–31). Sie sieht aber nicht nur sich, sondern blickt auch auf die Flüchtlingskinder, die ebenfalls große Lerndefizite haben. Am Ende der Erzählung über die Schulzeit wird die versäumte Schulbildung durch Wiederholung und Betonung verstärkt. „Ich habe dort solche Lücken – für mich – obwohl ich regelmäßig Schule gehabt hab‘. So, das wollte ich eigentlich zu meiner Schulzeit sagen, um zu verstehen, dass wir – obwohl wir nicht geflüchtet sind – dann eben auch alle miteinander haben müssen auch zurückstecken, (um wieder?) bei Null anzufangen“ (2; 1/34–38). Bei der letzten Aussage bringt sie das auch im anderen Zusammenhang empfundene Gleichgestelltsein mit den Flüchtlingen – bei Null anfangen zu müssen – zum Ausdruck. Gitta erwähnt noch einmal in Nachfrageteil das Defizit an Schulbildung. „... meine Brüder wollten auch erst Landwirtschaft studieren, haben dann Maschinenbau studiert nach der Oberschule, die hatten’s dann auch besser mit dem Unterricht, nicht so viel Ausfall, die haben die Oberstufe richtig fertig gemacht“ (2; 11/32–35).

Die Flüchtlinge bringen Abenteuer und Abwechslung in den Alltag

Gitta hat erlebt, wie ihr Vater zum Kriegsdienst eingezogen wurde und über diese Zeit schweigt. Das ländliche Sachsen wurde bis Kriegsende von Kriegsereignissen verschont und das dörfliche Leben ging nach den festgelegten Gepflogenheiten. Als die Flüchtlinge kommen, wird die gewohnte Ordnung durcheinander gebracht und was für erwachsene Dorfbewohner eine Belastung darstellt, bedeutet für Gitta eine willkommene Abwechslung. „So, jetzt ging das los, wenn ich mich recht besinne, dass der Bürgermeister oder die Stelle, wo die da ankamen mit ihren Trecks, die verteilten die Leute an die Bauern. Ob da vorher gefragt wurde, wie viel wir aufnehmen konnten – keine Ahnung. So was wusste ich als Kind überhaupt nicht, aber das war natürlich interessant, wenn die Trecks ankamen. Und das war dann (meinetwegen?) die Familie S., die bei uns einquartiert wurde, waren auch aus Schlesien, Vertriebene von ihrem Bauerngut, der Sohn kam schon total kaputt aus dem Krieg wieder, der hatte also schon seine ganz schlimmen Behinderungen, so kam der schon hier an, der konnte kaum laufen, und die alte Mutter, und von dem Sohn dann noch die Familie dazu. Die sollten alle bei uns untergebracht werden, an die ich jetzt am meisten denke, es waren auch noch andere Familien da, aber die waren am längsten da und zu denen hatte ich eigentlich den größten Kontakt. Jetzt mussten wir alle zusammenrücken, im Haus erstmal, aber auch im Stall, weil die ja mit ihren Pferden ankamen (...) Und, und war

so eine Plane über den Wagen, (...) so indianermäßig (.....) Wie so ein Zigeunerwagen. Die kamen so kaputt hier an ...“ (2; 2/7–24). Neben der willkommenen Abwechslung muss Gitta an dem Kriegsversehrten sehen, welche Auswirkungen der Krieg hat. Die Enge auf dem Bauernhof wird von Gitta nicht negativ bewertet, sondern eher spielerisch positiv gesehen, wann sonst hätte man in der guten Stube schlafen können. *„aber wir zwei Großen, wir mussten eben zusammen mit der Tante in unser gutes Zimmer ziehen, (...) interessant (..) Ehebetten wurden aufgestellt, da schliefen wir drin und haben egal am Fußende (.....) sonst bloß an Feiertagen, wie das so bei Bauern ist“* (2; 2/27–30). In ihrem vermutlich strengen Elternhaus – Gitta bezeichnet ihren Vater als hart – entsteht eine Atmosphäre, die nicht mehr alleinig durch die Eltern bestimmt wird. Gitta nimmt die Aufnahme für sich als Bereicherung auf und berichtet heute fast schwärmerisch: *„Und in meinen schönen Jugenderinnerungen mit denen auch, kam irgendwie so bisschen Stimmung in unsere Familie rein, was die für Anregungen brachten, vor allen Dingen der Sohn, der aus dem Krieg kam, der wusste nun die ganzen Dinge aus dem Krieg zu erzählen. Das war für uns Kinder –... hatten wir ja nun solche Ohren gekriegt, mein Vater hielt sich da sehr zurück, uns Kindern solche Sachen zu erzählen; aber von dem erfuhren wir dann alles, was hier im Krieg los gewesen ist (und er erlebt hatte ?). Und da konnte der seine Geschichten loswerden, uns Kindern lernte er nun Skat spielen und die brachten schon auch noch richtig frischen Wind in unsere Familie mit, muss ich schon sagen“* (2; 3/19–28).

Die Ambivalente Sicht zur Aufnahme der Flüchtlingen im eigenen Bauernhof – wir sehen die Not und geben Hilfe – wir verlangen Unterordnung und erhalten Arbeitskräfte

Gitta sieht, wie ihr Vater, von dem sie dieses Mitgefühl eventuell nicht erwartet, sich der Bedürftigkeit der Flüchtlinge annimmt, im Dorf sind auch andere Verhaltensweisen bekannt. Gleichzeitig sieht sie die bescheidenen Unterkünfte, in denen die Flüchtlinge – vor der Flucht hatten sie den gleichen bäuerlichen Stand wie sie – nun bei ihnen wohnen. Gitta benennt auch den Vorteil, den ihr Vater durch die neuen Arbeitskräfte und die Pferde für die Wirtschaft hat. *„... eben diese Flüchtlinge von dem Bauerngut aus Schlesien, die kriegten also von uns drei Zimmer. Und ... es war ja kaum was zum Reinstellen, (.....) Vermögen (..) wie das so früher war (....) einen Schrank und eben einen Tisch, das war alles. Aber das fanden wir als Kinder schon interessant. ... mein Vater – so hart wie der war – aber der war lieb mit denen, das muss ich schon sagen. Das war sicher nicht überall so, aber der sah ja nun auch, die hatten ja ihre Pferde mit, die konnten uns ja auch wieder helfen, weil wir unsere Pferde auch wieder im Krieg abgeben mussten, oder abgegeben hatten. Wir hatten (keinen ?) Traktor, das waren schon auch Vorteile, die er damit kriegte“* (2; 2/31–40).

Ihre Mutter ist eventuell reservierter, denn diese wird von Gitta mit friedlich bezeichnet, der Vater hingegen mit lieb. „... *wir waren ja nun überhaupt nicht gewöhnt mit jemandem unser Bauerngut zu teilen, da waren die Mägde und die Knechte in den Frauen- und in den Männerzimmern untergebracht, alles so primitiv, und wenn da nun eine Familie reinkommt auf einmal, musste nun Gemütlichkeit sein, wo die ihre Lebensmittel dann hintaten, Kühlschranks gab's ja früher nicht, haben wir dann für die extra alles so ausgebaut, dass die dann eben auch alles hatten, ... Meine Mutter und meine Tante waren sehr friedlich und die kamen gut mit denen aus und alles, was jung war ging mit raus aufs Feld und half uns dafür mit, nor. Also bei uns, ich kann da nichts Schlechtes sagen, da ist das gut ausgegangen*“ (2; 3/10–19).

Reflektierend zurückblickend sagt Gitta, dass sich ihre Familie korrekt verhalten hat und es deshalb „gut ausgegangen“ ist. Am Schluss ihrer Eingangserzählung reflektiert Gitta, dass aus der Sichtweise der Flüchtlinge und Vertriebenen die Aufnahme anders erzählt werden würde, auch unterstützt durch ihre Kenntnis, dass andere Bauernfamilien abweisend waren. „*Aber sonst, muss ich schon sagen, wir waren lieb, wie man so sagte ..., wenn die Frau M. [eine Vertriebene] erzählt, gegen welche Wand sie hier angekommen sind mit ihrem Zug und hier untergebracht werden mussten und nicht gewollt waren; das musst du verstehen, dass du nicht verrückt bist, die Leute aufzunehmen, nor, du musstest die aber nehmen. Und manche Bauern haben nichts gegeben und sie hätten gehabt, und die mussten hungern; (...) würde anders und das viel zynischer erzählen als ich das erzähle, weil ich eigentlich nicht so schlimme Erinnerungen habe; schon dass ich sehr mitleidig war mit den Leuten, das ist schon klar*“ (2; 5/33–42).

Uns geht es allen gleich schlecht – wir fangen alle bei Null an, aber vielleicht doch nicht ganz

Diese Ansicht, den Flüchtlingen und Vertriebenen fast gleichgestellt zu sein, kommt einmal in der Eingangserzählung vor, wird aber im Nachfrageteil mehrfach wiederholt. „... *teilgenommen an dem Schicksal von denen, aber wir selber hatten ja auch nichts, wir konnten auch nicht gehen oder was abgeben, ich wuchs und wuchs, war von Kind auf groß schon gleich, wir hatten nichts, keine Sachen zum Anziehen, aber wir hatten den Vorteil, wir waren Bauern*“ (2; 5/4–7). Weiterhin wird der Vorteil, eine Bauernfamilie zu sein, beschrieben, indem sie erzählt, wie der Vater durch den Tausch von Lebensmitteln an begehrte Dinge herankommt und so auch die Konfirmationskleidung für Gitta beschafft. Diese Möglichkeit des Handels war den Flüchtlingen und Vertriebenen kaum möglich.

Angst vor der Allherrschaft Hitlers

Gitta spricht im Anschluss an die Erzählung über die Situation der Zwangsarbeiter im Dorf von Schuldgefühlen, die sie als Kind hatte und über die Angst vor der allmächtigen Herrschaft Hitlers. Ich bin mir unsicher, ob sie sich als Kind diese Gedanken gemacht hat oder ob es sich um eine spätere Reflektion aus ihrem christlich geprägten Leben heraus handelt. Die Ablehnung Hitlers, weil er sich zum „Gott“ erhebt und die damit einhergehende Anbetung käme dem sündhaften Bruch des ersten Gebotes gleich.

„(..) als Kind Schuldgefühle hatte. Schon als Kind, ich mein‘, mit 10 Jahre bist‘e ein Kind, wo du schon merkst wie‘s langgeht, was du dir so für Gedanken machst. (...) der Hitler, wenn der mal siegt, hab‘ ich mir immer gedacht, da wird der wie, wie hier so ein Gott, den wir anbeten müssen. (.....) das war mir so schrecklich der Gedanke, dass ich froh war, dass wir den Krieg verloren haben, schon als Kind habe ich mir so‘ne Gedanken gemacht“ (2; 4/18–23).

Text- und thematische Analyse im Nachfrageteil

Die Vertreibung – ein „normale“ Kriegsfolge, die die Bevölkerung der „Verlierer“ ertragen muss

Auf die Frage nach ihrer schlesischen Freundin erzählt sie wenig über das Kennenlernen oder ihre Freundschaft, sondern über deren Wut auf die Polen und dass sie die Vertreibung ihr gegenüber nicht berühren darf. Gitta begründet für sich die Vertreibung als eine Kriegsfolge, die die Verlierer annehmen müssen. *„... und ich meine, es sind eben einfach –... die ganz schlimmen Sachen, die ein Krieg eben mit sich bringt, dass Menschen herausgerissen werden, (.....) dadurch schief gegangen ist, (..) begüterte Bauerntochter wie die Gerda, (..) so geschuftet auf der Siedlungsstelle da, dass sie sich haben körperlich kaputtgemacht; da leiden die Geschwister bis heute noch drunter ... ohne Zugtiere dann, höchstens mal eine Kuh, aber ich meine, wir hatten alle müssen die Pferde abgeben. Klar waren die schlimm dran, ganz schlimm, ich will das ja nicht runterspielen“ (2; 6/19–26). – „... aber das sind eben Dinge, die alles auch Krieg mit sich bringt, die man eben dann ertragen und aushalten muss ...“ (2; 6/29–30).* Gitta sieht wieder die besondere Belastung der vertriebenen Familie ihrer Freundin, relativiert aber Benachteiligung der Vertriebenen mit dem eigenen Verlust der Pferde.

Als ich Gitta auf die Schuldgefühle anspreche, die sie im ersten Teil erwähnt, begründet sie ihre Gefühle mit dem Unrecht des zerstörerischen Krieges der Deutschen, das nicht ungestraft bleiben wird. Sie empfindet Empathie gegenüber den Opfern des Bombenkrieges der Deutschen und zieht einen Bogen zu den Flüchtlingen. *„... also über unser*

Dorf, über unseren Bauernhof flogen so Flugzeuge, nor, eben Kampfflugzeuge, erst in die eine Richtung ohne Ladung, eben ohne Bomben und dann zurück viel langsamer auch tiefer, das hat man richtig gesehen, die Bomben und da hab ich gedacht, wenn die das fallen lassen über den anderen, die war'n ja verrückt, das geht doch nicht, das ist nicht recht, also ich war schon damals so sensibel, ich hab' mit den' mitgeföhlt, wie dann eben auch mit den Flüchtlingen. Ich war damals als Kind, ein sensibles Kind (...) Also, ich hatte da einfach Mitleid und auch Schuldgefühl, weil das nicht recht ist und das kam doch von uns Deutschen (.....) und das zu wird uns zurückkommen“ (2; 12/22–32).

Uns geht es gleich schlecht – wir fangen alle bei Null an, uns geht es als Großbauern besonders schlecht, manchmal ging es den „Umsiedlerneubauern“ sogar besser

Diese Ansicht wird im Nachfrageteil verstärkt, zum einen erfolgt die Begründung mit der allgemein schlechten wirtschaftlichen Situation, zum anderen mit der Benachteiligung des höheren Abgabesolls als Großbauer mit 50 Hektar und mit der Enteignungswelle, die befreundete Familien betrifft. Ich vermute, dass sie sich durch meine Fragen nach dem Verhältnis zwischen den Vertriebenen und den Einheimischen und nach bestehenden Problemen, verdächtigt fühlt, als Einheimische (stellvertretend für ihre Familie) die Flüchtlinge und Vertriebenen benachteiligt zu haben und nun in eine Verteidigungsposition gerät. „– es hatten nicht bloß die Flüchtlinge ihre ganz großen Probleme, alle hatten sie –... Auch von uns hier, die das größte Gut, die noch größer waren als wir – also knapp über 100 waren – die mussten auch fort und wurden hier innerhalb der DDR woanders angesiedelt und der musste zur Strafe ins Bergwerk gehen, die kamen auch fort, das waren unsere besten Freunde, also, es war alles im Aufbruch, nor“ (2; 7/9–14). – „Die wurden ja gefördert dann vom Staat und das Land wurde aufgeteilt an die Umsiedler, ganz genau. Aber wir waren nicht so groß, wir konnten weitermachen. Aber da waren wir als Kinder in der Schule auch verpönt, wir waren wieder Großbauernkinder, war auch ganz schlimm“ (2; 7/ 21–24). – „... die mussten auch abliefern, aber nicht so hoch wie wir, zur Strafe, weil wir 50 Hektar hatten oder gar zur Strafe der Nächstgrößere bei uns in L., der hatte 75 Hektar, der ging daran kaputt, nor“ (2; 7/37–39). In den beiden letzten Zitaten klingt auch ein Empfinden von ungerechter Förderung der „Umsiedlerbauern“ an.

„Aber sonst ging's ja für alle bei Null los, nor, nach dem Krieg. Ihr denkt Euch das vielleicht noch ein bisschen anders, dass wir alle wohlhabend, alle vielleicht wohlhabender waren, waren sie aber alle nicht zu der Zeit. Es herrschte an allen Ecken Not bei uns wie bei den Flüchtlingen und da mussten wir eben zusammengehalten“ (2; 8/31–35). „Aber den Bauern ist es auch so dreckig gegangen damals“ (2; 8/43–44). Gitta stellt die Hypothese auf,

dass die Not die Menschen besser zusammenhalten lässt, im Text finde ich keine Belege für einen besonderen Zusammenhalt. Im Folgenden bringt sie noch andere Beispiele, die belegen sollen, dass es den Einheimischen genauso schlecht geht, wie den Vertriebenen. „... an meine Cousinen denke, die mussten als Flakhelferinnen arbeiten oder wurden in, in Fabriken gesteckt und mussten, weil die Männer weg waren, an Maschinen arbeiten, die hatten auch alle, alle ganz Schlimmes durch, kann mir nicht denken, dass jemand hier jemand heiler aus Zeit nach 45 rausgegangen ist“ (2; 9/24–28). – „... keinen Menschen, die abgesehen hätten nach 45 oder groß rausgekommen wären. Wir waren ja die Verlierer. ... Wie gesagt, wir wuchsen alle schnell raus und hatten alle bubsche Sachen an, wenn man das sagen darf, genauso wenig ansehnlich wie bei den Flüchtlingen“ (2; 9/32–35). – „... was ich da für ein Kleid anhatte, aus lauter alten zusammengesetzt, aber es war schön – meine Jugend. Genausowenig hatten alle anderen auch. ...4... Die hatten alle kein Auto mehr, die mal ein Auto besessen hatten oder wir hatten keine Pferde mehr, oder keinen Traktor mehr, die wir auch alles besessen hatten“ (2; 9/39–43). – „Wir hatten ja nach dem Krieg auch nicht viel, ‘s wurde ja schon in der Kriegszeit gesammelt, nor“ (2; 12/ 10–11).

„Ich möchte die positiven Erinnerungen zur Aufnahme und Sesshaftwerdung erzählen.“ – Negative Erinnerungen? Vielleicht gibt es keine.

Im Nachfrageteil unterstreicht sie auf meine Fragen, dass ihr wirklich nichts Negatives einfällt. Ich vermute, dass ich sie durch meine Fragen in eine Verteidigungshaltung gedrängt habe. Es könnte aber auch sein, dass es keine negativen Erinnerungen gibt, sie die negativen Erinnerungen verdrängt hat oder nicht preisgeben möchte. Auf meine Frage, wie die Dorfbewohner auf die Ansiedlungen reagiert haben, antwortet Gitta: „Nu ich, als Kind schon, (..) war uns total egal, woher die waren, ob das alte L.er waren, aus der Heimat oder Zugezogene, nein überhaupt nicht. In die Junge Gemeinde ging ich, da könnte ich mich an keinerlei Diskriminierung erinnern, ja, überhaupt nicht“ (2; 6/45–7/3). In diesen Satz entwickelt Gitta eine Verstärkung, dass niemand im Kreis der Jungen Gemeinde diskriminiert wurde. „... ich war eben in solchen jungen Jahren, wo ich das entweder nicht genug gemerkt habe, ich könnte mich an keine Sache erinnern, wo ich denke, wir hätten die ausgetrickst, die Flüchtlinge (..) Wenn ich mal noch länger drüber nachdenke und mir fiele etwas ein, könnte ich Dir das mal noch sagen, aber fällt mir einfach nichts ein – in meinen jungen Jahren, nor“ (2; 9/10–15). – „Ich kann mich auf nichts besinnen, was ich dir Negatives sagen könnte. Nu schön, aber das macht vielleicht mein Blick als Kind eben auch mit, nor. ...“ (2; 10/ 12–15). Teilweise zweifelt sie ihre positive Sichtweise auch an, entschuldete sie aber, da sie noch Kind war.

Im Bezug auf das Kirchengemeindeleben sieht sie positive Einflüsse der Vertriebenen, bringt

aber auch an, dass das Singen in ostpreußischer Art nicht nach ihrem Geschmack ist. „... im Gegenteil, mir fällt wieder was Positives ein. Meine beste, äh, Arbeiter –... unsere besten Arbeiter kamen aus Ostpreußen, auch eine ganze Familie, die sich engagierten und auch ganz sehr kirchlich waren, in der Gemeinschaft, und da haben wir schon gleich Gemeinschaftslieder mit denen gesungen, wie die Ostländer, so langsam und mährig“ (2; 10/24–28). – „... die sangen auch so langsam, nor, klar muss man da Rücksicht nehmen. Aber sonst, vom Glauben her haben wir von denen sehr profitiert, die konnten frei beten, ... da haben wir (uns eine Stange ?) abgeguckt von denen, ich kann dir nichts Negatives sagen“ (2; 10/30–34).

Gitta beginnt an ihrer positiven Sichtweise aber auch zu zweifeln und sie hat Gespür dafür, dass es ihre Familie besser hat. „Ich sehe es vielleicht dann auch zu rosig, ich denke, wie beengt die dann in ihrer Stube saßen, dann beim Essen, und wir hatten natürlich unten große Räume, das ist klar ... meine Mutter und meine Tante nahmen die auch an, die Flüchtlinge, aber meine Mutter war weiterhin die Chefin und kochte, die konnte höchstens zuarbeiten dann, die Oma, nor, und alles, was jung war, musste raus aufs Feld. Wir hatten ja kaum Maschinen, da mussten alle, die bei uns wohnten mitarbeiten, da hatten wir Spaß, hat auch Freude gemacht auf dem Feld arbeiten –... kamen auch noch andere Flüchtlinge aus dem Dorf dazu. Das war eine schwere Arbeit fast ohne Maschinen“ (2; 11/4–13).

Gitta kommt aber immer wieder auf die von ihrer Familie geleistete Hilfe. „Wir hatten durch die Landwirtschaft –... und Schlachten, also gehungert habe ich nicht; aber die Flüchtlinge, die hatten nicht viel, also die waren froh, dass die endlich mal sich satt essen konnten und ich glaube, ja bestimmt, mein Vater hat denen auch noch für ihre Familien Essen gegeben, reichlich, hat nicht jeder gemacht, die hatten ja auch Kinder, waren ja auch eben Frauen nur mit Kindern da, also ohne Mann, höchsten noch mit alten Eltern, mein Vater, der war da lieb und hat denen zu essen mitgegeben, war ja mehr Wert als Geld damals, damit die Kinder was zu essen hatten“ (2; 11/17–24). Und schließt das aufgezeichnete Interview mit: „Also, ich hab‘ alles erzählt, was mir eben eingefallen ist, war ja noch ein Kind, und mir fällt nichts Negatives ein, zumindest erstmal, es gab eigentlich –... ich kann mich nicht erinnern, schwer gefallen ist mir nichts, vielleicht fällt mir später noch ‘was ein“ (2; 12/40–44).

Ich habe am Schluss den Eindruck, dass sie sich scheut, die weniger positiven Eindrücke im Umgang mit den Vertriebenen als solche zu benennen. Vielleicht will sie mir ihre Familie auch makellos präsentieren, vor allem weil wir uns kennen.

5.3.3 Die Bevölkerung mit Vertreibungshintergrund – Herr Johan Werner

- **Sequenzielle Analyse der biographischen Daten**

-
- 1942 wird Johan Werner geboren, er hat einen etwa fünf Jahre älteren Bruder, Vater ist angesehener Schmied, Mutter gelernte Schneiderin
 - Vater nur kurz 1939/40 im Kriegseinsatz
 - Mitte Januar 1945 Geburt der Schwester
 - 26. Januar 1945 Flucht, Vater kehrt zurück zur Schmiede und lässt seine Familie allein
-

Der Vater von Johan, ein Schmied mit Spezialkenntnissen im Beschlagen der Pferde, wird wegen dieser Fähigkeit auf Drängen der Ortsbauernführer von seinem Kriegseinsatz befreit und kann auf Dauer von der Front zurückkehren. Sicher waren er und die Familie im Dorf und im Umkreis geachtet. Johan beschreibt, wie er und sein Bruder als kleine Kinder überall gern gesehen waren. Auch die Mutter Rosemarie hat eine Ausbildung, das ist längst nicht üblich für Frauen im ländlichen Bereich.

Mitte Januar 1945 ist die Geburt von Johans Schwester. Zehn Tage später bekommt das Dorf den Befehl zur Evakuierung. Sein Vater bereitet die Flucht vor, organisiert den Wagen und als Zugtiere zwei Ochsen und arbeitet in seiner Schmiede bis zur letzten Minute, während Johans Mutter mit den Kindern an der Spitze des Trecks vorausfährt. Am Abend kann sie ihren Mann nicht finden, später wird sie erfahren, dass er umgekehrt ist, nach wenigen Tagen in sowjetische Gefangenschaft kommt, aus dieser kehrt er nicht zurück. Für Johans Mutter muss das von ihrem Mann Im-Stich-gelassen-werden in entscheidender Situation eine große zusätzliche psychische Belastung gewesen sein. Während der Flucht herrschen strenge Winterverhältnisse, die Temperaturen sinken unter –20 Grad. Alle Familienmitglieder, samt dem Baby, für das die Ernährungssituation eine besondere Gefahr darstellt, überleben die Strapazen der Flucht und die Kälte – vielleicht auch Dank des ukrainischen Zwangsarbeiters, der die Familie begleitet und der sich erst in Sachsen absetzt. Unter solchen Fluchtbedingungen sind häufig gerade kleine Kinder erfroren und blieben unbestattet am Weg liegen.

-
- 1945 Ankunft im durch Amerikaner besetzten Sachsen, Wechsel der Besatzungsmacht
 - Verzweiflung von Johans Mutter, will sich mit Kindern von einer Brücke stürzen
 - Der Treck wird innerhalb Sachsens nach Osten umgeleitet
-

Die Familie muss bei den Über-Nacht-Einquartierungen mehrfach erfahren, dass sie die Letzte ist, die aufgenommen wird. Wahrscheinlich wegen der drei kleinen Kinder, die

aufwendiger in der Versorgung sind, erfährt die in ihrem Heimatort angesehene Familie wiederholt Ablehnung der ortsansässigen Bevölkerung. Der Treck gelangt in amerikanisch besetztes Gebiet und wird für einige Wochen untergebracht. Als ganz Sachsen von der sowjetischen Besatzungsmacht übernommen wird, konfiszieren die Sowjetsoldaten den größeren der beiden Zugochsen der Familie Werner.

Johans Mutter, in einer völlig verzweifelten Lage, will sich mit ihren Kindern von einer Brücke stürzen. Wahrscheinlich auf Einspruch des ältesten Sohnes, Martin, lässt sie davon ab. Entgegen den bis September 1945 für Sachsen geltenden Ausweisungsbestimmungen für Vertriebene, wird der gesamte Treck zur Ernte (in Sachsen fehlen Zugtiere, die durch die Wehrmacht oder von der Roten Armee beschlagnahmt wurden) östlich vom derzeitigen Aufenthaltsort geschickt; es müssen dem Treck also noch genug Tiere unter sowjetischer Besatzung verblieben sein.

-
- im September 1945 Unterbringung in S. auf dem Spitzboden der Schule
 - verschiedene Kontakte mit der einheimischen Bevölkerung
 - Wiederfinden der Großeltern mütterlicherseits
-

Die Familien werden unter den Einheimischen aufgeteilt, die Bauern und Bäuerinnen suchen sich die Leute nach den mitgebrachten Zugtieren aus.

Der Ochse von Frau Werner wird von einem Bauern zur Nutzung genommen, sie selbst mit ihren Kindern wird aber nicht aufgenommen. Der Bürgermeister bringt sie schließlich auf dem zum Wohnen völlig ungeeigneten unbeheizbaren Spitzboden der Schule unter, dort bleiben sie den Winter über, können bei der Lehrerfamilie in der Wohnung kochen und sich aufwärmen. Johans Mutter geht bei Bauern arbeiten, um Lebensmittel und ein paar Einrichtungsgegenstände zu bekommen. Für das Holzsammeln im Wald borgt sie sich ein Beil, das ihr ein Einheimischer unter der Anschuldigung von Holzdiebstahl wegnimmt.

Johans Bruder Martin besucht inzwischen die Schule und der vierjährige Johan darf sich im Klassenzimmer aufhalten, wenn er ganz still ist. In dieser Zeit kann die Mutter etwas arbeiten. Sie versucht es auch mit Schneidern, was leider nicht nachgefragt wird.

Nach dem Winter können sie kurzerhand zu dem Bauern ziehen, der ihren Ochsen genommen hat – aber nicht aus Mitgefühl, sondern weil der Bürgermeister einen Gesinnungsgenossen bei dem Bauern unterbringen will, was für den Bauern das größere Übel darstellen würde. Die Wohnsituation verbessert sich wesentlich. Johans Kindheitserinnerungen an diesen recht wohlhabenden Bauern sind bestimmt von dessen Geiz und abweisender Behandlung der Bettelnden, die in Johans Erinnerung Kriegsversehrte sind, aber auch von der groben Behandlung seiner eigenen Familienmitglieder. Johan beobachtet, wie

dagegen der Pfarrer mit Lebensmitteln den Hof verlässt. Seine Mutter erlebt er als großzügig zu Bettelnden.

In dieser Zeit finden sich die Großeltern mütterlicherseits ein, die bei ihrer Flucht aus Schlesien von der Roten Armee überrollt wurden, auf ihr Gut zurückkehrten und ein Jahr zusammen mit den angesiedelten Polen und Polinnen bis zur endgültigen Ausweisung auf ihrem Bauernhof lebten. Sie bringen fast nichts von ihrer Habe mit.

Johan hat keine Erinnerung an Unterstützung der Vertriebenen durch die Volkssolidarität oder „Umsiedlerausschüsse“ und auch nicht durch die Kirchgemeinde.

-
- Mutter von Johan bekommt eine Neubauernstelle zugesprochen
 - Einschulung von Johan 1949, Johan unterstützt die Mutter bei der Feldarbeit
 - Bau des Neubauernhofes gemeinsam mit den Großeltern
 - Tod des Bruders 1949
 - Rolle der Nachbarin H.

Mit dem Eintreffen der Großeltern entsteht die Idee, sich um eine Neubauernstelle zu bemühen. Zwar ist das Bodenreformland des ehemaligen Rittergutes bereits aufgeteilt, eine Neubauernstelle, die von der Besitzerin nicht bestellt wird, erhält Johans Mutter vom Bürgermeister 1947/48 zugesprochen, dazu eine Kalbe. Die ganze Familie hilft beim Bewirtschaften mit, sie wohnen weiterhin bei Bauer L.

Johan wird 1949 eingeschult, seine Freizeit ist bis zum Erreichen des Erwachsenenalters bestimmt durch die Unterstützung der Mutter bei der Feldarbeit, wie andere Kinder zu spielen, hat er kaum Zeit.

Als Wirtschaftsgebäude dient den Neubäuerinnen und -bauern vorläufig ein Stall des ehemaligen Rittergutes, die gemeinsame Nutzung ist vom gegenseitigen Diebstahl des Futters gekennzeichnet. Das Neubauernbauprogramm ab 1947 bringt die Möglichkeit für wirtschaftliche Selbständigkeit und eigenen Wohnraum, 1949 bekommt Familie Werner die Genehmigung zum Bauen. Zuerst begleitet sie die Skepsis anderer, vor allem männlicher Neubauern, ob denn eine Frau das Bauvorhaben meistern wird. Mit Unterstützung des ansonsten als arbeitsscheu beschriebenen Großvaters gelingt die Vorleistung des Ausschachtens.

In dieser Zeit entwickelt der älteste Sohn Martin Heißhunger auf alles Süßes. Ob dahinter eine Erkrankung vermutet wird, bleibt offen, eher wird dem Drängen des Kindes auf Süßes nachgegeben. Die Diabeteserkrankung bleibt unerkannt, er stirbt mit elf Jahren, während der Hausbau im vollen Gang ist. Für die Familie ein schwerer Schicksalsschlag, auf den Johan nicht weiter eingeht. Johan übernimmt nun eine der Aufgaben Martins, die Schwester in den Kindergarten zu begleiten.

Dank der umsichtigen Führung durch Johans Mutter und der fleißigen Mitarbeit von Johan und den Großeltern gelingt die Bewirtschaftung des Neubauernhofes Jahr für Jahr besser. Unterstützung erfährt Johans Familie durch die Bauersfrau H. aus der Nachbarschaft. Diese hat ebenfalls ihren Mann verloren, er kam als Gefangener im ehemaligen KZ Buchenwald um, das nach dem Krieg als Gefangenlager diente. Die beiden Frauen verstehen sich, für Frau H. bringt diese Beziehung wirtschaftliche Vorteile, denn während sie Familie Werner mit Pferden und Maschinen bei der Feldarbeit und durch Überlassung von Haushaltsgegenständen und Möbeln unterstützt, verrichten Johan und seine Mutter bei Frau H. die Feldarbeit auf dem 35 Hektar großen Land gemeinsam mit anderen Neubauern und -bäuerinnen.

Zu Weihnachten 1949 ziehen Werners in das noch nicht ganz fertige Haus, später folgen die Großeltern.

Johan besucht umzugsbedingt eine andere Schule und fällt dort durch seine guten Leistungen auf – trotz seiner umfangreichen Hilfe in Landwirtschaft und beim Hausbau –, sodass er bei älteren Schülern mit unterrichtet wird. Acht Jahrgänge werden anfangs von zwei Lehrern unterrichtet, denn durch die Entnazifizierung des Bildungswesens fehlen Lehrer. Johan wehrt sich erfolgreich gegen den von einem staatskonformen Lehrer geforderten Eintritt in die Pionierorganisation und gegen den Eintritt in die FDJ. Seine Mutter zeichnet sich durch eine staatskritische Haltung aus, die von ihm übernommen wird. Erwachsene Vertriebene nehmen aufgrund ihrer schlechten Erfahrungen mit der Roten Armee bei Vertreibung und Flucht oftmals eine ablehnende Haltung gegenüber der sowjetkonformen DDR-Regierung und ihren Organisationen ein.

-
- Berufsausbildung, Kennenlernen seiner Frau
 - Kollektivierung – Zerstörung seines Berufszieles als Privatbauer
 - ab 1960 beruflicher Aufstieg in der LPG, Studium
 - beruflicher Werdegang bis zum Rentenalter
-

Nach dem Schulabschluss beginnt Johan eine landwirtschaftliche Ausbildung. Einen Lehrvertrag erhält er bei erwähnter Frau H., die sich damit weiter eine günstige Arbeitskraft sichert. Während der Lehre lernt er seine spätere Frau kennen, eine einheimische Bauerstochter, die Schwiegereltern sind ihm trotz seines geringeren Besitzes und des Vertriebenenhintergrundes wohlgesonnen, was seine Mutter nicht vermutet, da es im Dorf andere Beispiele gibt.

Die 1952 begonnene Kollektivierung der Landwirtschaft, der sich freiwillig eher schlecht laufende Bauernwirtschaften anschlossen, holt seine Familie 1959/60 mit massiven Pro-

pagandamaßnahmen ein, lange wehrt sich die Mutter gegen die zermürbenden, die letzten eigenständigen Bauern ausspielenden Maßnahmen. Als die Mutter schließlich die Beitrittserklärung unterschreibt, Ende März 1960, zerbricht für Johan eine Welt, da er seine Zukunft als eigenständiger Bauer gesehen hat, die nun zerstört ist. Er muss jetzt in der LPG arbeiten und sieht sich wie die Kühe als lebendes Inventar eingebracht.

Die Kollektivierung verwischt die Unterschiede zwischen den Alteingesessenen und den Neubauern und Neubäuerinnen, unter denen auch die Vertriebenen sind; ab diesem Zeitpunkt finde ich keine Hinweise in seiner Erzählung, die auf ein besonderes Verhältnis als Vertriebener zur einheimischen Bevölkerung deuten.

Durch seine herausragenden Fähigkeiten, die dem LPG-Vorsitzenden auffallen, und seine Strebsamkeit gelangt er schnell in leitende Positionen und wird auch Vorstandsmitglied in der LPG. Johan absolviert erst ein Fachschul- und anschließend ein Hochschul-Fernstudium der Landwirtschaft. Als Vorgesetzter in den verschiedenen landwirtschaftlichen Abteilungen setzt er sich geradlinig durch gegen arbeitsscheue Mitarbeiter. Die Bildung von Genossenschaften, vorausgesetzt sie erfolgt freiwillig, präferiert Johan auch heute als einen möglichen Weg zur erfolgreichen landwirtschaftlichen Produktion.

Der aggressiven Werbung geschulter Kader für seinen Eintritt in die SED, die er ähnlich empfindet wie die Propaganda zur Kollektivierung der Landwirtschaft, entzieht er sich durch den Eintritt in die Demokratische Bauernpartei Deutschlands (DBD). Die berufliche Karriere in der DDR erforderte für manche Positionen die SED-Zugehörigkeit, wollte man diese umgehen, war der Eintritt in eine Blockpartei eine Alternative.

Bis zur „Wende“ 1990 arbeitet er in leitender Position in der LPG, danach ist er Gründungsmitglied der neu gebildeten Genossenschaft und dort bis zum Renteneintritt tätig.

- **Text- und thematische Analyse**

Johan erzählt die Vertreibung, Aufnahme und Ansiedlung seiner Familie in Sachsen hauptsächlich aus der Sicht seiner Mutter, er identifiziert sich stark mit der Lage und dem Leid seiner Mutter, zweimal schlüpft er regelrecht in die Rolle seiner Mutter, bemerkt es und verbessert sich.

Hauptthemen sind die Flucht, die Aufnahme in Sachsen mit Ablehnung, aber auch die Unterstützung, der Aufbau des Neubauernhofes, auf dem er als Kind und Jugendlicher mitarbeitet. Die landwirtschaftlichen Tätigkeiten werden mir von Johan genau erklärt. Eigentlich beendet er mit dem Eintritt in die Lehre und dem Kennenlernen seiner Frau die Eingangserzählung, beginnt aber einen zweiten Erzählteil, in dem er die erzwungene Kollektivierung und seinen beruflichen Werdegang thematisiert. Auffällig ist, dass er erst nach

dem Eintritt in die LPG nicht mehr aus der Sicht seiner Mutter erzählt. In der gesamten Erzählung setzt er häufig das Erlebte in den geschichtlichen Kontext.

Nach der kurzen Information, dass die Familie mit dem Treck von Schlesien nach Chemnitz gekommen ist, beginnt die Erzählung mit dem Verlust des Vaters und dessen beruflichen Fähigkeiten, über die Johan stolz berichtet. Der Vater kehrt nach der ersten kurzen Strecke der Flucht in seine Schmiede zurück und verschwindet damit für immer aus dem Leben der Familie. Das bedeutet großes Leid für die Mutter, die vor zehn Tagen entbunden hat und nun allein mit den Kindern dasteht.

Der Verlust des Vaters

Die Flucht aus Schlesien bedeutet für den dreijährigen Johan den Verlust des Vaters und den Abbruch des Aufwachsens in einem sicheren Elternhaus und damit einen Bruch in seiner bisher vermutlich behüteten Kindheit. *„... und unsere Mutter war verheiratet mit dem Vater ((lacht)) natürlich, und der war Schmied. Und der war aber mit seiner Schmiede mehr verheiratet wie mit meiner Mutter, der hat also nur gearbeitet, nur gearbeitet; die Schmiede, das war sein Ein und Alles. (...) und der hatte sich spezialisiert als Hufschmied – Hufbeschlag, aber einen speziellen Hufbeschlag, das war ein orthopädischer Hufbeschlag ...“ (3; 1/11–17).*

Johan rekonstruiert aus wenigen Informationen den weiteren Weg seines Vaters, nachdem dieser ohne Abschied verschwunden war und was dies für seine Mutter bedeutet – eine Katastrophe. Im folgenden Textabschnitt spricht er von seiner Schwiegermutter und meint seine Großmutter väterlicherseits, erzählt so aus der Rolle seiner Mutter. *„Die Schwiegermutter ist mit ihrem Wagen als Letzte aus dem Dorf gefahren und meine Mutter mit dem Jagdwagen mit dem Ochsen, die machte vorneweg schon, also mit als Erste im Treck und der Vater hatte bis zuletzt noch Tiere beschlagen, Wagen noch hergerichtet – die haben da noch Bügel drüber gemacht, wo sie Planen drauf machen konnten usw., bis zum letzten Moment hat der gearbeitet und dann sind so fünf, sechs Mann sind dann hinter dem Treck hinterher gelaufen, die Wagen fuhren schon, um fünfe wurde es oder war es schon finster, fuhren die dann raus aus dem Ort – wie der ein Kilometer fort war hat der zu meiner Schwiegermutter gesagt, das wissen wir dann von den anderen, (.....) nein zu seiner Mutter gesagt: weißt du was Mutter, ich kehr‘ wieder um, ich habe den Russen nichts getan, die tun mir auch nichts. Und da ist der tatsächlich zurückgegangen. Die Mutter hat das gar nicht gewusst, die saß ja ein Stück weiter vorne im Wagen und –... mit ihrem zehn Tage alten Baby, ich war noch nicht ganz drei Jahre und dann hatte ich noch einen Bruder, der war fünf Jahre. So, nein acht war der, fünf Jahre älter als ich, acht war er. Nun ja, und dann kam die Katastrophe, wie sie das erste Mal Halt machten, der Treck*

mitten in der Nacht irgendwo, das war festgelegt, wo der hin musste; da stellten die dann fest, der Vater ist nicht da, nun ja, zurück – daran war überhaupt nicht zu denken, dass ging gar nicht. Ja, da sind wir dann zu dritt, ohne Vater“ (3; 2/4–23).

Johan spricht, dass sie nun zu dritt sind. Obwohl sie drei Geschwister sind und die Mutter, ein Versprecher ist es nicht, da Johan es an anderer Stelle wiederholt. Es könnte sein, dass er das Baby noch nicht mitzählt oder den großen Bruder, da dieser mit 11 Jahren stirbt oder dass er im Sinn der Mutter zählt – allein mit drei Kindern.

Für Johan scheint es wichtig zu sein, eine abgeschlossene Geschichte über den Vater zu besitzen. Erstaunlich ist eine mysteriöse Karte ohne Absender eines Mitgefangenen, der von Johans Vater ein letztes Lebenszeichen gibt. Zum Vater ist bisher über Suchdienste kein Kontakt zustande gekommen, umso erstaunlicher, dass ein Fremder ihre Adresse in Erfahrung bringt. Vielleicht ist es eine erfundene Erzählung der Mutter für die Kinder. Johan wundert sich zwar heute über diese Karte, hinterfragt deren Existenz oder den Wahrheitsgehalt aber nicht.

„Der Vater war halt nicht da. Und dort in dem Dorf ist dann noch folgendes passiert (...) dass unser Vater noch drei Tage für die Russen Pferde beschlagen hat, die kamen ja auch mit Pferden und die waren auch alle barfuß, sagt man, wenn sie keine Eisen mehr haben und da hat der Vater dort mitgemacht, die Schmiede, die lief ja – und dann haben sie ihn verhaftet. Und dann ist er, ist er weggekommen hier und dann gab es nur noch einmal ein Lebenszeichen, da ist einer – da hat unsere Mutter eine Karte von Hamburg gekriegt, von einem Herrn Sch., und der hatte geschrieben, wie es dem Vater geht und dass der 14 Tage oder drei Wochen eher entlassen worden ist in K., in der Ukraine ist das, in einem Gefangenenlager, als einer der Kränksten, da haben sie ihn 14 Tage vor dem Sch. entlassen. Aber dieser Sch. hat auch keine Adressen und nichts hinterlassen gehabt, war nur eine Karte, und ist überhaupt erstaunlich, dass die angekommen ist. Und da gehen wir davon aus, dass der Vater umgekommen ist bei der Rückfahrt, der ist gestorben, den haben sie aus dem Zug geschmissen und das war's, naja, und da waren wir nun zu dritt, die Mutter mit uns kleinen Kindern“ (3; 2/27–3/3).

Johan, der Gesprächspartner der Mutter

Die Erfahrungen der Mutter werden an Johan weitergegeben, er zählt sie so, als wenn er damals älter gewesen wäre und sich selbst erinnern könnte. Er erwähnt einmal selbst, dass er gar nicht genau trennen kann, wo seine persönlichen Erinnerungen beginnen. An den detailreichen Erzählungen spiegelt sich, dass die Mutter in Johan einen für sie wichtigen Gesprächspartner findet, ihn damit aber aus seiner kindlichen Rolle herausnimmt. Ich vermute, Johan ist – besonders nach dem frühen Tod des Bruders, der erst im Nach-

frageteil Erwähnung findet – die zentrale Bezugsperson seiner Mutter. In den Erzählungen der Mutter zeigen sich die Verzweiflung über der Ablehnung, die neuen Hoffnungen, als die Eltern mütterlicherseits gefunden werden und helfend zur Seite stehen sowie die ambivalenten Verhaltensweisen der Einheimischen.

Wir, die unerwünschte Familie

Johans Mutter Rosemarie gibt ablehnende Erfahrungen weiter, die sie auf der Flucht bei den täglichen Einquartierungen und bei der Ansiedlung erlebt.

„... und unsere Mutter wollte nie einer haben. Die, die Frau mit den drei Kindern und mit einem Kleinkind, wer will sich mit so einer abgeben, die hat ja nur, nur Anliegen, so blieb die oftmals bis zuletzt stehen, bis sie dann eben dann doch jemanden gefunden hatte, nun brauchte sie auch noch Milch, die Muttermilch reichte schon nach ein paar Tagen nicht mehr, weil die – das können sie sich ja vorstellen, unter was für einem Stress die gelebt hat, nu“ (3; 3/9–14). – „So, dann war meine Mutter, die blieb wieder übrig, den Ochsen, den wollte auch gleich einer haben, sehn sie, der war auch gleich weg, aber die Frau mit den Kindern – da gab’s keine Wohnung für die, nor. Nuja, schließlich war der Ochse weg, den hatte also einer gebraucht, der keine Pferde mehr hatte, eine Familie L. war das, und unsere Mutter, die wurde in die Schule verfrachtet, in die S.er Schule; aber dort war keine Wohnung, dort war bloß ein Spitzboden, der gar nicht als Wohnung eingerichtet war, da waren die blanken Dachziegel oben, und dort kam die nun hin, kein Wasser, kein Strom, nicht heizbar, gar nichts, da kam die nun hin ...“ (3; 4/30–38). – „Jedenfalls haben wir dort überwintert, überlebt“ (3; 5/3).

Von „Wohnen“ kann auf dem Dachboden nicht die Rede sein und es zeugt von wenig Anteilnahme der Einheimischen, den Ochsen abzunehmen, aber die Frau mit dem Säugling und zwei weiteren Kindern auf dem unbeheizbaren Spitzboden der Schule unterzubringen. Auch als sie, nachdem sie Bodenreformland erhalten, eine Baugenehmigung für einen Neubauernhof beantragen, sehen sie sich einer skeptische Haltung gegenüber.

„... und nun war da Versammlung, und nun sollte entschieden werden, wer darf bauen. Die Wernern, nein. Sie hat mir das genau wörtlich erzählt. Ein Mann aus dieser Gruppe sagte, wenn ich schon an das Schachten denke, wer soll denn das bei der machen, ist doch keiner da. Nun, am Ende hat sie doch die Baugenehmigung gekriegt“ (3; 7/8–12).

Gemeinsam schaffen wir einen Neuanfang

Als Johans Mutter ihre Eltern wiederfindet, kommt neue Hoffnung auf. Ein Neuanfang als eigenständige Neubauernfamilie wird in Erwägung gezogen und umgesetzt, die praktischen Erfahrungen bringen die Großeltern als erfahrene Bauernfamilie mit. Die Großeltern können somit an ihr bisheriges Leben anknüpfen und auch für Rosemarie bietet sich

eine Perspektive für einen Lebensunterhalt, der sie unabhängiger macht vom Wohlwollen der Einheimischen. Die Eltern von Johans Vaters tauchen in der Erzählung nicht mehr auf und scheinen für die Familie keine weitere Rolle zu spielen.

„... und die Eltern hat die dann wieder, nach einem Jahr wiedergefunden hier, unsere Mutter. Und da haben die sich gesagt, wir müssen was unternehmen, wir müssen siedeln“ (3; 3/ 35–37). – „... in dieser Zeit hat die dann ihre Eltern wiedergefunden, das waren ja auch Bauern, und da haben die gesagt, wir müssen hier was anfangen, wir müssen was tun“ (3; 5/14–16).

Wir, die fleißigen Schlesier

Um einen Neuanfang zu schaffen, war eine besonderer Fleiß notwendig, mehr als bei den Einheimischen. Es keimt wieder Zukunftshoffnung und Kraft zum Neubeginn. *„Und dieses Grundstück haben die der wieder weggenommen und haben's meiner Mutter gegeben. Das hatte sich rumgesprachen, dass die schlesischen Bauern, dass das recht fleißige Leute sind“ (3; 5/36–39). – „... und unsere Mutter, die Eltern, die waren fleißig, die haben also viel Gras gehauen und Heu gemacht und haben das auf den Boden geschafft“ (3; 6/38–40). – „... und da war die Rosemarie, wenn ich so an das Schachten denke, die war die erste, die ausgeschachtet hatte, nor. Nuja, und da kriegten wir dann auch Unterstützung“ (3; 7/ 19–21).*

Wir bekommen Unterstützung durch die Einheimischen, wenn auch wir für die Einheimischen Nutzen bringen oder das Abgegebene nicht benötigt wird

Johan erzählt anhand mehrerer Beispiele, wie sie von den Einheimischen unterstützt werden. Die geleistete Hilfe hebt er als positiv heraus, sie war aber in den meisten Fällen nicht uneigennützig, sondern beruhte auf Gegenleistung oder Abwendung eines größeren Übels – wie im nächsten Beispiel, als der Bauer, der schon ihren Ochsen in Nutzung hat, sie aufnimmt, um der Einquartierung eines Parteifreundes der Bürgermeister zu entgehen. *„... wurde bei diesen L.s dann eine Wohnung frei, und da sollte aber ein Gesinnungsgenosse vom Bürgermeister einziehen und das wollte der L. nicht, der wusste ja, was bei uns los war und den Ochsen nutzte der jeden Tag dann, also, in der Saison zumindest, der war auf das Vieh angewiesen, nor. Und da ist der dann 'mal gekommen zu unserer Mutter und hat gesagt: Morgen früh bin ich beizeiten da und wir ziehen um und besetzen die Wohnung, Schluss“ (3; 5/3–9). – „Ich muss sagen, dass die Leute, mit denen wir zu tun hatten, dass die uns geholfen haben, ich kann das nicht anders sagen, gucken sie mal, der L., zum Beispiel, der hat, auf die Gefahr hin, dass er Probleme kriegt, hat der unsere Mutter dort in seine Wohnung genommen, das waren zwar auch bloß ein paar kleine Räume; aber sie waren heizbar, das war schon ganz was anderes wie dort unter den Dachziegeln, (...) in dieser Schule. So, und ... der Bürgermeister hier, der hat unserer Mutter die Siedlung*

vermacht hier, der hätte genauso einem anderen das geben ...“ (3; 6/12–18).

Im nächsten Beispiel deutet sich an, dass Johans Mutter und die einheimische Bäuerin H. durch ihr gemeinsames Schicksal – die nach dem Krieg verlorenen Männer – sich gegenseitig unterstützen und von Frau H. ein menschlicherer Umgang gelebt wird, als man es sonst als Flüchtling allgemein erwarten kann. Hier wird auch der typische ländliche Nachkriegshandel angesprochen: Arbeitskraft gegen das Ausleihen von Landmaschinen und Zugtiere. *„Und die beiden Frauen, also meine Mutter und die Frau H., die waren sich irgendwie zugetan, waren beide ohne, ohne Lebenspartner, und die Frau H. hat uns unterstützt, also nicht etwa als Flüchtlinge behandelt und als letzten Dreck, überhaupt nicht. Die hat uns unterstützt, hat natürlich auch ihren, äh, ihren Bedarf gesehen, die hatten keine Leute und wenn wir hier Pferde brauchten, und das war ja oft der Fall – was der Ochse nicht machen konnte – dann kriegten wir ein Gespann von denen. Am Wochenende oder so was. Aber für ein Gespann einen Tag musste mein Großvater oder später dann ich zwei Tage hingehen arbeiten, das war so die, die Währung, nor. Und das machte die Frau H. nicht nur mit uns, sondern auch mit weiteren Siedlern, die hier daneben waren, nor. Und damit hat die ihren Arbeitskräftebedarf gedeckt und wir – die Feldarbeiten gemacht – und dann durften wir die Dreschmaschine nutzen“ (3; 7/4–8/9). – „... und mit den Quecken hat unsere Mutter das erste Ferkel großgezogen, das war ein kleines Schwein, da kann ich mich ganz genau erinnern, das hatte die Frau H., da hatte eine Sau geferkelt, die hatte 14 oder 15 Kleine, und die konnte die ja nicht alle aufziehen, und da hat die so ein kleines Vieh gekriegt, was eigentlich an die Wand geschmissen wird. Und so wars nun. Und das haben die groß gekriegt, meine Mutter und die, ihre Mutter wiederum ... Und das Schwein wurde halt mit Essenresten, was wir so hatten und Quecken wurde das gefüttert. Das war unser erstes Schwein, was wir geschlachtet haben dann, ... ich kann von der Eingliederung hier in den Dörfern, kann ich nichts Negatives sagen“ (3; 8/22–31). – „Die Erwachsenen, die haben draußen, draußen das Zeug abgeladen, drei Stühle hatten wir, die hatte uns der Lehrer aus der Schule mitgegeben, nor, das war auch so eine positive Sache, und einen Tisch, weil wir nix hatten. Und aus dem Nachbardorf, aus dem Nachbarort hatte die Mutter einen Schrank gekriegt und ... ja, da haben uns die Leute geholfen, kann man nicht anders sagen“ (3; 9/3–8). Im Nachfrageteil erzählt Johan, dass die Mutter für den Küchenschrank beim Bauern gearbeitet, ihn also nicht geschenkt bekommen hat (3; 25/4–11).*

„Ja, aber, aber die anderen Kinder und auch die Lehrer und was dort so war, die haben mich aufgenommen, da gab es überhaupt keine Probleme, also ich habe nie etwas Negatives hier erleben können. Auch später dann, naja gut, ich war vielleicht auch in der, in der Leistung immer, immer bissel mit vorne dran, hab‘ ich, habe ich nie was Negatives

erlebt, nor. Die – wo sich das dann bemerkbar macht oftmals – ist das ja auch bei jungen Leuten, die sich dann verlieben und heiraten wollen, nor, dass sie sagen, also, der geht nicht und der geht nicht, ...“ (3; 10/11–18). Seine Kontakte mit den anderen Kindern und den Lehrern wertet Johan positiv. Im ganzen Interview kommen weder Freundschaften noch Abneigungen zu anderen Kindern in Erwähnung, vielleicht war sein Zusammensein mit anderen Kindern aber auch reduziert durch die stete Mitarbeit auf dem Bauernhof.

Die verlorene Kindheit

Über seine Kindheit erfahre ich von Johan, dass er sich frühzeitig an die Älteren anpassen muss. *„Und mein Bruder war acht Jahre, und ich dann, war dann inzwischen viere, der ging sowieso in die Schule in den Unterricht und ich durfte mich in die Ecke setzen, mit vier Jahren und mucksmäuschenstill sein, sonst hätten sie mich ja rausgeschmissen – und das hat geklappt“* (3; 4/44–5/1).

Außerdem beschreibt er seine Kindheit und Jugend als arbeitsreich, ohne dass er sich offen über seine arbeitsintensiven Nachmittage beklagt. Wie ein Erwachsener scheint er pflichtbewusst dem Notwendigen nachzugehen. Vielleicht sieht er auch das schwere Schicksal seiner Mutter und dass sie auf seine Hilfe angewiesen ist, denn er steht ihr fast wie ein Partner zu Seite. Eventuell scheint ihm die (zu) viele Arbeit in seiner Kindheit, gegen das schwere Los der Mutter nicht ins Gewicht zu fallen.

Spielen mit anderen Kindern kommt in der Erzählung nicht vor. Erwähnung finden die vertrauten Geschichten der Mutter, die sie ihm bei der Arbeit immer wieder erzählt, ohne dass Johan eine negative Bemerkung über die Wiederholungen macht. Dass er im Nachhinein diese Geschichten aufgeschrieben hat, deutet an, wie wichtig sie ihm heute sind. Vielleicht einmal, um zu wissen, wo seine Wurzeln sind, zum ändern kann das auch das enge Band zu seiner Mutter charakterisieren. *„Und ich musste damals als, als Sechs- bis Sieben-, Achtjähriger oder dann auch noch später –... habe ich immer mit meiner Mutter hier irgendwie nachmittags auf dem Feld gearbeitet. Wenn ich aus der Schule kam, ich kam zur Türe rein, da hatten wir so einen alten Glasschrank, den hatten wir von Leuten gekriegt aus S., wir hatten ja selber nix, da habe ich dem Ranzen einen Schwung gegeben, da rutschte der hinter den Schrank und habe mein Essen gegessen und dann war ich auf dem Feld und habe mit der Mutter gearbeitet. Und da hat die mir jeden Tag, hat die mir solches Zeug von damals erzählt, immer wieder, teilweise auch das gleiche, auch von ihrer Mutter. Und daher bin ich mir manchmal gar nicht sicher – was so 46, 47, 48 passiert ist – ob das von mir stammt, aus dem eigenen Erleben oder ob ich das durch's Erzählen weiß, nor“* (3; 5/42–6/7) – „... und ich musste dann als Sechs-, Siebenjähriger, musste ich mit dem Korb hinterher und da haben wir dort die Quecken herausgeholt, da

war ja nichts auf dem Felde, wir mussten das ja erst mal urbar machen, haben die Quecken gesammelt, die wurden dann gewaschen und mit den Quecken hat unsere Mutter das erste Ferkel großgezogen“ (3; 8/19–23).

Seine Sicht auf seine Kindheit ist ambivalent. Vielleicht fällt es Johan aus Rücksicht auf seine Mutter bis heute schwer, seine pflichtenreiche Kindheit als mühevoll zu bewerten. Jedoch sagt er auch, sie sei nicht völlig daneben, darin schwingt schon mit, dass er seine Kindheit gegenüber anderen Kindern, die mehr Freizeit haben, als zu arbeitsreich und weniger positiv sieht. *„... ich habe ja dann hier gelernt, bei der, bei dieser Frau H. hier, und die hat uns auch in der Form unterstützt – hier war ja kein Mann da, und ich musste von, von zehn, zwölf Jahren an musste ich schwer arbeiten, was so möglich war und ich habe das auch nicht mal als negativ angesehen, ich habe das immer, ... ich hab immer, äh, getan, dass ich meiner Mutter helfen konnte und wollte, ich hab‘ das nicht als schwer oder Last angesehen. Und ich sehe meine Kindheit auch heute noch nicht so an, dass die völlig danebengegangen wäre oder dass ich keine Kindheit gehabt hab‘, obwohl ich immer nachmittags mit meiner Mutter auf dem Feld rumgekrochen bin und hab‘ Möhren gejätet und Kartoffeln gelesen und Rüben vereinzelt und Unkraut gezogen, ich hab‘ das nicht als negativ angesehen, nor. Andere Kinder, die, die hatten es da einfacher, die sind mit den Fahrrädern draußen rumgesaust und, und haben Fußball gespielt und so was; na gut, das konnte ich nicht, aber ... Wo ich dann Berufsschule hatte, die Frau H. wiederum, die hat gesehen, hier, ihr fehlts an Arbeitskraft, da hat die mit mir einen Lehrvertrag gemacht und hat mit unserer Mutter vereinbart, dass ich die meiste Zeit hier arbeite und dann war ich halt eben auch dort, nor, je nachdem, wo es, wo es notwendig war, musste ich hin. Und wenn ich dort am Tage war, dann ging es hier abends bis zum Finsterwerden ging es hier weiter, zuhause“ (3; 10/34–11/8).*

Die Kollektivierung, die Egalisierung der privaten Bauern hebt die Unterschiede zwischen „Umsiedlerneubauern“ und Altbauern auf

Johan erzählt ausführlich in seiner Zweiterzählung (S. 11–13), mit welchen propagandistischen Mitteln die privaten Bauern und Bäuerinnen 1960 genötigt wurden, in die LPG einzutreten und wie sich seine Familie dazu verhielt, wie es aber auch andere Bauern und Bäuerinnen gleichermaßen betraf. Zu Beginn der Zweiterzählung macht er deutlich, welchen Stellenwert die kleine Landwirtschaft für ihn hatte. *„Das hat mich so bewegt, 1960 war ich 18 Jahre und ich habe meine Zukunft hier auf dieser Klitsche gesehen, sechs Hektar Feld, da kannst‘e eine Familie ernähren, das funktioniert“ (3; 11/25–27).* Alle (noch) privaten Bauern befinden sich in der gleichen bedrängten Situation, als Beispiel der Bedrängnis möchte ich aufführen: *„Und dann im März wurde das, wurde das so*

schlimm und dann kamen die, noch Lautsprecherwagen, die fuhren dann immer noch; das, das dröhnt mir jetzt noch im Kopf: Die Frau, die Frau H., die Bäuerin H. – damals war's noch eine Großbäuerin, was über, über 20 Hektar war, war glaub' ich Großbauern – die Großbäuerin H. hat sich für den genossenschaftlichen Weg bereit erklärt, wann unterschreibt die Bäuerin Werner und so weiter. Da saßen die nun hinne und die standen draußen mit dem Auto und brüllten solches Zeug durch die Gegend. Und unsere Mutter saß nun da, oftmals war ich dabei. – Was, ich weiß noch genau, die Frau H. hat unterschrieben? Da hat's für mich keinen Sinn mehr. aber ich unterschreib (noch nicht?). Na, da kamen wieder zwei andere, abends um zehn gingen die. Und dann sind wir, sind wir abends, ... sind wir abends zur Frau H. gegangen: Sagen sie mal, haben sie wirklich unterschrieben? – Nein, ich denke sie haben unterschrieben?! – Da haben die mit dem Lautsprecherwagen dort auf dem Hof gestanden und dort erzählt, die Frau Werner hat unterschrieben. So haben die die Leute ausge... ausgespielt oder was, zumindest versucht. Es gab noch einen Großbauern, Ll. hieß der, der Mann, richtiger vorbildlicher Betrieb, hatte (Bullenzucht?) im Stall, nun, mit dem Mann haben die das genauso gemacht: Bauer Ll. hat unterschrieben.“ (3; 12/44–13/17).

Nachdem die Mutter letztlich doch unterschreibt, ohne sich mit ihm vorher abzustimmen, bricht für Johan eine Welt zusammen, er fühlt sich fast sklavisch an die LPG gegeben. „Und, nuja, und dann war's am, ich weiß nicht, ob's der 30. oder 31. März war, da hat unsere Mutter gesagt, das hat keinen Sinn – ringsum war schon alles vollgenossenschaftlich – und, und dann waren die mal da wieder – ich war nicht mit drin – und da hat sie gesagt, ich habe jetzt unterschrieben, wo die gingen. Und da dachte ich, das kann nicht sein, ich dachte, für mich ist die Welt zu Ende, das hat die unterschrieben? Das war doch meine Zukunft hier. An, an was anderes habe ich nie gedacht, dass ich was anderes machen könnte. Und, und da bin ich bissel weggetreten, da bin ich hier übers Feld, Richtung R., das waren doch lauter kleine Felder damals, nor, und jeder Bauer hatte da so bissel einen Abfallhaufen, wo er seinen Kompost hingeschmissen hat oder altes Kartoffelkraut und so, solche Dreckhaufen lagen da, und dort, dort habe ich mich hingelegt und geheult. Und, und dann haben die zuhause gemerkt, der Großvater, die Mutter, der Hanno ist nicht da, die haben mich Hanno immer genannt, der Hanno ist nicht da, wo ist denn der? Gesucht, in der Wohnung gesucht, nicht gefunden und nach einigen Stunden haben die mich dann dort draußen gefunden, an dem Komposthaufen liegen, nuja. Und da haben sie mich wie so einen Kranken heimgeschleppt und drei Tage drauf, musste ich in der LPG antreten, am 3. April 1960, war mein erster Arbeitstag in der LPG. Nu, und da hat mich meine Mutter, wie die Kühe – und den Ochsen brauchten die ja nicht, drei Kühe hat-

ten wir damals – hat die mich als lebendes Inventar mit in die LPG eingebracht. Ich habe nie unterschrieben, in der LPG, also, als, dass ich Mitglied in der Genossenschaft werden will, war ganz selbstverständlich, der war 18 Jahre, der gehört dazu“ (3; 13/17–40).

Johan hat bald, das heißt noch im gleichen Jahr, neue berufliche Pläne in der LPG, die er strebsam und ehrgeizig vorantreibt. Meiner Meinung nach beginnt hier sein eigenständiges Leben, losgelöst von der Mutter. Die Vertreibungsvergangenheit findet in der Erzählung keine Erwähnung mehr.

Text- und thematische Analyse im Nachfrageteil

Verlust und Verzweiflung

Im Nachfrageteil spricht Johan von den Momenten, die seine Mutter nach der Flucht besonders bedrücken. *„Und hier, unsere Mutter, die hat, die hat natürlich mal die Nerven verloren, noch in K., da hat sie gedacht, den Vater, den haben die Russen mitgenommen, sonst wäre er da, was wollen wir überhaupt noch hier, da ist die mit uns auf eine Brücke gegangen, ich habe die aber noch nicht gefunden, welche Brücke das war, sie sagt, es wäre eine hohe Brücke gewesen. Und, und unten war, war ein kleiner Fluss, aber die Steine waren höher wie der Fluss war, das Wasser machte so durch die Steine durch, und das hat sie, hat sie dann die Kleine genommen, mich und meinen Bruder, und ist auf die Brücke und hat dann gesagt, also passt auf, wir machen das so, erst schmeiß‘ ich den Martin runter und dann den Hanno und ich spring mit der Puppe hinterher. Und da hat der, hat der große Bruder von mir, der hat gesagt: machen wir nicht, machen wir nicht, die anderen leben doch auch, die anderen leben doch auch. Und da ist sie wieder umgekehrt, mit uns. Also, das war der nicht leicht gefallen, nor“ (3; 17/20–33).*

Als die Familie gerade dabei ist, sich mit dem Neubauernhof eine Arbeitsbasis und Zukunftsperspektive zu schaffen, trifft sie durch den Tod des ältesten Sohnes ein schwerer Verlust. Eventuell wurde die Zuckerkrankheit nicht erkannt, weil in den arbeitsgefüllten Tagen die Erkrankung auch von der Mutter und den Großeltern nicht gesehen wurde. Nun ist Johan der große Sohn und wird die Pflichten seines Bruders übernehmen. Johan geht nicht darauf ein, was der Tod seines großen Bruders für ihn bedeutet, wie traurig er ist. Ich lese aus dem Abschnitt nur heraus, dass er dem Bruder die beliebten, aber eigentlich gesundheitsschädigenden Lebensmittel neidet. Johan endet den Absatz mit der familiären Schuldzuschreibung „und da haben wir ihn dann richtig mit Zucker vergiftet“.

„Ein großes Problem war für meine Mutter, als ... das Haus in Bau war, da war (das noch nicht ?) fertig. In dem Jahr ist mein Bruder gestorben. Mit elf Jahren, der war aber zuckerkrank und das hat keiner gewusst damals, das haben die nicht feststellen können. Und im Gegenteil, der hat, der hat ... Dem war alles nicht süß genug. Und wenn Insulin fehlt,

da schmeckt man das Süße nicht, weil das Blut ja süßer ist, da wird ja der Zucker nicht genug abgebaut, nor. Und da hat der immer noch zwei Esslöffel Zucker rein gekriegt in jedes Trinken und, und die Mutter hatte mal Äpfel gekauft. Es gab ja gar keine. Ich durfte keinen Apfel essen. Ein Korb Äpfel für den. Und wie der reingebissen hat, das weiß ich noch genau: die schmecken doch gar nicht, die sind doch so strohig. Also kam auch noch ein Teelöffel Zucker drauf. Und, und da haben wir ihn dann richtig mit Zucker vergiftet, nor. Und da ist der gestorben. Das war sehr schlimm, nor“ (1; 17/44–18/12).

Die neuen Heimattreffen – ohne Bedeutung für Johan

Auf meine Frage hin, ob es unter den Vertriebenen besonderen Kontakt gab, spricht Johan die nach der Wende stattfindenden Heimattreffen an, die für seine Mutter bedeutungsvoll sind, für ihn aber keine Rolle spielen. Die Pflege heimischer Traditionen und gemeinsamer Erinnerungen, die in der BRD durch die Landsmannschaften aufrechterhalten wurden und ein Zusammengehörigkeitsgefühl erzeugten, wurden in der DDR durch die Assimilationspolitik verhindert. Vielleicht hat Johan deshalb keine Beziehung zu solchen Treffen.

„Also, ich bin eigentlich schon in der Generation, die die Leute von damals nicht mehr kennen oder nicht mehr gekannt haben oder nur vom Hörensagen kennen. Und da hat sich eine Gruppe gebildet, die D.er und da hat sich jedes Jahr einmal ein D.er-Treffen gegeben, in W., in der K. ((eine Gaststätte))“ (3; 18/37–41). – „... aber nach der Wende haben sich die Leute getroffen, aber ich kenn‘ die nun nicht, so ein Kontakt ist da nicht mehr zustande gekommen. Meine Mutter, für die war das immer ein Erlebnis, wenn die, wenn die wieder mit den Leuten zusammen war, nor. Aber das sind ja nun immer weniger geworden, die letzten Treffen waren dann so, dass dann teilweise die Kinder oder sogar schon die Enkel kamen, die kaum noch miteinander hatten, und das haben wir –... seit zwei Jahren machen wir das nicht mehr, denn die alten Leute können nicht mehr, die sind –... da gibt es nur noch ein paar, und meistens sind sie schon so behindert oder krank, dass sie das nicht mehr können. Aber, das war, das war schon für meine Mutter war das ein Höhepunkt, die ist 95 gestorben, meine Mutter“ (3; 19/1–11).

Integration und Anerkennung durch berufliche Leistung.

Meine Frage, ob seine Schwiegereltern Vorurteile gegen ihn hatten, weil er ein Vertriebener war, verneint er. Im ländlichen Bereich erfolgte durch die Kollektivierung eine Nivellierung der Bauern, die ehemaligen Besitzstände finden nun weniger Beachtung, auch bei der Verbindung Johans zu seiner zukünftigen Frau. Außerdem kann er als Brigadier mit 20 Jahren auch schon etwas vorweisen. *„Überhaupt nicht, nunja, es war dann 1960 ja LPG, das war vielleicht ein bisschen anders, nor, und ich war inzwischen Brigadier hier in dem Laden, und, also, bisschen was gekonnt habe ich schon“* (3; 19/19–22).

Johan identifiziert sich mit dem genossenschaftlichen Gedanken und sieht rückblickend seine dadurch ermöglichten größeren beruflichen Aufstiegschancen. *„Aber ich bin ja dann in der Genossenschaft gewesen, und die Genossenschaft hat mir die Möglichkeit zum Studium gegeben und ich habe nie etwas bezahlen müssen, ich habe die Seminartage von der Genossenschaft voll bezahlt gekriegt, und habe dort auch jede Unterstützung bekommen. Das hätte ich mir wahrscheinlich als Privatbauer nicht leisten können, das Wissen aneignen können. Und der genossenschaftliche Gedanke – da stehe ich heute noch dahinter, aber nicht auf Zwang, das ist das Problem, nor“* (3; 22/19–25).

Individuelle Ablehnung und Erniedrigung stehen neben individueller Hilfe

Als ich Johan nach besonderen Hilfe für die Vertriebenen frage, kann er sich an keine erinnern, nur die Unterstützungen für alle Neubauern und -bäuerinnen sind ihm präsent (3; 23/19–44). Ebenso verhält es sich mit den Erinnerungen an die Kirchgemeinde, zu der sie regelmäßig Kontakt haben, was zumindest wohlwollende Aufnahme vermuten lässt, aber Unterstützungsleistungen sind keine bekannt. Vielmehr haben sich die weitergegebenen Erinnerungen der Mutter über individuelle Ablehnung und individuelle Hilfe erhalten. *„Meine Mutter, die hat Holz gesammelt nach der N.-Mühle, da ist die dort runtergegangen mit einem geborgten Beil und da hat sie auch nur das trockene – sie hat mir versichert, sie hat nur das getrocknete geholt – weil sie ja schon Angst hatte, dass jemand kam und sie –... dass sie da Ärger kriegt. Da hat sie sich vom Nachbarn ein Beil geborgt, weil sie selber keins hatte, von B. in Sd., da waren wir noch in dieser Schule, und ist Holz sammeln gegangen, und da sie die Äste oftmals nicht tragen konnte, weil sie zu lang waren, hat sie sie eben so zurechtgehackt, dass sie sie in ein Bündel brachte, und da ist der Schlossmüller, der hieß M., und hat sie angeherrscht, und hat ihr das Beil weggenommen, sie soll sich ja nicht wieder dort blicken lassen. Sagt sie, da hat sie so einen Schreck gekriegt, da hat sie sich in die Hosen gemacht. Das Beil war weg, und das war geborgt“* (3; 24/16–27). – *„... wir waren eigentlich unnütz, nor? Eine Frau mit drei Kindern, wozu war die denn da, nor? Die brauchte man nicht. Der Ochse war wichtiger“* (3; 26/9–10).

Nicht nur Flüchtlinge und Vertriebene bekamen die Ablehnung des geizigen Bauern zu spüren, sondern auch Bettler, die hungernd durch das Dorf zogen. „... wenn die [Bettler] dort an das Tor pochten, da zuckte sich nichts, ((sehr leise + kalt)) gar nicht war da. Selbst wenn die über den Hof liefen und die hörten das ja dann, nor, wenn die gerade auf dem Hof waren. Und unsere Mutter, die hatte eben gerade ein paar Kartoffeln gekocht, da hat die eben eine Kartoffel runtergeschmissen, nor“ (3; 26/31–35).

Unterstützung

„Also unser erster Christbaum, an dem Heiligen Abend, wo wir hier eingezogen sind – da hatte ich vergessen, dass Heiliger Abend war – das war ja völlig Nebensache, da hat der Großvater dann einen Baum aus dem Busch gebracht, den hat der hier draußen irgendwo geholt, ein paar Latten zusammengenagelt und da waren fünf Kerzenständer, weiß ich noch ganz genau, die hatten sie von der Frau H. bekommen, und fünf Kerzen dazu, weil wir doch keine Kerzen hatten“ (3; 24/5–12).

An dieser Stelle tritt die Bäuerin H. als unterstützende einheimische Frau hervor, vermutlich möchte sie auch das Heimischwerden ihrer neuen Nachbarn durch kleine Geschenke befördern. Auch wenn, wie im ersten Teil beschrieben, Frau H. Gegenleistungen einfordert, scheint sie für Familie Werner eine ungewöhnlich großzügige Bezugsperson im Dorf zu sein. „Betten hatte meine Mutter von H.s bekommen, da war ein Mann da, der war ein bisschen behindert, und für den hatten die Alten, die Eltern, von den L., die hatten da schon Aussteuer, jede Menge, und da war eine komplette Schlafstube da, die brauchte der gar nicht, die hat die Frau H. meiner Mutter gegeben. Schöne Eichenmöbel, ganz dolles Zeug, und da hatten wir eine Schlafstube“ (3; 24/43–25/2).

Für Johan eine einprägsame Zeit, familiäre Verluste sowie die Beziehungen zwischen Einheimischen und Vertriebenen erzählt er anhand von vielen konkreten Beispielen in ihren verschiedenen Facetten. Deutlich kann man im Interview die familiäre Weitergabe nicht nur traumatischer Erlebnisse erkennen, die aber von mir nicht untersucht wird.

Johan gehört zu der Generation der Vertriebenen, die gute berufliche Startbedingungen finden, als junger Erwachsener verwischen für ihn die Unterschiede zwischen Vertriebenen und Einheimischen.

5.3.4 Die Bevölkerung mit Vertreibungshintergrund – Frau Greta Krämer

- **Sequenzielle Analyse der biographischen Daten**

-
- 1917 Geburt von Greta als sechstes Kind einer mittelbäuerlichen Familie
 - Heirat im November 1942 wegen Schwangerschaft; Gitta bleibt bei ihren Eltern wohnen, Einberufung des Ehemannes zum Kriegsdienst, trotz chronischer Ohrenerkrankung
 - bis 1942 Arbeit als Bäuerin auf dem elterlichen Hof
 - 8. März 1943 Geburt von Zwillingen
 - Sommer 1944 Geburt des dritten Mädchens
-

Greta ist die jüngste Tochter von sechs Geschwistern einer mittelbäuerlichen protestantischen Familie in Niederschlesien, ihr Vater ist im Kirchenvorstand. In ihrer Familie herrschen gute bäuerliche Verhältnisse, für die Bewirtschaftung der 30 Hektar besitzen sie moderne landwirtschaftliche Geräte, wie Heuwender und Binder. Von ihrer Kindheit wird nichts berichtet. Als junge Frau arbeitet sie wie zwei ihrer älteren Brüder auf dem elterlichen Bauernhof. Die älteren Schwestern sind bereits verheiratet und weggezogen, im Dorf wohnen noch andere Angehörige von Greta.

Ob Familienangehörige Mitglieder der NSDAP sind, ist nicht bekannt. Niederschlesien gehört zu den Hochburgen der Nationalsozialisten, so erreicht die NSDAP 1933 bei den Wahlen zum niederschlesischen Provinziallandtag mit 51,7 % die absolute Mehrheit.

Alle drei Brüder von Greta werden zum Kriegsdienst verpflichtet. Da nun Arbeitskräfte für die Landwirtschaft fehlen – zusätzlich hatten auch die weiblichen Angestellten gekündigt – kann die bäuerliche Familie von zwei Zwangsarbeitern (Pole und Ukrainer) und zwei Zwangsarbeiterinnen (Polinnen) profitieren. Gretas Familie scheint die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen gut zu behandeln, denn Greta spricht davon, dass sie anfangs gemeinsam zu Tisch essen und dass sie geschätzte Arbeitskräfte waren. Außerdem wird noch ein „Landwehrjunge“ beschäftigt. Eventuell handelt es sich um einen jungen Mann im Reichsarbeitsdienst, den alle männlichen und weiblichen Jugendlichen absolvieren mussten, denn zur – militärisch schlecht ausgerüsteten – Landwehr wurden erst Männer über 35 Jahren eingezogen.

1942 wird Greta von ihrem Freund Heinz aus dem Nachbardorf schwanger, eigentlich hatte sie ihn (noch) nicht heiraten wollen, aber wegen der Schwangerschaft findet im November 1942, vier Monate vor der Entbindung, die Hochzeit statt. Zu dieser Zeit haftete stets ein Makel an einer Frau, die von einem unehelichen Kind entbunden wurde. Dazu kam bei der kirchlich eingebundenen Familie die hohe Wertigkeit religiös untermauerter moralischen Normen.

Ihr Mann kommt ebenfalls aus bäuerlichem Milieu, seine Familie besitzt zwar nur 14 Hektar Land, dafür betreibt sie noch ein Gasthaus und die Poststelle und sie besitzen ein Auto, was von gewissem Wohlstand zeugt. Heinz' Mutter ist Witwe, ihr Mann starb an einer Kriegsverletzung nach dem Ersten Weltkrieg. Seine Familie ist nach dem Ersten Weltkrieg aus den danach polnischen Gebieten umgesiedelt, wofür sie entschädigt wurde. Alle fünf Geschwister arbeiten auf dem mütterlichen Besitz, Heinz als Landwirt.

Greta betont mehrfach, dass Heinz wegen einer chronischen Mittelohrentzündung, an der er seit seinem 16. Lebensjahr leidet, eigentlich ausgemustert ist. Trotzdem wird er 1942 zum Kriegsdienst eingezogen. Zwei Einsatzorte werden genannt, einmal als Offiziersfahrer in besetzten Gebieten der Sowjetunion und zum anderen der Einsatz auf einem Flughafen in Linz, wo er verletzt nach einem Angriff im Wiener Lazarett behandelt werden muss, auch die Ohrenerkrankung verschlimmert sich, nach längeren stationären Behandlungen wird er schließlich als wehruntauglich nach Hause entlassen. Der junge Mann leidet aber zusätzlich an Depressionen und es besteht Suizidgefahr. Greta spricht nicht darüber, wie sehr sie die Erkrankungen ihres Mannes belastet haben oder ob sie froh war, dass er nun nicht mehr zum Kriegseinsatz kam. Nur wird von ihr die Mittelohrentzündung häufig und ausführlich beschrieben. Auf alle Fälle entspricht ihr Mann nicht den nationalsozialistischen Vorstellungen des starken, harten Männerbildes. Heinz' Mutter unterschreibt nach der stationären Entlassung, dass keine Ansprüche wegen Invalidität gegenüber der Wehrmacht gestellt werden.

Während Heinz in Wien im Lazarett liegt, bekommt Gitta am 8. März 1943 Zwillinge, Mitte 1944 wird dann eine dritte Tochter geboren. Obwohl gegen Kriegsende Gretas Mann wieder in seinem Elternhaus ist, zieht das junge Paar mit den drei Kindern nicht zusammen, sondern sieht sich nur an den Wochenenden. Heinz arbeitet wieder in der mütterlichen Landwirtschaft, in der Arbeitskräfte fehlen, Zwangsarbeiter werden in dieser Landwirtschaft nicht erwähnt.

-
- Mitte Januar 1945 Vorbereitung der Flucht, die angeordnete Evakuierung für Frauen und Kinder wird nicht befolgt
 - 8. Februar 1945 Fluchtbeginn im Treck nach Sachsen; Strapazen und Gefahren der Flucht mit drei kleinen Kindern, ihren Eltern, dem „Landwehrjungen“, ohne Ehemann
 - Kriegserlebnisse im umkämpften Sachsen, Tod des „Landwehrjungen“, Aufnahmen und Weiterleitung in Sachsen

Als im Januar 1945 die Weichsel-Offensive der Roten Armee beginnt und Ende des Monats die Front nah an das Dorf heranrückt, werden erste Evakuierungen für Frauen und

Kinder mit LKWs organisiert, ihre Schwägerinnen fahren samt ihren Kindern mit, versorgt werden sie in öffentlichen Gebäuden wie Schulen. Greta wersetzt sich der Evakuierungsanordnung, als Gründe nennt sie das junge Alter ihrer Kinder, vor allem der halbjährigen Hanna, das zögerliche Verhalten der Dorfbewohner, die an ein Überrollen durch die Front nicht glauben wollen. Vielleicht fühlt sie sich außerdem im Schutze der elterlichen Familie sicherer oder halten sie die tiefen Temperaturen im Januar 1945 ab. Auch kommt die Front tatsächlich kurzzeitig zum Stillstand.

Die Evakuierung wird von den über 60-jährigen Eltern vorbereitet, die Kutsche wird hergerichtet, ein Planwagen zurechtgemacht und mit allem Notwendigen (Federbetten, Kleidung, Hausrat, Lebensmittel, Futter usw.) beladen. Im Vorfeld werden besonders warme Kleidungsstücke für die Mädchen und für Greta von der polnischen Zwangsarbeiterin, einer gelernten Strickerin gefertigt. Auch die Zwangsarbeiterinnen haben Angst vor der Roten Armee. Als ein Wehrmachtsoffizier den Kinderwagen sieht, herrscht er Greta an, weil sie sich dem Evakuierungsbefehl für Frauen mit Kindern wersetzt hat und droht mit der Verfrachtung beim nächsten Soldatentransport ins Landesinnere.

Kurz bevor die Front das Dorf erreicht, startet am 8. Februar 1945 der Treck des Dorfes. Von Gretas Familie bleibt ein älteres Ehepaar zurück, die sich die Flucht nicht zutrauen. Später wird der Onkel berichten, dass die Tante an den Folgen der Vergewaltigungen durch Russen stirbt. Deutsche Soldaten verwüsten das Dorf, noch in der Nacht des Aufbruchs brennen die Scheune und die Nebengebäude von Gretas Bauernhof nieder. Auf dem Rückzug der Wehrmacht wurden, um dem Feind nichts Nutzbares zu überlassen, verlassene Ortschaften zerstört.

Auf der Flucht gilt Gretas Sorge ganz den drei Kindern und deren Versorgung, die Wegstrecke ist ihr deshalb kaum in Erinnerung geblieben. Windeln sind zu waschen und zu trocknen, warme Milch für Hanna zu bereiten, von den knapp Zweijährigen berichtet sie, das sie so „abgerichtet“ sind, das diese keine Windeln mehr benötigen. In den Unterküf-ten schläft sie mit ihren Kindern auf strohbedecktem Fußboden, für die über 60-jährigen Eltern wird meist ein Bett oder ähnliche Schlafgelegenheit gefunden. Ihr Mann, der sich mit seiner Familie ebenfalls auf der Flucht befand, findet keine Erwähnung. Die Versorgung mit Lebensmitteln wird zu Beginn der Flucht durch eigene Vorräte bestritten, auch bekommen sie Zuteilungen und Lebensmittelmarken in den Quartierortschaften, um die sich ihr Vater kümmert.

Eingepägt hat sich ihr der umgeleitete Durchzug in das tags zuvor durch einen Bombenangriff stark zerstörte sächsische Chemnitz, in dem sie weitere Bombardierungen miterleben. In mehreren Luftangriffen durch angloamerikanische Bomber, die mehrere

tausend Opfer fordern, wird zwischen dem 2. und 5. März die Innenstadt völlig zerstört. (vgl. Gross 2007, S. 279).

Die Frauen entschließen sich, nicht in Luftschutzkellern Sicherheit zu suchen, sondern bei den Männern zu bleiben, die auf Pferde und Wagen aufpassen müssen. Die Gefahr des Todes war allgegenwärtig. Am Beginn der Flucht befinden sie sich zwischen den Fronten, in Sachsen erleben sie, wie der Flüchtlingstreck, der sich auf der Autobahn Richtung Thüringen bewegt, mehrmals zum Ziel von Tieffliegern wird.

Der Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung im zusammenbrechenden nationalsozialistischen Sachsen wird unterschiedlich erlebt. Eine Frau bäckt am zweiten Geburtstag der Zwillinge einen Streuselkuchen, den Kindern wird öfters etwas zu essen zugesteckt, ihrem Vater wird das Beil weggenommen, als er für das Herdfeuer ein paar Zweige abschlägt. Sie erlebt, wie der Kreisbauernführer noch auf den Gruß „Heil Hitler“ besteht, sich aber schon die folgende Woche mit seiner Familie das Leben nimmt. Greta erwähnt nicht nur die Belastung ihrer Familie durch die Flucht, sondern auch die der Einheimischen, die tagtäglich Flüchtlinge aufnehmen mussten und Lebensmittel teilen mussten.

Im April bekommt der Treck, der gut mit Pferden ausgestattet ist, die Aufforderung wieder östlich Richtung Lausitz zu ziehen, um Felder zu bestellen. Gretas Vater beschließt jedoch abzuwarten. Der „Landwehrjunge“ ist nicht aufzuhalten und zieht mit zwei Pferden los, unterwegs wird er bei einem Bombenabwurf samt der Pferde tödlich getroffen; alle anderen können zurückkehren.

-
- Ende des Krieges, Gerüchte über Rückkehrmöglichkeit in die schlesische Heimat
 - vorläufige Unterkunft in Westsachsen in amerikanisch besetztem Gebiet, Mithilfe in der Landwirtschaft
 - Wiederfinden des Ehemannes, Umkehr zum Ehemann nach Mittelsachsen Juli/August 1945, provisorische Unterkunft

Vor Ostern zieht der Treck mit der Familie bis in amerikanisch besetztes Westsachsen, er wird nicht von der Roten Armee überrollt, dadurch bleiben Greta Vergewaltigungen erspart, es wird nicht geplündert und die wertvollen Zugtiere bleiben erhalten (die westalliierten Soldaten verhalten sich in der Regel zivilisierter gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung als die sowjetischen). Bei Kriegsende verbreitet sich das Gerücht, wieder in die Heimat ziehen zu können, auch hierbei verhält sich Gretas Vater abwartend, wodurch unnötige Strapazen und materielle Verluste verhindert werden. Es erfolgt eine provisorische Unterbringung auf einem Bauernhof im Dorf O. in Westsachsen. Ihr Vater hilft in der dortigen Landwirtschaft, muss sich den Anweisungen der Bäuerin unterordnen. Im Frühsommer

erhält Greta eine Nachricht (Greta spricht von Leitstellen, bei denen man den Weg der Trecks erfragen konnte) von ihrem Mann, der sich mit seiner Familie im sowjetisch besetzten Sachsen befindet. Im Dorf Or. werden dringend Pferde zur Landarbeit benötigt, da die Rote Armee die meisten beschlagnahmt hat. Es besteht auch die Möglichkeit in Or., für alle Unterkunft zu bekommen. Da Westsachsen amerikanisch besetzt ist, ist eine Überschreitung der Mulde, die die vorläufige Besatzungsgrenze bildet, trotz mehrfacher Anfrage in der Kommandantur nicht möglich. Ende Juni/Anfang Juli wird dann ganz Sachsen von der Roten Armee besetzt.

Im Juli 1945 muss der Flüchtlingstreck das Dorf O. verlassen und zieht nach Thüringen weiter. Sachsen ist bis Oktober 1945 nicht als Aufnahmeland für Flüchtlinge und Vertriebene bestimmt und weist teilweise rigoros diese Menschen unter Entzug der Lebensmittelkarten aus. Nur Greta und ihre Eltern machen sich auf den Weg nach Or. zu Heinz, der für sie eine Aufnahmegenehmigung erreicht hat, weil sie im Besitz von Zugtieren sind. Sie erhalten Unterkunft in einer ehemaligen Unterbringung für Kriegsgefangene, der Stacheldraht vor den Fenstern zeugt noch davon. Anfangs fehlen Betten, die Heinz in der nächsten Zeit aber organisieren kann. Günstig gestaltet sich die Arbeitsbeschaffung. Die Männer sind mit ihren Pferden in der Feldarbeit eingesetzt, Greta kann sofort in der Gärtnerei anfangen, dort verdient sie Geld und erhält Gemüse, das sich nicht zum Verkauf eignet, aber die Ernährungssituation verbessert. Die Kinderbetreuung übernimmt Gretas Mutter. Kontakte zur einheimischen Bevölkerung sind sehr spärlich. In Or. erhalten sie Nachricht, dass der jüngste Bruder gefallen ist und die beiden anderen in sowjetischer und französischer Kriegsgefangenschaft sind. Über den Verlust des Bruders oder das Bangen um die beiden anderen wird in der Erzählung nichts erwähnt.

-
- Zuteilung von Bodenreformland Ende 1945
 - Bau des Neubauernhofes 1947–1949; die mühsame, aber sehr erfolgreiche Bewirtschaftung, das Zusammenleben mit der einheimischen Bevölkerung
 - ungefähr 1946 wird Gretas Vater in den Kirchenvorstand gewählt
-

Mit Bekanntwerden der Bodenreform bewerben sich Heinz Krämer und zwei andere Familienmitglieder (Gretas Vater für einen in Gefangenschaft befindlichen Sohn) um Land. Sie erhalten den 15 Hektar großen ehemaligen Gutsberg in D., den einheimische Bewerber nicht bewirtschaften wollten, verteilt zu je fünf Hektar, die sie als Familie vorteilhaft gemeinsam bestellen können. Bei der Aufteilung der Nutztiere werden einheimische Neubauerinnen und Neubauern bevorzugt.

Auf ihrem Land steht vom ehemaligen Rittergut eine Scheune, die sie gemeinsam nutzen.

Sie ziehen in eine Unterkunft, die näher am eigenen Feld liegt. Trotz teilweiser Benachteiligung hat die Familie die Vorteile der langjährigen Berufserfahrung in der Führung einer eigenständigen Landwirtschaft und der gegenseitigen familiären Unterstützung. Es gelingt ihnen die erfolgreiche Bewirtschaftung im Gegensatz zu unerfahrenen Neubauern und -bäuerinnen. Sie können mehr produzieren als das Abgabesoll vorschreibt und das Überzählige günstig verkaufen. Während Greta nun wieder als Bäuerin arbeitet, übernimmt Gretas Mutter weiterhin die Betreuung der Mädchen, die tagsüber den Kindergarten besuchen, in der Erzählung finden sie kaum noch Niederschlag, das könnte dafür sprechen, dass Greta relativ wenig Zeit hat, sich durch die ausfüllende Arbeit in Landwirtschaft mit ihren Kindern zu beschäftigen.

Im September 1947 ergeht der Befehl Nr. 209 der SMAD zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage mit der Anweisung, Neubauernhöfe zu bauen, davon 5000 in Sachsen (vgl. Donth 2000, S. 346). Finanzielle Unterstützung gab es für die mit circa 18 000 Mark veranschlagten Neubauernhöfe durch einen Kredit über 10 000 Mark (vgl. Schrammek 2004, S. 240). Der Antrag auf den Bau des Neubauernhofes von Familie Krämer, wie auch der Antrag der beiden anderen Familien vom Gutsberg, wird bewilligt und sofort mit dem Bau begonnen, sie erhalten Kredit über 15 000 Mark.^{63]}

Ein Bruder kommt 1947 aus französischer Kriegsgefangenschaft zurück – mit Staublunge von der Arbeit im Bergbau – und bewirtschaftet die 5 Hektar seiner verwitweten Schwägerin, die er 1952 heiratet.

Zum Schulbeginn der Zwillinge im September 1949 erfolgt der Einzug von Familie Krämer mit den Eltern in den Neubauernhof. Sie gehören jetzt nicht mehr zu den „Habenichtsen“ der Vertriebenen, sondern sind selbst Anlaufstelle für Hungernde und tauschen geschäftstüchtig Lebensmittel gegen Einrichtungsgegenstände. Vom Enkelsohn Gretas erfahre ich, dass die soliden Schlafzimmermöbel gegen einen Sack Kartoffeln getauscht wurden.

Von der ansässigen Bevölkerung erleben sie reserviertes bis ablehnendes Verhalten, für ihr Schicksal besteht kein Interesse, sie sind „die von da hinten“, die möglichst wieder zurück ziehen sollen. Einmal versucht Greta vergebens, bei einem „kommunistischen“ Bauern Milch zu kaufen und bekommt nur höhnische Antworten. Greta und ihr Mann halten sich aus dem Dorfgeschehen und Streitigkeiten weitestgehend heraus, beklagen sich nicht, erzählen nichts von ihrer früheren Heimat und ihrem dortigen Besitz und sind zu jedermann freundlich, auch wenn ihnen Ablehnung entgegenkommt (noch 1957 wird Greta vom Nachbarn angesprochen, wann sie denn endlich wieder nach Hause gehen). Dieses angepasste Verhalten, das Greta häufig in der Beziehung zu den Einheimischen

63] Entweder gab es entgegen Schrammek (2004) noch andere Kredithöhen oder es handelt sich um eine ungenaue Erinnerung.

anspricht, zieht sich in ihrer Erzählung bis ins Alter durch. Aus dem Dorfleben deutet sie Konflikte an, die es zwischen Vertriebenen und Einheimischen gibt, beispielsweise wird ein Bauernsohn, als er eine Vertriebene heiratet, enterbt.

Gretas Vater, schon in Schlesien im Kirchenvorstand, besucht jeden Sonntag die Kirche und hat nach kurzer Zeit ein gutes Verhältnis zum Pfarrer, bereits circa ein Jahr nach der Ansiedlung wird er in den Kirchenvorstand gewählt. Als der Vater altersbedingt ausscheidet, stellen sich Greta und ihre Schwägerin als Kandidaten für den Kirchenvorstand zur Wahl und werden angenommen. Die Zugehörigkeit zur Kirchengemeinde spielt nach dem Krieg noch eine wichtige Rolle in der Dorfgemeinschaft.

Gretas Familienleben ist weiterhin durch die enge Verbindung und gegenseitige Unterstützung mit ihren Eltern geprägt. Relevante Bezugspersonen außerhalb der Familie sind in dem Interview nicht erkennbar, muss es aber vermutlich gegeben haben, wie durch die anerkannte Stellung im Kirchenvorstand ersichtlich wird.

-
- Kollektivierung der Landwirtschaft, erzwungener Eintritt in die LPG 1960, 1962 Tod des Vaters an Magenkarzinom
 - Beruflicher Werdegang bis zum Ausscheiden aus der Berufstätigkeit, da Pflegebedürftigkeit der hoch betagten Mutter, 1975 Tod der Mutter
 - 1998 Tod des Ehemannes, danach zieht einer ihrer Enkel mit Familie auf den Neubauernhof
-

Als die Kollektivierung 1952/53 beginnt, denkt Familie Krämer in keiner Weise daran, mit dem gut gehenden Bauernhof in die LPG einzutreten. In der Regel treten die Bauern und Bäuerinnen der unrentablen Güter zuerst der LPG bei. Auch andere Eintrittsgründe führt Greta beispielhaft an: das Finden einer Anstellung im erlernten Beruf, die dauerhafte Erkrankung von Familienmitgliedern oder das Erreichen des Rentenalters.

1960 beginnt durch Parteifunktionäre aggressive Werbung bei den restlichen privaten Bauern. Krämers kommen sogar als negatives Beispiel in die Zeitung. Schließlich beugen sie sich dem Druck. Heinz arbeitet fortan im Feldbau der LPG, Greta ebenfalls. Sie wechselt später in den Kälberstall, die Arbeit beschreibt sie als verantwortungsvoll. Sie verdient dort mehr als ihr Mann, hat dafür aber fast keine freien Tage.

In ihrer späteren biographischen Erzählung spielen vor allem die Erkrankungen und der Tod ihrer Eltern und ihres Mannes eine Rolle. Als ihre Mutter pflegebedürftig wird, gibt sie ihre Berufstätigkeit auf, was auch die jüngste Tochter Hanna vorgeschlagen hat. Andere Frauen, die in der LPG arbeiten, geben ihre Eltern in Pflegeheime und können weiterarbeiten. Da Greta das mit aufführt, könnte es sein, dass sie ihren Beruf ungern aufgibt, sich

aber moralisch verpflichtet fühlt, weil ihre Mutter sie in der Erziehung der Kinder unterstützt hat, auch scheint die Familie das einzufordern.

1998 stirbt ihr Ehemann fast 85-jährig nach langer Krankheit, aber doch unerwartet zu Hause. Im darauffolgenden Jahr zieht ein Enkelsohn mit seiner Familie ein. Greta, jetzt 92-jährig, kann noch ein weitgehend selbständiges Leben führen, wo nötig, wird sie durch ihre drei Töchter versorgt. In den letzten Jahren, sagt sie am Ende des Interviews, sind die Erinnerungen an die Flucht vor allem zu den Jahrestagen wieder präsenter, über viele Jahre seien diese Erinnerungen durch die viele Arbeit überlagert worden.

- **Text- und thematische Analyse**

Greta erzählt ihre Geschichte über Flucht sowie Aufnahme und den Neubeginn in Sachsen mit ihren positiven und negativen Erfahrungen eingebettet in die genauen Beschreibungen von Alltagsverrichtungen. Parallel zum Schicksal ihrer Familie erzählt sie von den Menschen, die in der jeweiligen Zeit auftauchen. Ein Kennzeichen des gesamten Interviews ist, dass sie mehrere Geschichten über verschiedene Ereignisse und Personenkreise und Zeiten häufig ineinander geschachtelt und in unvollständigen Sätzen erzählt. Es ist, als sei ihr plötzlich alles ringsherum vor Augen: die Familienereignisse, ihre Alltagstätigkeiten, die ihr begegneten Menschen. Auf mich macht dies den Eindruck, als wolle sie die nebeneinander ablaufenden Lebensgeschichten gleichzeitig erzählen, wie in einem mehrstimmigen Chor.

In Gretas Erzählung gibt es mehrere Ereignisse, auf die sie immer wieder zurückkommt, zum einen die Flucht mit drei kleinen Kindern aus Schlesien und der vorher verzögerte Fluchtbeginn wegen der Kinder. Als zweites fällt mir die wiederholte Darstellung der chronischen Mittelohrentzündung ihres Mannes auf. Greta beginnt ihre Erzählung mit dem Blick auf die Kinder.

Sorge um die sehr kleinen Kinder bestimmen die Erinnerungen an die Flucht

Greta sieht, wenn sie sich an die Flucht erinnert, als erstes ihre drei kleinen Kinder. Weil diese noch so jung sind, bricht sie nicht mit der planmäßigen Evakuierung der Frauen und Kinder auf, ihr scheint dies zu unsicher. Greta hat vermutlich Angst, dass die Versorgung der Kinder dabei nicht gewährleistet ist. Bei den Eltern zu bleiben und mit der Familie aufzubrechen, verspricht ihr mehr Sicherheit. Es ist auch noch Hoffnung vorhanden, wie bei vielen Dorfbewohnern, dass die Front endgültig zum Stehen kommt und sie dableiben können. *„Na, bei mir geht es so, weil ich doch die drei Kinder hatte, die wurden ja unterwegs, die Zwillinge, zwei Jahre und die Hanna, die war ja erst sechs Monate und da habe ich eben so“ (4; 1/8–10).* – *„Es war so, das war der achte Januar, das war –.. da kamen,*

hatten die Russen den Durchbruch und kamen in Schlesien, also hier in Niederschlesien – da war die Oder und das war so ein großer Grenzfluss, der floss ja von Oberschlesien ganz durch Schlesien durch, niwa, und dort kamen die Russen, die Front zum Stehen und da kam das erste Mal der Befehl wegen Fortmachen, dass die alle wegmüssen und da sind auch –.. aber da ist ja niemand gefahren, weil wir, wir haben ja nicht gedacht, dass wir mal fortmüssen. Und dann sind aber 14 Tage später –.. wurden dann doch die Frauen mit den Kindern evakuiert, niwa, die wurden auf Lastwagen –.. schon weiter rein hier nach R. hier, das war unsere –.. dorthin sollten wir flüchten, niwa, aber wo wir dort waren, da hatten die schon den Räumungsbefehl, da packten die schon, da ging das eben weiter. Und hier, dann kam, da sind niemand gefahren, bloß die Frauen, aber ich konnte ja mit den Kindern nicht mitfahren, die Zwillinge zweie und, und dann die Hanna, ein halbes Jahr“ (4; 1/19–33).

Es kommen in der Erzählung über die Kinder fast nur Aussagen, wie Greta die praktischen Dinge der Kinderpflege, beispielsweise die Notdurft, gelöst hat. Nur einmal klingt an, dass eine Tochter generell furchtsamer ist; ob die Kinder Angst haben und ob sie viel geweint haben, wie Greta sie eventuell getröstet und beschäftigt hat, wird nicht erzählt. Greta erwähnt nicht, wie ihr selbst zumute war, ob sie verzweifelt war, ob sie sich Sorge um ihren Mann machte, von dem sie nicht weiß, dass er mit seiner Familie am gleichen Tag aufgebrochen ist. „... wo vorne der Kutscher saß, da war so ein Rücksitz und dort hatten wir den –.. dort, wo die Hanna drinlag, die war ein halbes Jahr, niwa, das war gerade, dass die noch in den großen Wäschekorb – früher die viereckigen –.. dort saß dann noch die Emmi daneben und rückwärts, da waren solche großen Polster, das war der beste – dort fuhren immer die Brautleute, da habe ich mit der Mama rückwärts gesessen, die Siegrun war immer ein bisschen zärtlicher, also noch ein bisschen furchtsamer als die Emmi, die Siegrun neben uns, also die Mama und ich und so sind wir –.. und dann hatten wir einen Nachtopf mit – und die Kinder, nuja, die hatten wir zu Hause so schon ganz schön abgerichtet, niwa, die wussten genau, also pullern und so –.. wenn die noch nicht wären sauber gewesen, da hab' ich manchmal so gedacht: mit zwei Jahren –.. wenn wir sagten: wollt ihr pullern – jaja, jetzt wird gepullert. Na, vor allen Dingen unterwegs, dass die –.. niwa, und wenn sie bloß gepullert hatten, da haben wir die Tür aufgemacht und rausgegossen“ (4; 2/32–45). – „Und der Bruder, der gefallen ist, die hatten auch drei Kinder, und die war auch mit den Kindern schon fort. Ich konnte ja mit meinen dreien nicht fort, die Hanna ein halbes Jahr und rechts und links, ich konnte ja nicht mit drei Kindern flüchten, die Pflege und alles brauchten. Nuja, so war das eben“ (4; 9/27–31).

Hilfsbereitschaft der Einheimischen zeigt sich an der Behandlung der Kinder

Wenn Greta etwas über Mitgefühl oder spontane Unterstützung der Einheimischen erzählt, sind das immer Hilfeleistungen, die mit den Kindern zusammenhängen. Meist handelt es sich um Essen, was den Kindern gegeben wird, einmal ist es der mehrmals erwähnte Geburtstagskuchen, den eine Frau zum zweiten Geburtstag der Zwillinge bäckt.

„... sonst sind wir ja abends hin und früh ging's weiter – aber dort mussten wir, das werde ich nie vergessen, eben der vierte März, und da sagte ich eben der Frau, ich sag', wir haben die Zwillinge: heute sind die zwei Jahre. Und da war es so: wir hatten ja von zu Hause Butter, ... und auch das Brot, was wir noch dahatten, weil wir ja selber gebacken haben, alle 14 Tage, und da sage ich zu der Frau: wissen Sie, wir haben ja Butter mitgenommen und die hatten wir in so einem Tontopf. So, niwa, da hält sie sich ja besser, so zugedeckt. Ich sag', die fängt jetzt an, dass sie eben ranzig wird. Wenn Sie uns könnten –.. Sagt sie, wissen sie was, ich backe ihnen einen Streuselkuchen. Da hat die's Mehl und das gegeben, niwa, und Zucker, ich weiß nicht, ob vielleicht auch Marken gegeben, die hatten wir ja auch was –.. die Leute, die hatten ja auch nicht, durch den Krieg, ... da hatten wir dort zum Kaffee, da konnten wir das mit den Zwillingen“ (4; 4/24–37). – „... weil die nun zwei Jahre geworden sind. Nun, da kamen wir dort in O. an und da muss ich eben sagen, also die Frau und die Tochter und die Kleine von der Tochter, die war so zwölf Jahre, die war ganz verrückt in unsere kleinen Zwillinge, niwa, und das kleine Kind und so. Und die haben – also da können wir nicht klagen, niwa“ (4; 4/40–44). – „... bin ich rein, sag ich zu Frau K. sind die Zwillinge hier, die haben wir gar nicht bemerkt, dass die hier die Treppe runter sind, sagt sie, kommen sie mal rein, da saßen die in der Küche, hinter dem Tisch auf der Bank, und da sage ich, was macht ihr denn hier – Luppe luppen, die taten doch alles, wenn eine austreten ging, ging die andere, wenn irgendwas war, die hatten eben immer alles das gleiche, niwa – und das sollte heißen: Suppe suppen (...) da muss ich sagen, dort sind wir ganz freundlich aufgenommen worden.“ (4; 5/5–13). – „... ehm, doch noch die Kinder, also auch wo wir in O., dass die Krau K., das hat ja auch geholfen, wenn die nun den Kindern was gab, die hatte was, da gab die den Kindern auch was ab und so. Da hatten wir wirklich gute Leute gehabt, das muss man sagen“ (4; 13/15–18).

Das Beispiel der freundlichen Zuwendung gegenüber den Kindern wird mehrmals aufgeführt, sodass für mich zuerst der Eindruck entstand, dass es mehrere Ereignisse sind. Es handelt sich aber vor allem um eine Familie, an der Greta die Freundlichkeit beschreibt, auch mit dem Hinweis, dass sie dort freundlich aufgenommen wurden oder dass sie da nicht klagen können. Vielleicht stellt dieses Beispiel eher die Ausnahme dar. Ob die Aufnahme der Kinder anderenorts ähnlich oder schlechter war, wird nicht erzählt.

Die Einheimischen haben das Sagen – wir müssen uns unterordnen

In vielen verschiedenen Anekdoten kommt die Ablehnung durch Einheimische zum Ausdruck. Die in ihrem ehemaligen Dorf anerkannte Bauernfamilie, mit ansehnlichem Besitz, ist nun zum Bittsteller geworden und darf kaum Ansprüche stellen. Etwa als sein Beil bei der Beschaffung von Feuerholz konfisziert wird, ist der Vater – zu Hause vor kurzem noch Eigentümer einer modernen Landwirtschaft und Kirchenvorstandsmitglied – auch erniedrigenden Erfahrungen ausgesetzt; dabei hat der 65-Jährige einen Großteil der Verantwortung für die jungen Familie übernommen. Aus Gretas Erzählungen geht hervor, dass dem Vater viele organisatorische Aufgaben obliegen, wie Beschaffung von Lebensmittelkarten und zusätzlicher Lebensmittel, dazu Pflege der Pferde und der Kutsche. Häufig hatten andere Flüchtlingsfrauen neben der Sorge für die Kinder auch noch alle andere Verantwortung zu tragen, da keine belastbaren Familienmitglieder zur Verfügung standen. Für Greta ist die Gegenwart der rüstigen und tatkräftigen Eltern sicherlich eine Entlastung. *„Und in O. bei Z., dort haben wir eben –.. dort war unsere letzte Station, dort ging's nicht weiter, niwa. Und dort war so eine kleine Landwirtschaft, die Leute hatten nur einen Ochsen, so zum Ziehen, die hatten kein Pferd nicht, und der Mann war auch im Krieg, da hat dann auch mein Vater bei der Frau –.. ich kann ihnen sagen: mein Vater, daheim vier Pferde und 20 Stück Rindvieh und dort musste er mit dem Ochsen –.. er war ja nun auch 65, das ganze Leben gearbeitet, niwa und dort, da tat er eben der Frau auch helfen, er hätte ja auch gern den Pflug genommen, nein, den tat sie halten, und der Opa, niwa, und ich muss mit dem Ochsen –.. ((mit Lachen in der Stimme bis *)) die sind doch so störrisch, als wenn man Pferde nimmt. Und das hat ihn immer so geärgert (*). Ja, was wollt' er denn machen ...“(4; 3/6–16). – „... wir hatten ja auch zum Feuern und so nichts, niwa, da hatte mein Vater, denken'se, der hatte sich von zu Hause so ein kleines Beil mitgenommen und da wollte er dort im Busche das Dürre abhauen, da kommt der Pächter und nimmt so 'nem Flüchtling die Axt weg. Da sagt er, ich hätte doch hier den Baum nicht umgefällt und nichts, ich tu mir doch bloß hier ein paar Ästel zusammen und so, dass mir uns ein bisschen was kochen können, das kann sich so niemand denken; nuja, da kam er so ((gedehnt)) traurig heim, der Papa, dass der das hat nun weggenommen“ (4; 6/26–33).* Nachdem Gretas Mann Heinz die Familie aufspürt, ziehen alle nach Or., mehrere Familienmitglieder können sich gegenseitige unterstützen und innerhalb der Familie Entlastung schaffen. Sicher haben sie sich die Unterbringung in dem Ort, wo man sie zur Feldarbeit aufgrund der Pferde, die sie mitbringen, dringend benötigt, anders vorgestellt; enttäuscht müssen sie primitiv in der ehemaligen Kriegsgefangenenunterbringung wohnen.

„Nuja, da kamen wir dann hier an in Or. und da kriegten wir –.. da kamen wir dort in ein

Haus, links dort beim Schloss, da wohnen, glaub' ich, heute noch Leute, dort rein, dort waren die Gefangenen gewesen, die Fenster noch mit Stacheldraht zu, und meine Mutter, die fing an zu weinen. Da sagt der Heinz bloß, in einer Viertelstunde ist das alles weg, da hat er sich so eine Zange geholt und da, drei Fenster waren dort, hat er den Stacheldraht abgemacht, niwa, und da hatten wir auch (...) kein Bett; für die Oma und Opa, da haben wir wohl dann zwei besorgt“ (4; 7/23–31). – „Ich bin in die Gärtnerei gegangen, nuja, da kriegste auch mal einen Kohlkopf, aber der Gärtner, der gab auch mal eine Kiste, soviel, so Tomaten dabei, so braunfleckige, da blieb immer nicht viel übrig, aber es war eben schon für uns wichtig –.. aber da muss ich sagen, gehung –.., Hunger haben wir nicht kennen gelernt“ (4; 8/4–18).

Greta spricht im Folgenden von anderen Vertriebenen, denen verwehrt wurde, nach Kriegsende wieder nach Hause zu gehen, wahrscheinlich vergleicht sie die Situation mit dem Ersten Weltkrieg, als Deutsche, die nach der Grenzverschiebung nicht mehr in Deutschland lebten, trotzdem weiter in ihrer Heimat wohnen konnten. Für ihre Familie schließt sie eine Rückkehr aus, da sie sowieso annimmt, die ehemalige Stellung als eigenständige Bauern zu verlieren. „... und die [Vertriebenen] wollten alle nochmal heim, das gab es ja noch nie, dass ein ganzes Volk rausgeschmissen wurde und überhaupt niemand –.. zumindest konnten sie dann heimfahren. Wir hätten es ja auch schlecht gehabt bei den Polen, wäre uns nicht gut gegangen, denn in unsere Wirtschaften hätten –.. wären wir auch bloß Arbeiter gewesen“ (4; 9/40–44).

Weil sie vermutlich eine Rückkehrmöglichkeit ausschließt, bewirbt sich die Familie sofort um Bodenreformland. Da sie Bauern und Bäuerinnen sind, ist Landbesitz eine Möglichkeit, um an das bisherige Leben, wenn auch auf einfacher Stufe, anzuknüpfen und ihr Leben ein Stück weit in gewohnter Form weiterzuführen. Da sie eine Flüchtlingsfamilie sind, wird ihnen nur Land angeboten, das andere Bewerber und Bewerberinnen aus dem Dorf ablehnen. Für Familie Krämer ist es dennoch ein Glücksfall, da sie als Verband dreier Familien insgesamt 15 zusammenhängende Hektar erhalten. Ähnlich wie bei der Verteilung des Landes ist es auch bei der Ausgabe der Tiere, Einheimische werden bevorteilt. Als Heinz daraufhin bei einem einheimischen Neubauern, der eine Milchkuh erhalten hat, Milch kaufen will, bekommt er eine höhnische Antwort. Greta ist heute noch wütend darüber, hat aber nie ihre berechtigte Kritik dem engstirnigen Bauern nahe gebracht, sondern hält sich zurück und ist weiter freundlich – das ist ihre Strategie, mit der einheimischen verständnislosen Bevölkerung auszukommen und Konflikte mit ihr zu vermeiden. Unter dem Punkt „Strategie der Zurückhaltung“ werde ich noch weitere Beispiele aufzeigen. „... und da kriegten –.. jetzt kam, dass wir nun fünf Hektar hier, nun wir haben ja gleich

beantragt, und da sagte dann der Inspektor F. von Or., der hatte das so mit dem Verteilen, und da blieb eben hier in D., weil das oben blieb und das blieb übrig, da fragte der Inspektor, wollen sie nicht, ...“ (4; 8/42–45). – „Also, dadurch, dass wir hier wieder das Land kriegten, da will ich ihnen sagen, das wurde aufgeteilt, da war hier einer so ein großer Kommunist, der bei der Verteilung dabei war, da kriegten wir mit den drei Kindern eine Kalbe, die erst in vier, fünf Monaten kalben tat. Und er, der war –.. lebte bloß so mit einer Frau, ... die war eine freundliche Frau, und er gibt uns nur eine Kalbe, wir mussten ja die Milch für die Kinder kaufen, da kriegten wir ja auch noch Milchkarten, oder irgend so was und der nimmt sich zwei Kühe und die Mama sagt, sie hätte auch gerne mal eine Milchsuppe oder was gemacht, und da sagt die, frag doch mal den R., M., ob du mal kannst einen Liter oder zwei, dass wir mal eine Milchsuppe, wir brauchten ja die Karten für die Kinder alleine; und wissen Sie, was der gesagt hat zum Heinz? – die kannst du gar nicht bezahlen. Also, ((ärgerlich)) nun dem habe ich, ich, ich –.. nunja, man musste ihn ja grüßen, denn das hat ja keinen Zweck, die Leute irgendwie vor den Kopf zu stoßen, niwa. (.....) die Kanne mitgenommen, dass der Opa und die Oma auch e´mal –.. ((pathetisch bis *)) ha, die kannst du gar nicht bezahlen. Ach, ich habe gedacht, das gibt’s doch nicht (*). Aber trotzdem, wir haben eben weiter gegrüßt, wie man so sagt, vergeltet nicht Böses mit Bösem. Weil wir eben bissel christlich waren, ich kann nicht klagen, wir wussten schon, dass die nicht viel für uns übrig haben, und die Leute haben das auch nicht verstanden, niwa, ... “ (4; 10/21–40).

Wie bei zwei vorhergehenden Interviews ist die Ablehnung der Flüchtlinge und Vertriebenen bei Heiratswünschen abzulesen. Aufmerksam registriert Greta die Abwehr der Altbauerinnen und Altbauern und wie man sie mit „die von da hinten“ stigmatisiert, das verletzt Greta sehr. Noch zehn Jahre später wird sie von einem älteren Nachbarn gefragt – sie haben längst den Neubauernhof gebaut – wann sie denn wieder nach Hause gehe. Greta erzählt noch heute fassungslos, mit welchem Desinteresse und welcher Unkenntnis die Einheimischen ihrem Schicksal gegenüberstanden. „Bei L.s war eine Dienstmädel, bei S. war die, nicht bei L., die kam von hinter der Neiße, was die Polen nahmen, und die hatte angefangen, Kindergärtnerin zu lernen, die hat dort angefangen zu arbeiten. (...) –.. der hatte sich mit der –.. nuja, dass er die heiraten wollte. Nu, und die sollten doch niemanden von dort hinten heiraten, die Bauern und so, die sollten ja bloß –.. also, das war ganz schrecklich, weil der die geheiratet, wurde er enterbt, denken sie mal, und da hat der hier –.. der durfte den Hof daheime nicht übernehmen, (...) Die erste Zeit hat die doch noch –.. weil die dann ein Kind kriegte und da war ja die Schwiegermutter und die haben keinen Pfennig Geld gekriegt, die haben kaum, dass die mit dem Kinde –.. und

da dann das zweite zwei Jahre später und jedenfalls, die hätte das dort nicht ausgehalten, wenn er –.. die waren eben so hässlich, niwa. Die war eben die von dort hinten. Die haben uns immer bloß von dort hinten ange –.. ((weitere Beispiele, wie Umsiedler „von dahinten“ bezeichnet werden)), so wurden wir eben eingeschätzt, weil kein Mensch Ahnung hatte, was Schlesien überhaupt für ein Land war, niwa. Wer hat sich um Schlesien gekümmert, aber das war, damals, das war die Kornkammer von Deutschland, Schlesien, niwa“ (4; 12/1–19). – „Und da sagt der Herr B. damals, ihr wollt wohl überhaupt nicht mehr heim? ((holt tief Luft)) So eine Vorstell –.. als wären wir alleine Sch –.. der hätte mal, die vier Wochen, als wir schon den Befehl hatten –.. und in Angst und Schrecken dran gedacht haben –.. wenn wir sollen fort machen und keiner zuckte ja, nicht einer hat gesagt ...“ (4; 12/25–29).

Der Zusammenhalt der Familie ist das Wichtigste

Eine Strategie mit der Krisensituation der Flucht zurechtzukommen, ist der besondere Zusammenhalt der Familie, auf keinen Fall sich trennen, lieber sich einer militärischen Gefahr gemeinsam aussetzen. Wie beispielsweise bei der Bombardierung von Chemnitz in der sich die Frauen entschließen, nicht in die Luftschutzkeller zu gehen, sondern mit bei den Wagen zu bleiben. Allein mit den kleinen Kindern zu überleben, schutzlos ausgesetzt zu sein, ist für Greta die schlimmere Vorstellung. „Jedenfalls –.. da bin ich ja mit der Mama, wir haben gesagt, wir gehen nicht in die Keller, wenn hier oben der Papa oder der Hansi, wenn die hier mit den Bomben getroffen werden, wo wollen wir denn mit den drei Kindern hin? Entweder gehen wir, niwa –.. so haben wir ja oft einmal den Tod vor Augen gehabt. Da sind wir nicht mit in die Keller gegangen. Aber da wir in dem Wagen die Fenster hatten, da haben wir gesehen, wie so die Bomben immer runterfielen. Und da kamen die anderen Leute so alle aus dem Keller hoch, aber der ganze lange Treck – die Kutscher, die Männer, die waren ja alle oft draußen. Und das sagten wir, die Mama und ich, das war so meins gleich, ich sag‘, Mama, wir gehen mit den Kindern nicht in die Keller, wir haben ja dann niemanden, der uns fortbewegt. Da ist es doch besser, wenn tatsächlich etwas passiert, da sind wir noch hier, niwa“ (4; 4/8–19).

Auch beim Neuaufbau der bäuerlichen Existenz in Sachsen setzt die in Schlesien weniger eng verkehrende Familie auf Zusammenhalt und gegenseitige Unterstützung. Landwirtschaftliche Geräte und Zugtiere werden gemeinsam genutzt, die Äcker gemeinsam bestellt, so kann die Familie ein Stück weit die Nachteile, die sie gegenüber den Einheimischen hat, kompensieren. Durch Kenntnisse in der selbständigen Führung einer Landwirtschaft sichern sie sich die erfolgreiche Bewirtschaftung. Die Elterngeneration übernimmt nochmal, wie in jüngeren Jahren, Verantwortung für den Erhalt und das Wohl

der Familie und bereitet so den Start für die noch in Kriegsgefangenschaft weilenden Söhne vor, indem sie Bodenreformland erwerben und bewirtschaften. Ebenso unterstützen sich die jüngeren Familienmitglieder gegenseitig. Wie zu biblischen Zeiten heiratet Gretas Bruder die Frau seines gefallenen Bruders.

„Und da war das eben, weil hier in D. da ist doch der Gutsberg, das sind 15 Hektar und da hätten wir schon zehn genommen und die Mutter, die tat ja auch siedeln, vom Heinz, weil da die beiden Töchter, die waren ja auch verheiratet“ (4; 9/12–15).

„Wir hatten ja die zwei Pferde und die Mutter nahm dann ein Pferd zu sich hinten und wir hatten ja zehn Hektar, aber wir haben ja alles zusammen gemacht“ (4; 9/31–33).

„... wir waren Bauern und deswegen ist es uns auch geglückt, so wie bei meinem Bruder drüben, wo der dann von Frankreich heimkam, der hat das übernommen, der hat dann meine Schwägerin geheiratet, niwa. Wir haben ja immer gesagt, die M. wird mal einen Mann kriegen, aber ob die für die Kinder einen Vater kriegt, ist eine andere Sache, niwa. Naja, es war auch schwer, die hatten dann zusammen noch mal einen Jungen und ein Mädels, die hatten nun viele Kinder und wenn er heimkam, das machen und das, wie's eben so war. Die haben dann 52 geheiratet, niwa und da haben die dann dort drüben gebaut ...“ (4; 11/15–23).

Strategie der Zurückhaltung

Auffällig im Verhalten Gretas gegenüber den Einheimischen ist ihre besondere Zurückhaltung, auf keinen Fall will sie eine Konfrontation eingehen, geschweige sich etwas zu schulde kommen lassen, wie es hier am Beispiel des unschuldig verdächtigten Diebstahls bei ihrer Anstellung in der Gärtnerei zum Ausdruck kommt. *„Ich weiß immer noch, da hatten sich ein paar Frauen, die taten sich eben was mausen, und da hatten die so einen Korb, solche Huckekörbe, und der Gärtner guckt nach, da hatten die Krauthedel so. Und bei mir hatten sie auch eins hingelegt, da sagt er, sie auch? Und ich habe angefangen zu heulen, ich sage, ich habe in meinem Leben noch nichts genommen und den Kohlkopf habe ich nicht bei mir hierher gelegt. Und da sag ich, wer ist denn das gewesen, da haben sie gesagt, wir haben dir halt auch einen hingelegt. Also, ich war ja nun immer schnell beim Wasser dabei, habe ich geweint, in meinem Leben habe ich noch nicht so viel weggenommen, ich hab' den nicht dorthin gelegt, sag ich zu dem Sch., achnaja; das war nun Schluss dort“ (4; 8/21–31).*

Greta empfindet, dass ihre Meinung nicht gefragt ist. Es ist ihr aber sehr wichtig, ein gutes Auskommen mit den Einheimischen zu haben, sie behält deshalb ihre Forderungen, vielleicht auch ihre Ideen für sich und achtet auf einen äußerlich freundlichen Umgangston. Dieses Verhalten behält sie bei, auch die nivellierende Kollektivierung ändert daran

nichts. „Als wir einzogen hier am 1. September, da sagten die uns, na warte ab, die vier ((Aufzählung der ansässigen Bauern)), die wollen immer Recht haben, so ungefähr. Und wir haben mit allen vieren die ganzen Jahre kein böses Wort und nichts –.. auch nicht mit den alten B.s, die Frau hat den Kindern manchmal auch mal was zuge –.., die waren wirklich gut zu uns, und die Frau J., wir haben ja dann später auch auf der LPG zusammen gearbeitet, den musste man eben Recht geben, so, niwa, dass wir eben wollten was behaupten, niwa, da haben wir eben gesagt, ... ((erleichtert)) ach, Schwamm drüber“ (4; 11/38–12/1). – „... ich will einmal sagen ((lacht kurz)) so über andere und so was –.. und das war mein Mann seine Rede, ach G., was geht's uns an. Der hörte sich so was, auch wenn er so über andere –.. erstens so über unsere –..scheinbar so durch unsere, weil wir ja so viel mit uns selber zu tun hatten gehabt die ganzen Jahre, dieser Aufbau“ (4; 12/44–13/3).

Greta hat Bedenken, von anderen als Angeberin abgestempelt zu werden, wenn sie über ihren heimatlichen Besitz spricht; lieber sagt sie dann gar nichts. Stets beschreibt Greta ihr Verhalten als bescheiden und freundlich, vielleicht soll es neben dem Auskommen auch Anerkennung schaffen? Überhaupt scheint man mit Einheimischen wenig in engen Kontakt getreten zu sein, man kümmert sich um sich selbst, es gibt ja auch genug zu tun. Auf keinen Fall mischt man sich ein. Bei den Einheimischen scheint kein Interesse für die Vertriebenen zu bestehen, deshalb erklärt man sich auch nicht: „... die können es eh nicht verstehen“. „... also, das kommt auf die Leute auch mit drauf an, die waren ja auch gestresst, wir waren gestresst und wenn eben –.. man hat eben die Leuten dann doch gelassen auch hier, wenn hier manchmal –.. die J. hat sich so aufge –.. erstens hab ich gar nichts dazu gesagt, wenn so hat über andere und so, da hat man eben –.. aber, wie es eben ist, nie so gekümmert um andere, weil wir erst mit uns selber zu tun hatten und den, wenn sie tatsächlich, da hat man gesagt, die können eben nicht dafür, die können das nicht begreifen, ni, so war unsere Einstellung, aber woanders eben andere Leute, die sich nun dann wollten nun behaupten. Glauben sie, ich hab mich gefürcht' dass man hätte gesagt, dass der Papa, dass wir eben – der Vater ... 30 Hektar hatte und so; weil es gab auch welche, die taten aufschneiden, also wie man macht, mehr sein als gewesen ist. Da weiß ich, der Papa, der hatte auch so die Feuerpolicen und so mit, die gingen ja nach dem Wert von den Gebäuden, das musste er ja alles auf der Gemeinde geben, was er an Geräten und so, dass war schon allerhand, weil er einen Binder hatte und einen Heuwender und so alles, da haben die gestaunt, was das für'n Wert hatte, niwa. Aber wenn ich da hab, wenn sie eben so sagten –.. das hat man manchmal gehört, das sie eben dann so sagten, ob das eben so stimmt, was ich –.. da hab' ich manchmal gedacht,

wenn ich der nun sag', wir hatten vier Leute, niwa und die vier Pferde und die Kühe und die Schweine und alles, da hab ich mich also gar nicht –.. da denken die, vielleicht man tut aufschneiden, wenn, niwa. So war das, da hat man sich ein bisschen zurückgehalten ...“ (4; 13/20–42).

Gretas Vater kann nicht nur in der Landwirtschaft an dem anknüpfen, was zu Hause sein Lebensinhalt war, sondern sich auch im gesellschaftlichen Dorfleben einbringen. Schon kurz nach der Ansiedlung (genaues Jahr ist nicht bekannt) wird er im Kirchenvorstand aktiv, wie in seiner schlesischen Heimat. Wie aktiv er dort mitgestalten kann, davon berichtet Greta nichts. Als ihr Vater altersbedingt ausscheidet, werden Greta und auch ihre Schwägerin in den Kirchenvorstand gewählt. Schon diese Tatsache lässt vermuten, dass die Kirchgemeindemitglieder die Familie Krämer als wichtige, dazugehörige Kirchenmitglieder wahrnehmen. Greta beschreibt ihre Meinungsäußerungen im Kirchenvorstand als zurückhaltend. Im Gegensatz dazu steht ihre fordernde Schwägerin. „... ich war ja dann, wo der Papa hat aufgehört, da bin ich doch dann in den Kirchenvorstand gegangen und dann, auch hier meine Schwägerin, da sind wir beide, da waren wir vielleicht, ich will einmal sagen so zehn Jahre waren wir auch im Kirchenvorstand, dann war es aber so; ... –.. Also meine Schwägerin, also ich hab ja immer nicht so viel gesagt, aber die, was der mal so nicht passte, die tat auch einmal ein Wort sagen, niwa. Da hat sie sich manchmal so mit dem Fl. ((Kirchenvorstandsvorsitzender)), also was so ihre Meinung –.. aber auf die Weise bin ich eben dann noch zurückhaltender“ (4; 14/1–9). – „... aber ich sage Ruhe und Frieden und ich habe auch so mit niemandem – und jedem eben verziehen, guck nicht hin, an das hab ich immer viel –.. auch mein Mann, wenn er immer den G. sah –.. das geht mich nichts an, lass die G., lass die, wenn er dann gesagt, das und das hat dem nicht gepasst. Und da hat man eben, wie wir sagen, ein ruhiges Leben gehabt, mit denen hier“ (4; 14/21–25).

Mir stellt sich die Frage, welche Umstände werden zu dieser Strategie geführt haben? Ist Greta eventuell schon in ihrer alten Heimat Auseinandersetzungen eher aus dem Weg gegangen? Hat die ablehnende Aufnahme ihrer Familie in Sachsen dieses Verhalten hervorgebracht? Zumindest ist bei Greta zu spüren, dass Erinnerungen an verletzende Verhaltensweisen und Redensarten der Einheimische noch sehr präsent sind und dass sie manchmal auch gern etwas erwidert hätte. Mir gegenüber erwähnt Greta nur selten den konkreten Anlass, sondern eher diffus „es wurde über andere ..., denen musste man Recht geben“. Es könnte darauf hindeuten, dass Greta diese Erlebnisse noch nicht gut verarbeitet hat. Sie selbst sieht aber ihr Ziel, in Ruhe und Frieden zu leben, erreicht.

Text- und thematische Analyse im Nachfrageteil

Im Nachfrageteil werden als zusätzliche Themen die Kollektivierung (4; 22/7–23/24), ihr beruflicher Werdegang in der LPG (4; 23/26–24/13) und der Tod naher Familienmitglieder thematisiert (4; 24/14–42).

Belastungen hatten auch die Einheimischen — die Vertriebenen, die kaum etwas mitnehmen konnten, hatten es besonders schwer

Auf meine Frage nach Reaktionen der einheimischen Bevölkerung, spricht sie allgemein, dass es auch auf das Verhalten der Vertriebenen ankommt, wie sie aufgenommen werden und bringt ein negatives Beispiel, als sie nicht politisch korrekt grüßen und vom Kreisbauernführer angeherrscht werden. Bis zur Kapitulation bestand in unbesetzten Teilen Deutschlands die Gefahr, wegen Nichtigkeiten sein Leben durch die Verurteilung in Standgerichten zu lassen.

„Das kommt auf die Leute, wie man sie anspricht, niwa, so kommst zurück, wie man in den Wald rein. Bei einem bloß, ich mein, wir sagten dann nu nicht mehr „Heil Hitler“, wenn wir dort abends ankamen, da sagten wir „Guten Abend“ und dort das war der Kreisbauernführer und wir sagten eben auch „Guten Abend“ und die bläkten uns entgegen „Heil Hitler“, niwa. Und da hatten wir schon ver ..., sonst im Allgemeinen, entweder sie haben ja nun schon, wenn wir hier mit drei solchen kleinen Kindern ankamen. Da war die schon nu vielleicht bedient und haben gesagt, die haben was hinter sich, niwa. Also, das mir hätte da jemand, also das war nur das eine mal“ (4; 16/44–17/7).

Greta kommt wieder auf den Geburtstagskuchen für die Zwillinge zu sprechen, für sie das gute Beispiel an sich. Sie richtet dann ihren Blick auf die Einheimischen, für die der Durchzug ebenfalls eine Belastung bedeutet. Die Vertriebenen, die fast ohne Habseligkeiten unterwegs sind, bedauert sie, im Vergleich wertet Greta deren Schicksal schwerer als das eigene. *„... ich sag ja auch die Frau, die uns hat Kuchen gebacken, das wir –.. es war ja so, die Leute waren auch gestresst, da waren wir ja nicht die ersten Flüchtlinge, die kamen und jeden Tag ging es weiter, niwa. Das konnste ja denen nicht –.. und so ich will einmal sagen, wie wir, weil wir ja nun die erste Zeit ja noch so Essen hatten. Die Leute und so die sind mit dem Handwagen, so bloß, die waren ja angewiesen, dass sie dann auch –.. wir hatten dann vielleicht noch so das bisschen Brot, ...“ (4; 17/16–22).*

Im Verhältnis zu anderen Vertriebenen geht es Greta durch die Zuweisung von Bodenreformland und geschickte Bewirtschaftung materiell schnell besser, sie kann dann vielleicht selbst nachfühlen, wie die Einheimischen bettelnde Vertriebene als Belastung empfinden, obwohl sie deren Not kennt. *„... meine Freundin, die ich hatte hier, meine Schulfreundin – durch Zufall kommt die auch in Nr., wo wir wohnten. Und ich will runter gehen, da treffen*

wir uns, die war in F. verheiratet, so ein Zufall, niwa. Und wie die sich gefreut hat, naja, da hat man wieder einen auf ((leise bis *)) dem Halse, Brot und paar Kartoffeln und ein bisschen Milch oder was wir mitgaben* ...“ (4; 17/29–34).

Wir halten zusammen, gemeinsam schaffen wir es

Als ich mich speziell nach dem Verhalten der Einheimischen im Ansiedlungsort erkundige, geht sie nicht direkt darauf ein, sondern unterstreicht den familiären Zusammenhalt, dass alles Hand in Hand ging und der Neuanfang nur dadurch so gut zu schaffen war.

„Dort haben wir mit niemanden –.. ich bin ja in die Gärtnerei gegangen – ich hab gerade mit den Leuten, drei vier Frauen, niwa, mit den anderen Leuten gar keinen Kontakt, gar niemanden, ne. Ich ging arbeiten und die Mama, die ging früh; die Kleine, die hat ja dann die Mama versorgt, niwa. Da ist die mit dem Kinderwagen und rechts und links, die anderen beiden konnten ja schon laufen, die haben sich angepackt und da fuhr die zum Kindergarten, der war doch, wo früher der Frisör war. Und da fuhr die Mama mit den Kindern, da hat sie sie fortgeschafft und dann nach Mittag –.. das war ja nu ein Glück, denn ich alleine, ich hätt‘ es können machen, aber so, da hab ich ja ein paar Mark verdient. Wir mussten dann ja auch was verdienen, niwa“ (4; 20/25–34).

Gemeinsam sind auch Entscheidungen von größerem Ausmaß besser zu tragen, wie bei der Kreditaufnahme für den Neubauernhof, dessen Entscheidung sich bald als richtig erweist. „Wir haben Geld gekriegt, also hier Kredit, sagte bloß der Papa, wie wollt ihr 15.000 zurückzahlen, von fünf Hektar, sagte Heinz, das wird sich schon ergeben. Wir müssen anfangen. Wir müssen uns ja eine Bleibe schaffen, da war mein Vater, der hätte den Mut ne mehr alleine gehabt, niwa. Und naja und da wir haben’s ja doch geschafft. So, wenn ich noch so dran, ich weiß immer wie er immer so sagte, wie wollt ihr das zurückzahlen, von fünf Hektar, weil wir mussten ja auch das abgeben. Ich mein die ersten Jahre, ich mein, wer was übrig hatte, der konnte ja vielen für teures Geld was verkaufen, niwa. Aber wenn eben nichts übrig blieb –.. Und da war eben mein Mann so zuversichtlich, also er war ja nun noch jung mit 30 Jahren, der hat eine andere Auffassung, als wie der Opa –.. und das war ja das Geld, niwa. Das war was anderes das Verhältnis zum Gelde als heute –.. 1000 das war eine riesige Summe, niwa. Und der Opa, aber der Heinz hat gesagt, das wird schon. Und wir hatten ja auch Glück, niwa. Und wir haben gearbeitet auch mit dem Kopf eben, war nicht bloß das so eins so handwerklich, man musste das ganze mit dem Einteilen und was am meisten wieder brachte und dann so das angebaut und da sind wir nun da so schon durchgekommen. Deswegen, wenn da hier was würde gemacht, wenn da der Herr B. so sagte: „Ihr wollt wo überhaupt nicht mehr heim!“ (4; 21/20–38).

Bis in die heutige Zeit wird die gegenseitige Unterstützung im Familienverbund gelebt,

ablesbar an der Betreuung der alten, bedürftigen Familienmitglieder. Professionelle oder fremde Hilfe wird nicht in Anspruch genommen.

Die Vertreibung holt mich immer wieder ein

Auf meine Abschlussfrage, wie sie das Gespräch empfunden hat, erwähnt sie, dass die traumatischen Erlebnisse sie immer wieder einholen, gerade zu den Jahrestagen oder anlässlich des Interviews leben die Erinnerungen an die Flucht wieder auf, viel stärker als in früheren, arbeitsreichen Jahren, und bereiten ihr schlafarme Nächte. Wenn sie an das Geleistete denkt, ist sie aber auch mit Stolz erfüllt und sicher, nur göttlicher Schutz hat alle überleben lassen. *„Da kam das alles wieder hoch, ne. Nu war jetzt hier erst der achte Februar gewesen, da hat man sich so nicht mehr, ich mein‘, man hat manchmal dran gedacht. Die ganzen Jahre, sind ja nun 64 Jahre her, dass wir eben fort waren, stimmt doch? – 45 und jetzt haben wir neune, ja. Und da hab‘ ich doch eben, da kam das alles wieder hoch ((lacht)). Ich mein‘, wie haben wir das alles so gemeistert? Ich mein, mit der Hanna, da gab es schon was Fertiges zu kaufen und das musste ich dann bei den Leuten aufwärmen; wir mussten auch dann einmal –.. eine Pause mit den Pferden, da musst‘ ich sehen, dass wir was Warmes für die Hanna – die beiden Großen, die konnten ja dann schon was anderes essen, niwa. Da hab ich immer gesagt, wie wir das alles, als ich, die sollen sagen, wie sie wollen, aber wenn Gott uns nicht behütet hätte, da hätten wir’s eben nie geschafft. Aber als wenn ‘de sagst, hast eben einen Schutzengel gehabt, niwa. Und so viel, was eben hätte anders können ablaufen, dass man hätte können umkommen, aber es hat nun eben sollen sein und dass man das hat alles durch und bis zum heutigen Tag (...) da hab ich jede Nacht, also ich dachte, nu verrückt, aber nu dann war ich ja doch eingeschlafen. Aber das kommt sowieso, wenn eben solche Tage und man denkt dran, aber so wie jetze, nu das war nun aktuell, dass man nun sollte sich einmal daran erinnern“ (4; 25/12–33). – „Das war manchmal die ganzen Jahre wie, wie überdeckt, niwa. Weil wir eben viel neues, die Kinder und hier nun“ (4; 26/2–3).*

Wenn ich in Gretas Erzählung den Fokus auf das Zusammenleben mit den Einheimischen setze, fallen mir zwei immer wiederkehrende Strategien auf, einmal der enge Zusammenhalt der Familie, der die Familie scheinbar unabhängig macht von den einheimischen Bauern und Bäuerinnen und Gretas Zurückhaltung gegenüber den Einheimischen, die bei ihrem Mann ebenfalls vorhanden zu sein scheint, nicht aber bei allen anderen Familienmitgliedern.

5.3.5 Gegenüberstellung der Interviews

Im dritten Auswertungsschritt vergleiche ich die Interviews miteinander.

Nach einer Zusammenfassung der einzelnen Interviews, möchte ich einerseits die Aussagen zu Aufnahme und Ansiedlung der Einheimischen gegenüberstellen sowie die der Vertriebenen, und auch die Themen beider Gruppen in Beziehung stellen und daraufhin überprüfen, ob es Gemeinsamkeiten gibt. Wird in den Interviews ersichtlich, ab wann von einer Zugehörigkeit der Vertriebenen zur Dorfgemeinschaft ausgegangen werden kann?

- **Sichtweise der Einheimischen**

Bei Ella Worm finde ich die ambivalente und abwehrende Haltung der einheimischen Dorfbevölkerung gegenüber den Flüchtlingen und Vertriebenen.

Einerseits werden in ihrem Elternhaus stetig Menschen aufgenommen und von ihrer Mutter mit Lebensmitteln versorgt, aus Ellas Sicht williger als bei einigen anderen Bauern und Bäuerinnen. Im Fortgang der Erzählung kommt aber immer stärker die Belastung, die die Flüchtlinge und Vertriebenen für das Dorf darstellen zum Ausdruck. Den eigenen Haushalt will man wenig mit den zahlreichen Kindern der Vertriebenen belasten. Auffällig ist, dass Flüchtlinge und Vertriebene kaum individuelle Züge tragen und eher als unpersönliche Fremde, eventuell sogar als „Plage“ („das hält keiner mehr aus“) empfunden werden. Vor allem erwachsene Einheimische stehen abwehrend den Fremden im Dorf gegenüber und wünschen keine Durchmischung der Kernbevölkerung durch Partnerschaften. Aus der unpersönlichen Masse treten die Vertriebenen heraus, die erfolgreich gesiedelt haben und wie die Familie Worm den erfolglosen „Kampf“ gegen die Kollektivierung antreten. Bei diesen Vertriebenen findet der zweimalige Verlust des Besitzes besondere Beachtung.

Im Bezug auf die Annäherung der Einheimischen und Vertriebenen spricht Ella den glättenden Faktor der Zeit an, der langsam die Abwehr abbrechen lässt. Auch scheint unter den jüngeren Einheimischen die Abneigung geringer zu sein, was sich in Hochzeiten äußert. Ihre These, dass Not die Menschen zusammenschweißt, finde ich in ihrer Erzählung nicht im Bezug auf die Flüchtlinge und Vertriebenen bestätigt, Beispiele dazu liefert sie eher mit familiärem Bezug.

Ellas Erzählen über ihre Beziehungen zu den Vertriebenen finde ich blass und allgemein, im Gegensatz zu ihrer Darstellung des erzwungenen Eintritts in die LPG.

In Gitta Feldings Erzählung lassen sich unterschiedliche Sichtweisen erkennen, wie sie Aufnahme und Ansiedlung von Flüchtlingen und Vertriebenen erfahren hat und welche Auswirkungen auf ihr Leben sie dem beimisst.

Für Gitta ist es zum einen die Verlusterfahrung entgangener Schulbildung, für die sie das

stete Eintreffen der Flüchtlingskinder und die Unterrichtsausrichtung an deren Wissenstand verantwortlich macht. Zum anderen wertet sie sich, ihre Familie, aber auch verallgemeinernd die einheimischen Familien mit gradueller Abweichung als gleichgestellt gegenüber den Flüchtlingen und Vertriebenen. Sie betont dies mit unterschiedlichen Beispielen und der Formulierung, dass alle bei Null anfangen. Teilweise sieht Gitta sogar eine stärkere Benachteiligung ihrer elterlichen bäuerlichen Familie durch erhöhtes Abgabesoll als Großbauern gegenüber „Umsiedlerbauern“. Dagegen nimmt sie aber auch wahr, wie angepasst und bescheiden die Vertriebenen im elterlichen Bauernhof leben, verbunden mit dem wirtschaftlichen Nutzen als billige Arbeitskräfte. Da Gitta mehrmals bekräftigt, dass ihr so gar nichts Negatives über das Zusammenleben einfällt, könnte das ein Hinweis sein, dass sie dieses Negative nicht anschauen möchte und daher negiert. Auch bei Gitta kommt einmal die Behauptung, dass die Not die Menschen zusammenhalten lässt.

Gitta entdeckt aber auch positive Aspekte in ihrem Leben, die mit der Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen verbunden sind, wie das Eintreffen anderer Kulturen im Dorf, in Familie und Kirchgemeinde, die für Gitta eine Bereicherung darstellen. Als einzige Erzählerin setzt sie den von Deutschland geführten Krieg in den Zusammenhang mit der Vertreibung.

Mit dem Verlassen des Elternhauses durch die Berufsausbildung scheint sich die besondere Beachtung des Zusammenlebens mit den Vertriebenen zu verlieren.

Beide Interviewpartnerinnen aus der einheimischen Bevölkerung möchten positive Geschichten über ihre Familien im Bezug zur Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen erzählen. Eventuell steht deshalb die Hypothese Not lässt Menschen zusammenhalten in beiden Interviews sozusagen als ein Wunsch der Bevölkerung?

In ihren Erzählungen gewinnen im Zusammenleben mit den Vertriebenen die eigenen Verluste Erfahrungen, die Belastungen durch die Einquartierungen eine größere Bedeutung. Im Gegensatz zu Frau Worm konnte Frau Felding für sich auch bereichernde Einflüsse durch die Vertriebenen festhalten.

- **Die Sichtweise der Vertriebenen**

Im Interview von Johan Werner ist deutlich die enge Bindung zu seiner Mutter sichtbar, für die er einen wichtigen Gesprächspartner darstellt. Eventuell versucht Frau Werner mit dem Reden über ihre Vergangenheit und erlittenen Verluste ihr Schicksal zu bewältigen. Durch die Weitergabe der Erlebnisse von Frau Werner erfahren wir von ihren ambivalenten Aufnahmeerfahrungen, wie sie einerseits allein mit drei kleinen Kindern Ablehnung der einheimischen Bevölkerung erfährt, andererseits durch eine Bäuerin, mit der sie die Erfah-

rung vom Verlust des Ehemannes nach dem Krieg teilt, Unterstützung, wenn auch nicht ohne Gegenleistung, und menschliche Anteilnahme erlebt und vielleicht damit durch eine anerkannte Person des Dorfes eine Öffnung hin zur ansässigen Bevölkerung ermöglicht wird.

Wichtig für den erfolgreichen Neuanfang, der ein Anknüpfen an das bisher selbständige Berufsleben in der Heimat ausdrückt, ist der Zusammenhalt und die stete Mitarbeit aller Familienmitglieder, denn auch nach dem Erhalt von Bodenreformland sind sie gegenüber anderen Bauern und Bäuerinnen durch weniger Besitz an Landmaschinen benachteiligt, deren Nutzung sie sich durch Arbeitsstunden einkaufen.

Johans Kindheit ist bestimmt durch beständig schwere Arbeit in der Landwirtschaft, wie andere Kinder zu spielen, ist ihm versagt. Er will seine Mutter unterstützen und ihr wie ein Erwachsener zur Seite stehen. Auch weiß er um die Last der Mutter, wogegen ihm seine eigenen Belastungen eventuell nicht so beträchtlich erscheinen. Es scheint ihm dadurch ausgeschlossen, seine eigene schwere Kindheit und Jugend als solche zu bezeichnen. Eine Nivellierung aller Bauern und Bäuerinnen wird durch die erzwungene Kollektivierung erreicht, für Johan eine Verlusterfahrung, da seine Zukunftspläne platzen. In der LPG stehen ihm aber schon bald neue Karrierechancen offen, die er strebsam nutzt. Mir scheint, als würde mit dem Eintritt in die LPG ein von seiner Mutter losgelöstes Leben beginnen, da sie kaum noch im Fortgang der Geschichte auftaucht und Johan aus seiner Perspektive erzählt. Es ist von da an keine Unterscheidung zwischen Vertriebenen und Einheimischen in seiner Erzählung mehr zu finden.

Obwohl Greta Krämer über die Aufnahme in Sachsen generell sagt, dass es kaum Schwierigkeiten gegeben hat, werden in ihrer Erzählung negative Erfahrungen benannt. Nach der Ankunft müssen sie sich an die einheimische Bevölkerung anpassen und unterordnen und haben keine Forderungen zu stellen. Neben dem Besitz ist auch ihre ehemals feste anerkannte Stellung im Dorf verloren.

Nach der erfolgreichen Bewerbung um Bodenreformland können sie ihr Leben ein Stück weit in gewohnter Form als Bäuerinnen und Bauern fortsetzen.

Der Zusammenhalt innerhalb der Familie wird verstärkt, gegenseitig übernehmen die Generationen füreinander Sorge. Dabei tragen die Eltern, die in Schlesien schon bald das Recht des Altenteils in Anspruch nehmen wollten, noch einmal wesentlich Verantwortung für die erwachsenen Kinder. Der Familienverbund scheint gegenüber Fremden relativ abgeschlossen, zumindest tauchen in der Geschichte keine engeren Bezugspersonen außerhalb der Familie auf. Bis heute spielt das Füreinander-Sorgen innerhalb der Familie eine zentrale Rolle.

Eine Öffnung nach außen und Zeichen der Integration stellt die Aktivität im Kirchenvorstand dar. Auch dies kann als ein Anknüpfen an der bisherigen Teilhabe am gesellschaftlichen Leben in Schlesien gedeutet werden.

Auffallend in Gretas Erzählung ist das zurückhaltende, harmonisierende Verhalten gegenüber der einheimischen Bevölkerung. Bei Meinungsverschiedenheiten mit Einheimischen hält sie sich zurück, sei es nun mit den Nachbarn und Nachbarinnen, den Arbeitskolleginnen, mit denen sie zusammen nach der Kollektivierung in der LPG arbeitet, oder im Kirchenvorstand. Sie geht möglichst keine Konfrontationen ein. Greta scheint diese Verhaltensstrategie ihr weiteres Leben beizubehalten. Auch die Verlusterfahrungen durch die Kollektivierung, die gemeinsam mit den Einheimischen erlebt werden, haben scheinbar auf das harmonisierende Verhalten keine Auswirkungen.

In den Erzählungen der Vertriebenen haben die traumatischen Erfahrungen der Flucht einen hohen Stellenwert innerhalb der Gesamterzählung, selbst wenn es wie bei Johan altersbedingt kaum eigene Erinnerungen sein können.

Bei beiden Vertriebenen ist der enge Zusammenhalt der Familien bezeichnend, der auf lange Zeit beibehalten wird. Die vor der Flucht beruflich selbständigen Familien büßen ihren in der alten Heimat erworbenen Stand ein, können aber durch den Erhalt von Bodenreformland an die selbständige Berufsausübung anknüpfen, was als eine Reparaturstrategie ihres Lebens gewertet werden kann und dazu beiträgt, in Sachsen heimisch zu werden. Die Kollektivierung wird als nochmaliger Verlust erlebt. Beruflich ist der Eintritt in die LPG nur für den jungen, nach Bildung strebenden Johan mit Aufstiegschancen verbunden. Bemerkenswert ist, dass – obwohl beide Familien bei der Aufnahme Ablehnung und Benachteiligung erfahren – sie generalisierend von einer guten Beziehung zu den Einheimischen sprechen.

Als ein gemeinsames Thema kommt bei allen Befragten die erzwungene Kollektivierung zur Sprache, wenn auch in unterschiedlicher Gewichtung je nach Betroffenheit. Die versuchte Weigerung, nicht der LPG beizutreten und schließlich die Verlusterfahrung bei der Zwangskollektivierung könnte einen verbindenden Effekt zwischen den selbständigen Bauern und Bäuerinnen haben. Aber auch die dadurch entstandene Nivellierung der Besitzstände unter der Landbevölkerung lässt die Differenzen zwischen Vertriebenen und Einheimischen aufweichen. Zu beachten ist, dass nur etwa drei Prozent der Vertriebenen von der Bodenreform profitierten und selbständig wurden. Deshalb kann dieses gemeinsame Erleben nicht verallgemeinert werden, da die meisten auf dem Land lebenden Vertriebenen sich in abhängigen Arbeitsverhältnissen befanden.

Gemeinsame Themen sind bei allen Erzählungen die materielle Not, die schwierige Abdeckung der Grundbedürfnisse am Ende und nach dem Krieg, subjektiv fühlen sich die Einheimischen fast den Vertriebenen gleich schlecht gestellt. Auch wenn das nicht so konkret angesprochen wird, habe ich den Eindruck, dass sich beide Gruppen in jeweils spezifischer Form benachteiligt fühlen, was die Abgrenzung voneinander eher verstärkt. Beide fühlen sich gewissermaßen als Geschädigte.

In den traditionell durch Abwehrhaltung gegenüber Fremden geprägten bäuerlichen Dorfgemeinschaften war mit erschwelter Integration zu rechnen und kommt in allen Interviews zum Ausdruck, beispielgebend ist die Skepsis bei Heiratswünschen. Von den Einheimischen wird das durch die Aussage untersetzt, dass ein Großteil der Vertriebenen in städtische Gebiete zieht – bedingt sicher auch durch bessere Arbeitsangebote – oder den Weggang in die BRD wählt.

Von beginnender Zugehörigkeit zur Dorfgemeinschaft würde ich vorsichtig bei beiden Vertriebenenfamilien sprechen, als sie selbst erfolgreich den Neubauernhof führen und ein eigenes Haus geschaffen haben. Einbindende Wirkung haben die Kirchgemeinden, auch wenn das nicht konkret benannt wird, beide vertriebene Familien sind kirchlich gebunden, Johan ist im Posaunenchor, bei Familie Krämer werden mehrere Familienmitglieder in verschiedenen Wahlperioden in den Kirchenvorstand gewählt, was eine aktive Einbindung in das Gemeindeleben bedeutet. Von der einheimischen Frau Felding wird das Hinzukommen der Vertriebenen in die Kirchgemeinde als Bereicherung gewertet.

Im Gegensatz zu anderen Beispielen von Vertriebenen aus der Literatur scheinen die Familien Krämer und Werner frühzeitig erkannt und angenommen zu haben, dass eine Rückkehrmöglichkeit nicht besteht.

Abschließend möchte ich bemerken, dass im Rahmen jeweils eines Interviewtermins sich nicht alle Tendenzen aufzeigen, die zur Integration führten, dazu wäre mehr Gesprächsraum nötig.

6 Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit verfolgt das Ziel, die Ankunft, Aufnahme und Ansiedlung von Flüchtlinge und Vertriebenen aus ehemaligen deutschen Ostgebieten in den sächsischen Gemeinden zu rekonstruieren. Dafür habe ich Fachliteratur und in einem zweiten Teil dieser Schrift auch Interviews mit betroffenen Vertriebenen und Einheimischen ausgewertet, in denen sie aus heutiger Sicht berichten, was sie und wie sie das Miteinander erlebt haben. Im Folgenden möchte ich aus den beiden Teilen meiner Arbeit ein Resümee bilden, um abschließend der Bedeutung für die Soziale Arbeit nachzugehen.

Die Vorgänge um Flucht und Vertreibung können nur im historischen Kontext des Zweiten Weltkrieges gesehen werden und haben tiefere Ursachen in den nationalistischen und fremdenfeindlichen Bewegungen vorangehender Jahrzehnte.

Die in Sachsen eintreffenden Flüchtlinge und Vertriebenen, die meist keine aktiven Täter und Täterinnen des NS-Regimes waren, erfuhren am Ende des Krieges Unrecht, als sie zu Subjekten von Rache und Vergeltung für den menschenverachtenden Eroberungs- und Vernichtungsfeldzug der Deutschen wurden. Die auf Rassen(wahn)-Ideologie basierende Politik der Hitler-Diktatur schuf letztlich selbst die Voraussetzung zur Vertreibung der Deutschen.

Das System in der SBZ und späteren DDR sicherte nach Aufnahme der Vertriebenen die einfachsten Grundbedürfnisse und stellte eine rechtliche Gleichstellung zur Kernbevölkerung her. Für Sachsen galt die Besonderheit, dass es erst ab Oktober 1945 zum Ansiedlungsland erklärt wurde und bis dahin vielfach den Vertriebenen Unterstützung versagt blieb und sie in andere Länder und Provinzen geleitet wurden.

Eine Integration erfolgte hauptsächlich durch die Vermittlung in den Arbeitsmarkt, von dem durch die Industriestandorte in Sachsen vor allem die jüngeren und besser qualifizierten Vertriebenen profitierten. Ein kleiner Teil Vertriebenen konnte durch den Erwerb einer Neubauernstelle die Existenz sichern. Diejenigen, die nicht in der Lage waren, einer Arbeit nachzugehen, mussten ihr Leben in Armut fristen. Unterstützungsmaßnahmen für „Umsiedler“ gab es nur einige Jahre bis 1952/53 und diese waren wenig effizient, sodass sie sich in den Erinnerungen der Vertriebenen kaum niederschlugen.

Bezeichnend für die Vertriebenenpolitik war die Forderung nach Assimilation, die Vertriebenen wurden in der Öffentlichkeit zum Schweigen über ihre Vergangenheit verurteilt und damit auch eine Aufarbeitung der Vertreibung unterdrückt. Ihre Traditionen und Kultur gingen somit weitestgehend verloren. Nischen, in denen die Vertriebenen ein Stück Identität wahren konnten und die eine Möglichkeit gaben, die Vergangenheit in Ansätzen aufzuarbeiten, bildeten die Familien und die Kirchen.

Die Ergebnisse der empirischen Untersuchung bei jeweils zwei Personen der Vertriebenen und der Einheimischen einer Gemeinde unterstreichen, dass Integration der Vertriebenen in die Dorfgemeinschaft ein langer Prozess war. Seitens der Einheimischen ist zu erkennen, dass erst nachdem sich die Vertriebenen durch ihren Fleiß selbst etwas geschaffen hatten (hier erfolgreiche Bewirtschaftung eines Neubauernhofes), Anerkennung erfolgte. Verbindende Wirkung scheint für die eigenständigen Bauern und Bäuerinnen die gemeinsame Verlusterfahrung durch die Zwangskollektivierung zu haben.

Bei den befragten Vertriebenen sind als integrationsfördernd einzelne unterstützende Personen aus der Kernbevölkerung, die aktive Mitarbeit in den Kirchgemeinden, aber auch der erfolgreiche berufliche Werdegang zu benennen.

Nicht erwartet hatte ich, dass sich die Einheimischen in ihrer Wahrnehmung zum Teil ebenso „schlecht gestellt“ sehen, wie die Vertriebenen und dass Einheimische und Vertriebene gleichermaßen verallgemeinernd von guter Aufnahme sprechen, die so in den Erzählungen nicht belegt ist.

Zusätzliche Erkenntnisse über das Miteinander in der Dorfgemeinschaft könnten das sensible Führen von Dialogen zwischen Einheimischen und ehemaligen Vertriebenen und deren Nachfahren hervorbringen, was die offene Bereitschaft der Beteiligten erfordert und eine professionelle Moderation, um die jahrzehntelangen Tabuisierungen aufzubrechen und weil mit dem Hervortreten verdeckter Konflikte zu rechnen ist.

Vertriebene (und deren Nachfahren) mit ihren traumatischen Erlebnissen auf der Flucht und Vertreibung und den Erfahrungen des beschwerlichen Neubeginns stellen zahlenmäßig einen nicht zu unterschätzenden Anteil unserer Gesellschaft und begegnen uns, mit ihren aus diesem Hintergrund spezifischen Problemen, in der Sozialarbeit. Für die Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen ist es deshalb sinnvoll, Kenntnisse über historische Hintergründe und über persönliche und gesellschaftliche Formen der Vergangenheitsbewältigung in die Arbeit mit diesen Menschen einzubeziehen. In verschiedenen Bereichen der Sozialen Arbeit, beispielsweise in der Altenarbeit, der Arbeit mit Familien und der Bildungsarbeit findet das Wissen Anwendung.

In der Arbeit als Krankenhaus-Sozialarbeiterin habe ich die Erfahrung gemacht, dass Menschen mit Vertreibungshintergrund bei Verlust der körperlichen Integrität ein starkes Bedürfnis haben, die schmerzlichen Erfahrungen von Flucht, Vertreibung und schmähtlicher Aufnahme in Gesprächen zu thematisieren. Ein entsprechender Rahmen, diesen Bedürfnissen mit ausreichend Zeit zu begegnen, besteht kaum.

Anders bei meiner Mitarbeit in einer Hospizgruppe, die von einer Sozialpädagogin geleitet wird. Hier sind Möglichkeiten vorhanden, dem Bedürfnis der Lebenserzählung Raum zu

geben, aber auch andere Methoden der Biographiearbeit, wie das Niederschreiben der Geschichte der Betroffenen oder das Sichten und Beschriften der alten Fotos finden Anwendung. Das ermöglicht nicht nur dem Menschen, dessen Lebenszeit sich dem Ende zuneigt, Bilanz zu ziehen und für sich eine Geschichte zu finden, sondern kann auch der nächsten Generation, die sich häufig den Erzählungen von Flucht und Vertreibung entzieht oder denen bewusst nichts erzählt wurde, um sie nicht zu belasten, eine Hilfe im Erschließen ihrer Familiengeschichte sein.

Bei der Arbeit mit Familien mit Vertreibungshintergrund ist stets mit der generativen Weitergabe traumatischer Erlebnisse zu rechnen, auch wenn die Klienten diese nicht benennen können. Deshalb müssen die Kenntnisse über historische Hintergründe, verhinderte Aufarbeitung und Bewältigungsstrategien in die methodische Familienarbeit einbezogen werden.

In der Bildungsarbeit können bei der Geschichtsvermittlung die Zeitzeugenberichte der Vertriebenen die sachlichen historischen Darstellungen ergänzen, sie zeichnen sich aus durch Lebensnähe, machen die Geschichte anschaulich und laden ein zur Identifizierung und Auseinandersetzung.

Von der Sozialen Arbeit im gesellschaftspolitischen Bereich ergeht auch die Aufforderung zur kritischen Beschäftigung mit deutscher Geschichte sowie einen sensiblen Dialog zwischen Deutschen, Polinnen und Polen, Tschechinnen und Tschechen anzuregen und zu fördern. Grenzübergreifende Projekte geben die Möglichkeit, die Sicht des anderen kennenzulernen, Vorurteile abzubauen, aber auch gemeinsam Kulturgüter zu pflegen und alte Traditionen zu entdecken. Für die Kinder und Enkel der Vertriebenen bietet sich so eine Möglichkeit, sich mit dem Schicksal ihrer Familie auseinanderzusetzen. Eine Organisation, die die gemeinsame Aufarbeitung der deutsch-polnischen Geschichte im 20. Jahrhundert zu ihren Aufgaben zählt, ist die deutsch-polnische Stiftung Kreisau, die Projekte im Bereich Jugendaustausch und europäische Intergration durchführt (vgl. Spurný 2008, S.198).

Eine kritische Debatte unter den Deutschen zur Aufnahme und Ansiedlung von Flüchtlingen und Vertriebenen findet auf wissenschaftlicher Ebene und literarischer Ebene statt, innerhalb der Gemeinden zwischen den Personenkreisen aber eher selten.

Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter sind auch gefordert, die Erkenntnisse bei der Aufnahme und Eingliederung aktuell aus aller Herren Länder eintreffender Flüchtlinge entsprechend anzuwenden, um ihnen bei der Aufarbeitung seelischer Verletzungen Hilfestellung zu geben und eine humane Betreuung oder Integration zu gewährleisten.

INHALTSVERZEICHNIS ANHANG

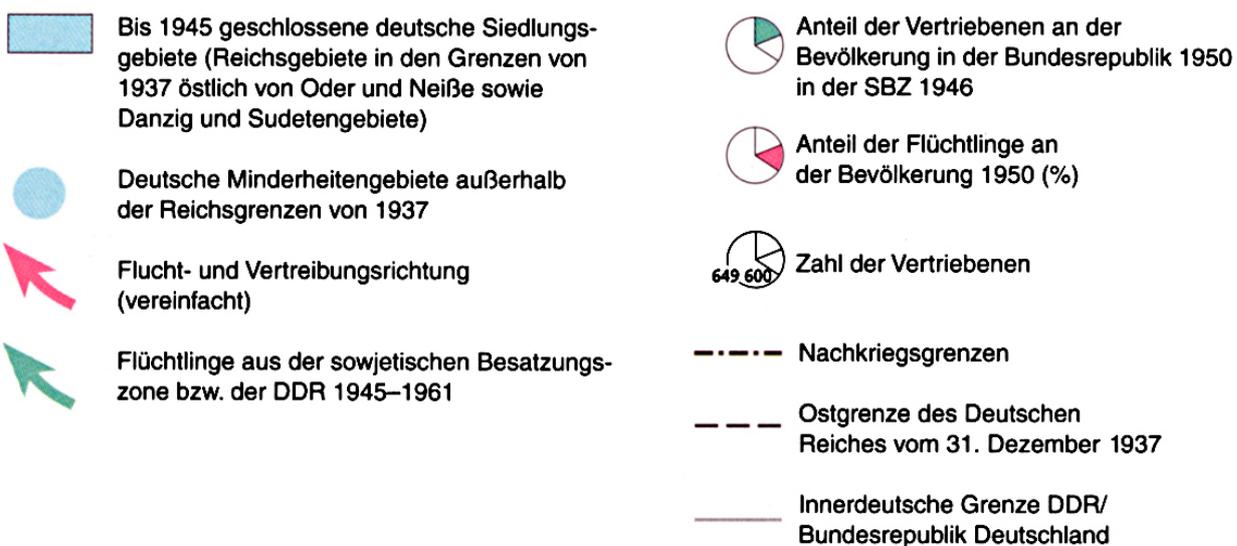
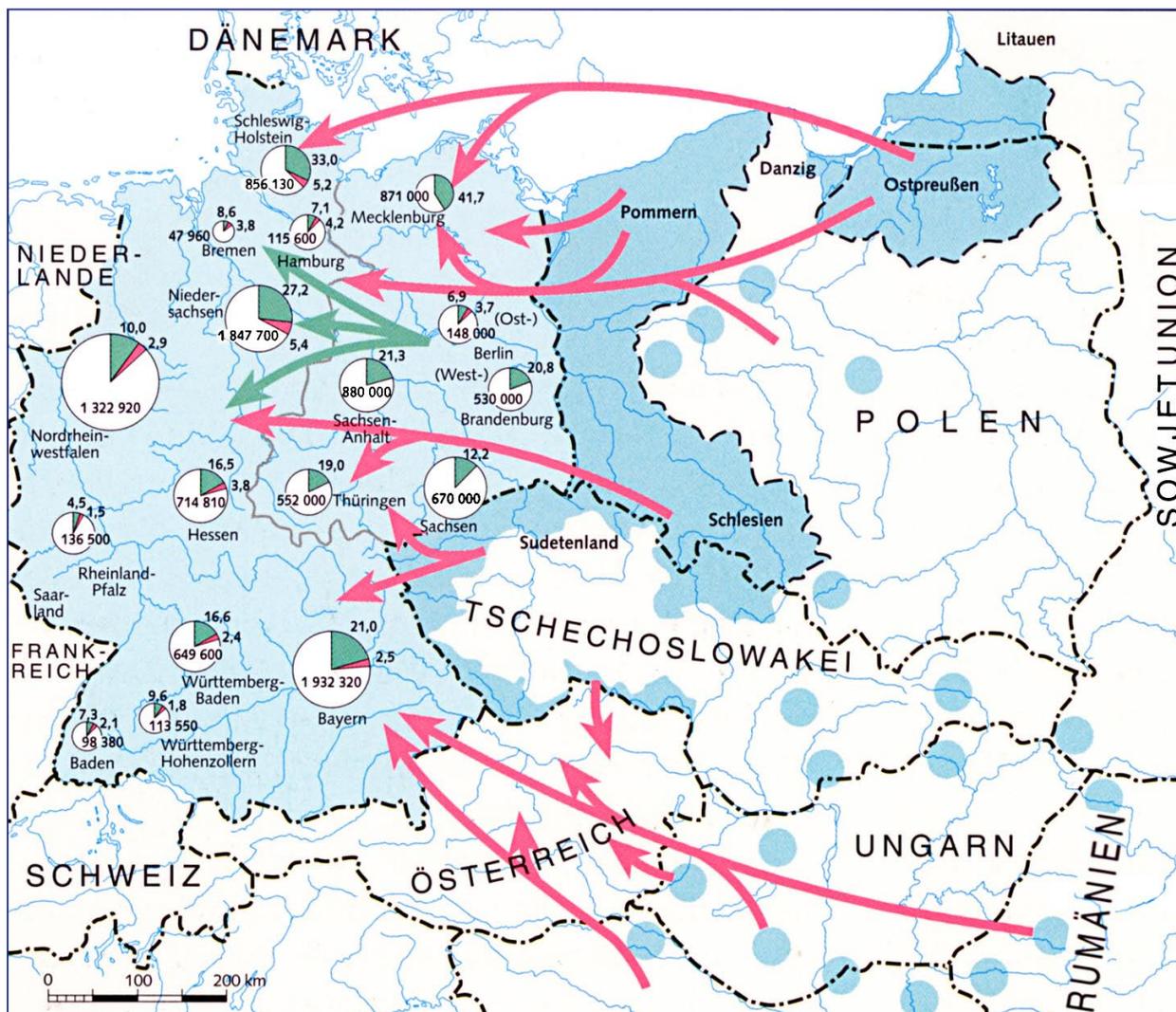
Grafiken und Tabellen

1	Deutsche Staatsgebiete und deutsche Siedlungsgebiete 1937	128
2	Deutsche Flüchtlinge und Vertriebene 1945 bis 1950	129
3	Flucht und Vertreibung von Deutschen und Polen zwischen 1944 und 1948	130
4	Die Westverschiebung Polens	131
5	Die sowjetische Offensive Anfang 1945	132
6	Vertriebene in Sachsen 1946	133
7	Vertriebene in Sachsen 1947	133
8	Vertriebene in Sachsen 1948/49	133
9	Quarantänelager im Land Sachsen – Stand 15.02.1947	134
10	Beschäftigte unter den Vertriebenen in Sachsen 1947	135
11	Zahl der Beschäftigten unter den Vertriebenen in Sachsen 1948/49 bis zum Ende statistischer Erhebungen in Sachsen	135
12	Hilfsbedürftigkeit von Männern, Frauen und Kindern unter der Kernbevölkerung und den Vertriebenen im Juni 1949 in Sachsen	136
13	Abwanderung aus der SBZ / DDR nach Westdeutschland	136

Dokumente zu den Interviews

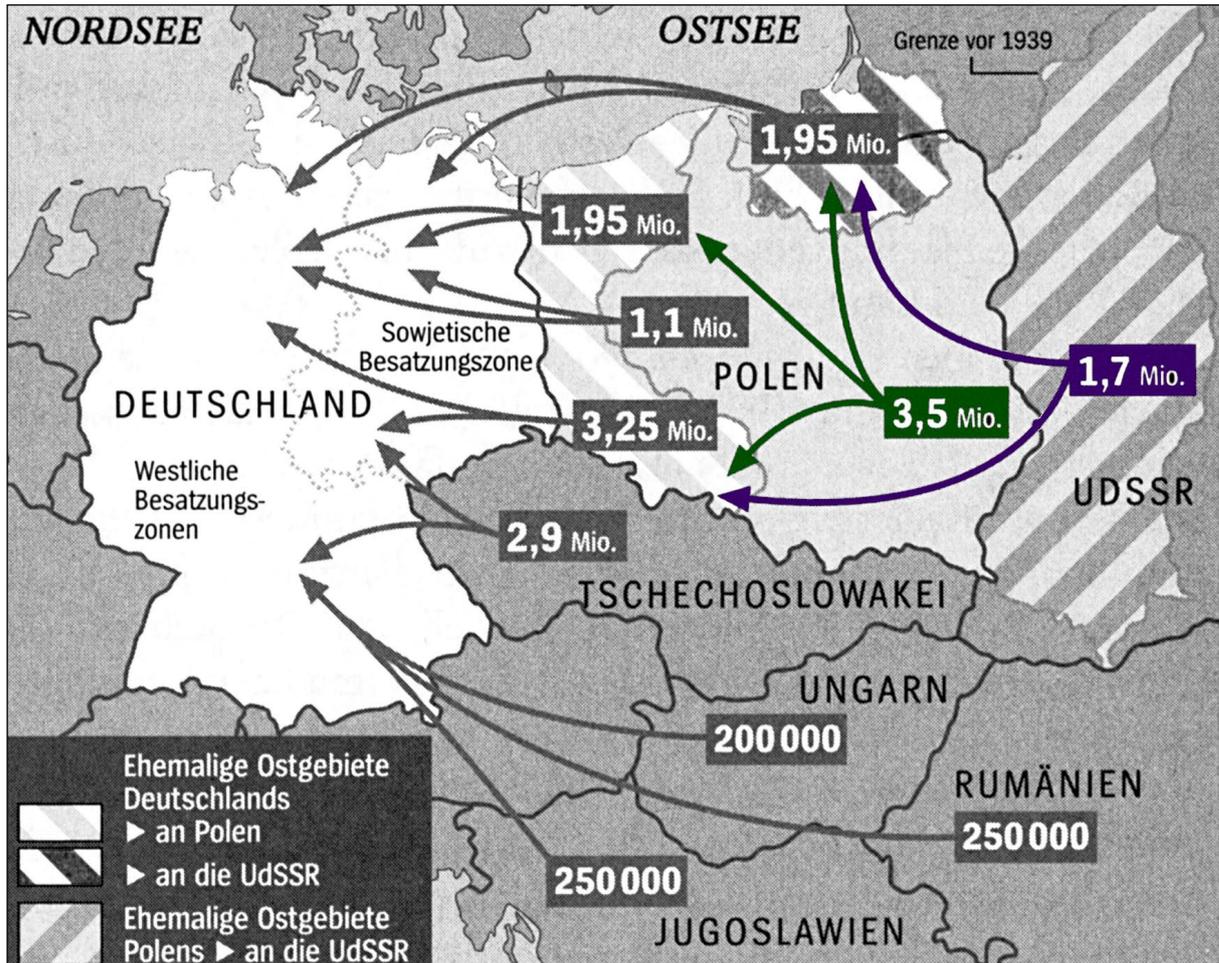
Anschreiben	137
Interviewbericht – Frau Worm	138
Interviewbericht – Frau Felding	141
Interviewbericht – Herr Werner	145
Interviewbericht – Frau Krämer	148
Transkriptions-Zeichen	151

2 Deutsche Flüchtlinge und Vertriebene 1945 bis 1950



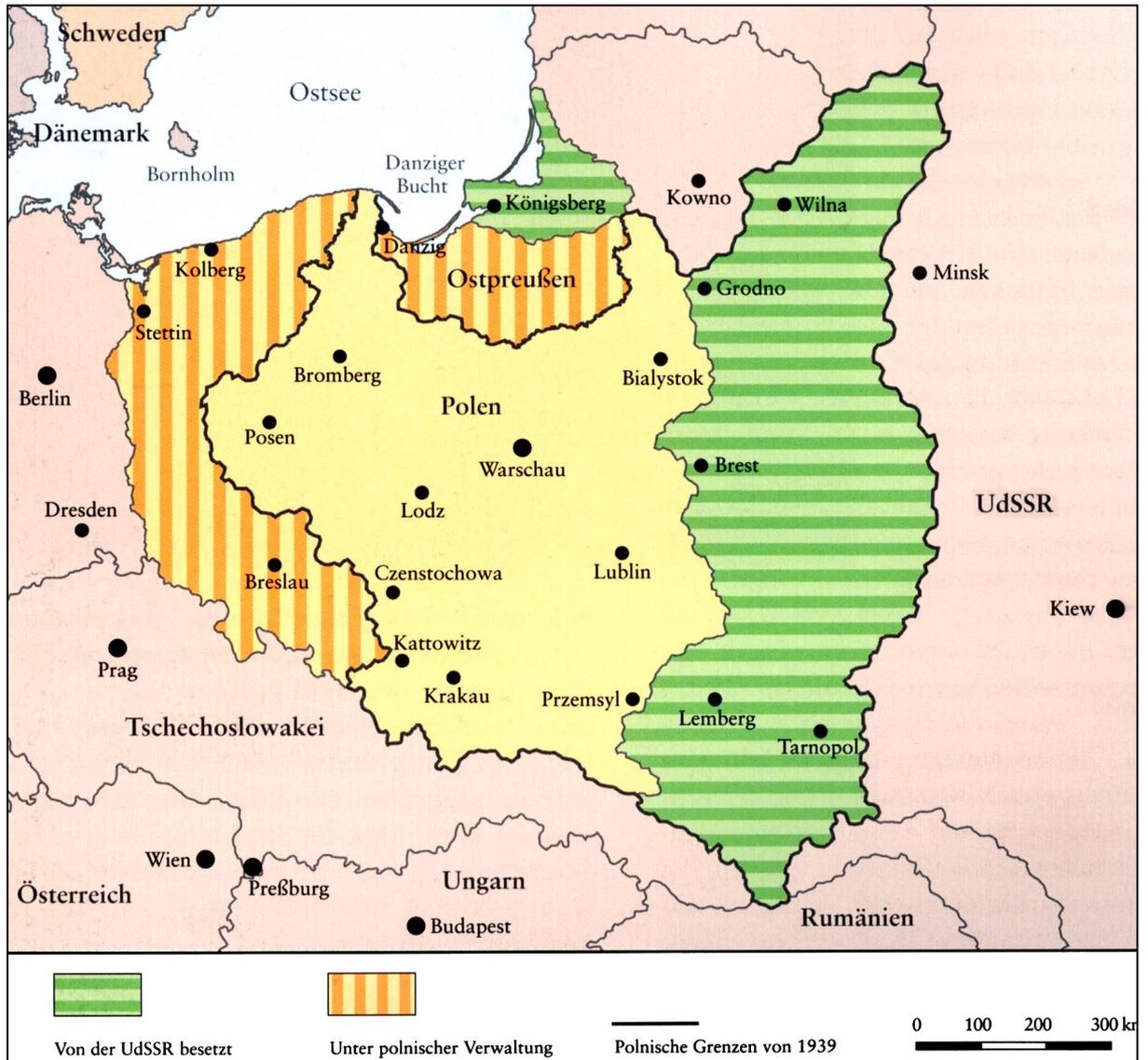
(Quelle: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 2006, S. 110)

3 Flucht und Vertreibung von Deutschen und Polen zwischen 1944 und 1948



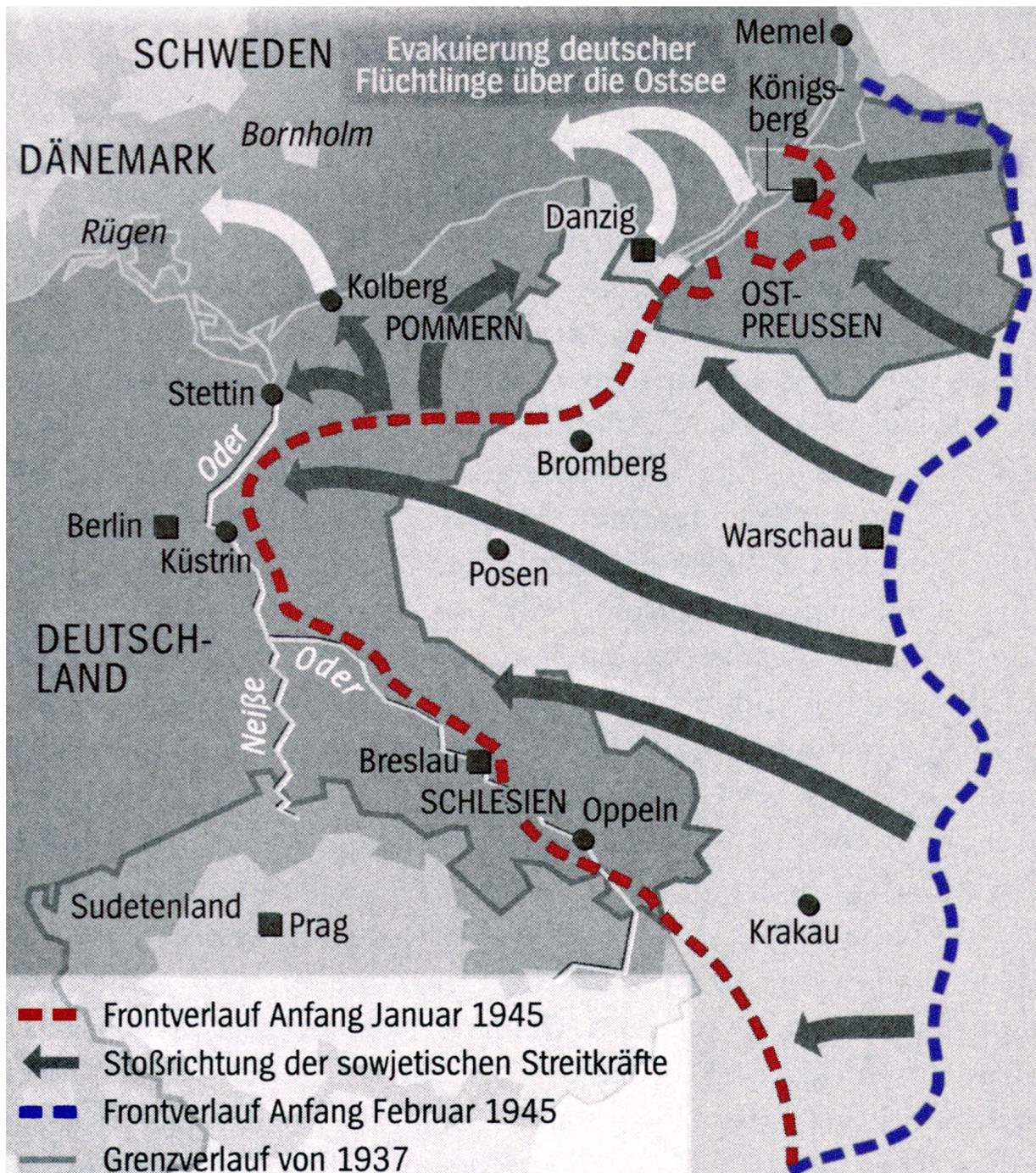
(Quelle: Aust 2005, S. 105)

4 Die Westverschiebung Polens



(Quelle: Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 2006, S. 54)

5 Die sowjetische Offensive Anfang 1945



(Quelle: Aust 2005, S. 32)

6 Vertriebene in Sachsen 1946

Monat 1946	Vertriebene in Sachsen
Januar	527.893
Mai	544.799
	538.731
Juni	544.886
	551.734
Juli	546.965
August	592.832
	627.819
	544.886
September	648.843
	592.832
Oktober	704.780
	763.301
	693.418
November	745.903
	730.059
Dezember	783.673
	781.460
	924.345
	1.022.027
Januar 1947	824.111

(Quelle: Donth 2000, S. 417)

7 Vertriebene in Sachsen 1947

Monat 1947	Vertriebene in Sachsen
Januar	783.673
	824.111
Februar	847.276
Mai	850.781
	846.822
Juni	872.029
August	923.732
Dezember	963.076/943.514
	1.005.992
	1.003.318

(Quelle: Donth 2000, S. 421)

8 Vertriebene in Sachsen 1948/49

Monat/Jahr	Vertriebene in Sachsen
Januar 1948	984.743
Mai 1948	1.005.155
Juli 1948	1.014.334
	1.000.561
August 1948	998.005
Oktober 1948	1.006.094
	997.155
November 1948	1.000.232
Dezember 1948	997.789
April 1949	988.743
	979.486
Juni 1949	966.634
	967.040
Dezember 1949	952.601

(Quelle: Donth 2000, S. 422)

9 Quarantänelager im Land Sachsen – Stand 15.02.1947

Bezirk	Kapazität	Bemerkungen
Bezirk I Bautzen		
Görlitz-Reicherstrasse	2 300	Polen
Görlitz-Lessingschule	2 500	Polen
Zittau-Sachsenstrasse	2 950	Polen
Niederoderwitz-Rosa	1 100	Polen
Löbau-Kaserne	2 800	Polen
Kleinwelka	1 500	Polen
Bischofswerda	1 100	Polen
Wilthen	300	Kinderlager
Hoyerswerda	5 000	Polen
Bezirk II Dresden		
Dresden-C-Lager	600	Einzel
Dresden-Paul-Schrader-Str.	570	Einzel
Pirna-Sonnenstein I	1 500	Polen
Pirna-Sonnenstein II	1 500	Polen
Pirna-Graue-Kaserne	2 500	Polen
Freiberg-Baracken	750	Heimkehrer
Riesa-Göhlis	700	Westevakuierte
Riesa-Koloniebaracken	Unreine Seite	Westevakuierte
Riesa-Stalingradstr.	400	Westevakuierte
Riesa-Bürgergarten	120	Westevakuierte
Bezirk III Leipzig		
Leipzig-106er Kaserne	4 300	Heimkehrer
Leipzig-Diezmannstrasse	1 800	Polen
Leipzig	2 000	Polen
Bezirk IV Chemnitz		
Marienburg	2 000	Polen
Bezirk V Zwickau		
Ölsnitz-Schloss Voigsberg	1 200	Westevakuierte
Brambach	1 200	Westevakuierte

(Quelle: Nitschke 2004, S. 334)

10 Beschäftigte unter den Vertriebenen in Sachsen 1947

	Zahl der Vertriebenen	Davon arbeitsfähig gemeldet	Davon arbeiteten
Februar 1947	847.276	345.260 (40,8 Prozent)	248.830 (72,1 Prozent)
August	893.622	399.512 (44,7 Prozent)	302.036 (75,6 Prozent)
Oktober	960.573	438.063 (45,6 Prozent)	324.100 (74 Prozent)
November	993.936	448.902 (45,2 Prozent)	330.383 (73,6 Prozent)
Ende 1947	1.006.892	457.071 (45,3 Prozent)	334.836 (73,2 Prozent)

(Quelle: Donth 2000, S. 423)

11 Zahl der Beschäftigten unter den Vertriebenen in Sachsen 1948/49 bis zum Ende statistischer Erhebungen in Sachsen

Monat/ Gesamtzahl der Vertriebenen	Arbeitsfähig gemeldete Vertriebene Männer/ Frauen	Davon arbeiteten/ Männer/ Frauen
15. Januar 1948/ 963.076	426.826	359.409
März 1948/ 989.270	442.457	372.587
30. Juni 1948/ 1.014.334	449.348	378.345
30. Juni 1948	455.670	331.265
30. September 1948	460.994 202.952/258.942	334.491/ 183.655/150.836
31. Dezember 1948	454.514	322.665
31. März 1949	436.143 188.285/247.858	291.346/ 163.066/128.280

(Quelle: Donth 2000, S. 424)

12 Hilfsbedürftigkeit von Männern, Frauen und Kindern unter der Kernbevölkerung und den Vertriebenen im Juni 1949 in Sachsen

	Gesamt	Davon Empfänger von Leistungen der sozialen Fürsorge	= Prozent zu gesamt
Männer			
Kernbevölkerung	1.620.149	15.261	0,94
Vertriebene	285.189	15.216	5,34
Frauen			
Kernbevölkerung	2.170.867	74.629	3,44
Vertriebene	443.303	56.798	12,81
Kinder			
Kernbevölkerung	991.134	37.033	3,73
Vertriebene	238.436	28.765	12,06
Gesamt			
Kernbevölkerung	4.782.150	126.923	2,65
Vertriebene	966.928	100.779	10,11

(Quelle: Donth 2000, S. 427)

13 Abwanderung aus der SBZ / DDR nach Westdeutschland

Jahr	Zuwanderer insgesamt	davon Vertriebene	in %
1945	813700	523400	64,3
1946	649200	479300	73,8
1947	331400	198400	59,9
1948	305200	166300	54,5
1949	273100	129000	47,2
1950	257100	106100	41,3
1951	176800	62900	35,6
1952	166900	54800	32,8
1953	288000	84600	29,4
1954	185800	57100	30,7
1955	246300	63700	25,9
1956	262300	69500	26,5
1957	258800	78300	30,3
1958	183100	61400	33,5
1959	118700	33700	28,4
1960	178200	32200	18,1
1961	74300	5500	7,4

(Quelle: Schrammek 2004, S. 294)

Anschreiben

Kerstin Pönisch

Vorwerkstr. 4
09629 Burkersdorf
am 05.03.09

Sehr geehrter Herr Werner,

wie ich Ihnen mitgeteilt habe, untersuche ich in meiner Diplomarbeit, die ich an der Fachhochschule in Rosswein schreibe, die Lage der Flüchtlinge und Vertriebenen aus den ehemaligen Ostgebieten Deutschlands sowie die Situation für die Einheimischen in der sowjetischen Besatzungszone und späteren DDR in unserer Region. Dabei bin ich auf die Mitwirkung von Zeitzeugen angewiesen.

In der DDR durfte über dieses Thema in der Öffentlichkeit nicht besprochen werden. Für die Menschen aber, die diese Jahre erlebt haben war es eine prägende Zeit.

Ich interessiere mich dafür, wie beide Bevölkerungsgruppen, Vertriebene und Einheimische, die die Zeit der Aufnahme und Ansiedlung der Deutschen aus den Ostgebieten in Sachsen erlebt haben. Ich möchte aus beiden Bevölkerungsgruppen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen bitten, mich an ihrem Wissen und Erfahrungen teilhaben zu lassen und zu erzählen, wie sie diese Zeit erfahren haben.

Zum Ablauf des Interviews möchte ich folgendes sagen:

Beim zeitlichen Umfang muss mindestens mit einer Stunde gerechnet werden, häufig auch länger.

Ich möchte Ihre Erzählung auf Band aufzeichnen. Während Sie erzählen, werde ich mir Stichpunkte machen und im Anschluss ihrer Ausführungen noch Nachfragen stellen.

Alle Angaben und Informationen werden vertraulich behandelt, Namen werde ich in meinen Aufzeichnungen verändern.

Vielen Dank, dass Sie mich mit Ihrer Geschichte unterstützen wollen. Wie besprochen werde ich Sie am Sonnabend, den 7. März, 9.00 Uhr besuchen.

Interviewbericht – Frau Worm

Bauerstochter, selbständig als Sackflickerin (Jahrgang 1934)

Kontaktaufnahme

Frau Worm ist eine Bewohnerin aus dem Dorf. Bekanntschaft habe ich durch die Kirchengemeinde. Ich frage sie Anfang Dezember 2008, ob sie zu einem Interview bereit wäre und bekomme eine positive Rückmeldung. Sie hat nur Bedenken, ob sie genug Wissen über die Nachkriegszeit hätte.

Am 17.01.2009 mache ich einen Besuch bezüglich der Terminabsprache: Sie freut sich über den Besuch, sie kann zurzeit wegen eines Armbruchs kaum das Haus verlassen. Neben alltäglichen Themen beginnt sie schon über die Nachkriegszeit zu erzählen (nicht abreißender Flüchtlingsstrom, die meisten sind auf der Durchreise weiter gen Westen, fast immer unterstützt die Familie Flüchtlinge mit Nahrungsmitteln / Beherbergung, eine Vielzahl von Einzelaufzählungen; Russen im Dorf erschießen zwei Handwerker, vermutlich wegen Verweigerung eines Auftrags; Frauen werden vergewaltigt, eine Frau hat den Russen alle jungen Frauen des Dorfes mit genauer Anschrift verraten, Dorfbewohner wollen sich an ihr rächen, was später nicht passiert; Erzählung von ihrer Erkrankung: 1942 Kinderlähmung, lange Krankenhaus- und Kuraufenthalte).

Der Interviewtermin wird für den 22.01.09, 14:00 Uhr vereinbart, ich habe Bedenken, da sie schon so viel erzählt hat, ob das Gespräch wieder in Gang kommen wird.

Am 22.01.09 überfliege ich noch mal den Ablauf eines narrativen Interviews, ich überprüfe die Technik. 13:45 Uhr laufe ich los, bin etwas aufgeregt, da es mein erstes Interview dieser Art ist. Hoffentlich gelingt der Einstieg, finde ich entsprechende Nachfragen.

Ort	Wohnzimmer von Frau Worm
Datum	22.01.2009
Zeit	14:00 bis 17:30 Uhr
Teilnehmerinnen	Frau Worm und Interviewerin

Äußerlichkeiten

Ich bin pünktlich auf dem Bauernhof, Frau Worm wartet schon. Sie erzählt die Neuigkeiten vom Dorf, ich platziere die Technik in der Stube. Wir sitzen über Eck am Tisch, Frau Worm beginnt schon zu erzählen, bevor ich meine Eingangsworte anbringe, ich bin dadurch etwas irritiert, schalte das Aufnahmegerät ein und unterbreche sie, indem ich meine Eröffnungsfrage stelle. Das Gespräch stockt, kommt aber wieder in Gang, mit dem Tonbandgerät ist das Gespräch nicht mehr ganz so flüssig.

In meiner Erinnerung herausragende Themen

Sie beginnt die Erzählung mit: Die Not schweißt die Menschen zusammen. In ihrer Erinnerung ist die Nachkriegszeit gekennzeichnet durch einen Durchzug von Flüchtlingsmassen, die sich teilweise in den Dörfern der Umgebung niederließen, aber zum Großteil nach Westen weiter zogen.

Große Teile der Erzählung berichten von der Kriegszeit (Evakuierung von Kindern aus dem Norden, Bombardierung Dresdens, Lage und Unterstützung der russischen Zwangsarbeiter). Die Darstellung der Nachkriegszeit bezieht sich auf folgende Themen: die Unterstützung der Flüchtlinge und der Vertriebenen nach bester Möglichkeit, Unterstützung der Dresdner Verwandtschaft, das Bereichern der Bauern und Bäuerinnen durch Hamsterkäufe

der Stadtbevölkerung, die Abgaben von Nahrungsmitteln unter staatlicher Vorgabe: z. B. Milchabgabe, Schlachtverbot, die allgemeine prekäre Lebensmittelsituation, der Zwangsanschluss an die LPG 1961 als sehr relevanter Einschnitt im Leben der Bauernfamilie, die eigene Erkrankung an Kinderlähmung).

Umfangreich erzählt sie von ihrem beruflichen Werdegang (Vater ermöglicht Einkommen für Tochter in elterlicher Wirtschaft, um eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit für sie zu erreichen).

Die Erzählung ist gekennzeichnet durch stetigen Wechsel zwischen Kriegs- und Nachkriegszeit. Im Nachfrageteil kennzeichnet sie die Krankheit als ihr schwerstes Erlebnis aus dieser Zeit.

Gespräch nach Abschalten des Aufnahmegerätes

Das Gespräch kommt nochmals in Gang. Es folgt eine Erzählung über den Lehrer, der mit Schülern den Hitlergruß übt und bei Unkorrektheit die Jungen mit dem Rohrstock schlägt. Als nächstes folgt das unterschiedliche Verhalten sowjetischer Soldaten gegenüber Zivilbevölkerung, z. B. das „Einfangen“ von Männern durch die Sowjetarmee und deren Verschleppung sowie Internierung von Dorfbewohnern in Mühlberg (darunter ein Lehrer, ein Christ – und nicht der Nazi), von denen nur wenige zurückkommen. Auf meine Nachfrage, ob sie etwas vom Todesmarsch der KZ-Häftlinge durch das Dorf weiß, sagt sie, dass sie diesen nicht als solchen registriert habe („Häftlinge, das waren bestimmt nicht alles Verbrecher“).

Wir trinken Kaffee, dabei erzählt sie über den Umbau ihres Hauses, eines ehemaligen Nebengebäudes, nach eigenen Vorstellungen.

Biographische Daten

- 1934 geboren als erste Tochter einer Bauernfamilie
- in der 2. Klasse an Kinderlähmung erkrankt, dadurch nur circa 4 Jahre Schulbildung, mit Handwagen von Eltern zur Schule geschafft
- eine Schwerster wird geboren, ca. 1943
- ca. 1949 Schulabschluss, Konfirmation
- keine Möglichkeit, „richtige“ Bäuerin oder Schneiderin zu werden
- lernt bei einer Nachbarin (Schneiderin) nähen und sich Kleidung selbst herzustellen, keine Möglichkeit zur Ausbildungsstätte für Schneiderei nach Meißen zu kommen, Aushilfe bei der Schneiderin
- Arbeit in elterlicher Landwirtschaft (Melken und leichte Tätigkeiten)
- Vater betreibt Gewerbe einer Sackflickerei und stellt die Tochter an, damit diese Rentenansprüche erwirbt
- nach dem Tod des Vaters 1978 übernimmt sie das Gewerbe, das sie bis zur Wende betreibt, schon vorher Erhalt einer Erwerbsunfähigkeits-Rente
- ab 1981 Ausbau eines Nebengebäudes zum eigenen kleinen Wohnhaus, in das große Bauernhaus zieht die Nichte mit Familie, die die Bauernwirtschaft betreiben
- ca. 1992 geringfügige Anstellung in der Kirchengemeinde als Bürokraft;
1996 – 2008 Kirchvorsteherin
- in den letzten Jahren häufige Stürze, verbunden mit Knochenbrüchen, die zu häufigen Krankenhausaufenthalten führen

Erste Einfälle zur Interpretation

Frau Worms Leben ist maßgeblich bestimmt durch die ausgeprägte Kinderlähmung, infolgedessen beklagt sie große Schuldefizite und hat keinen Berufsabschluss erreichen können. Dadurch konnte sie auch keine eigene Familie gründen.

Die Eltern spielen in der Erzählung eine große und positive Rolle, das deutet auf eine enge Bindung zu ihnen.

Einen wichtigen Punkt in ihrem Leben bildet der Ausbau des Nebengebäudes zu ihrem eigenen Wohnhaus, dadurch schafft sie sich etwas Eigenes.

Irritationen

Es gibt nach ihrer Einschätzung fast keine Probleme zwischen Einheimischen und Vertriebenen, teilweise habe ich von ihrer eigenen Erzählung einen anderen Eindruck. Ich habe mit mehr Konflikten in der Nachkriegszeit gerechnet.

Ich bin unsicher, wie gut sich das Interview für die Auswertung der Beziehungen zwischen Einheimischen und Vertriebenen eignet, oder ob es sich eher auswerten ließe in Bezug auf die Bedeutung einer chronischen Erkrankung für die Lebensgestaltung.

Interviewbericht – Frau Felding

Tochter eines Bauern, Katechetin (Jahrgang 1934)

Kontaktaufnahme

Frau Felding ist eine Bewohnerin aus dem Dorf. Bekanntschaft habe ich durch die Kirchengemeinde. Am 24.02.09 stelle ich mein Anliegen vor und frage nach, ob sie zu einem Interview bereit wäre. „Ich kann dir erzählen, was ich weiß, aber es wird nicht sehr viel sein“, antwortet sie mir sinngemäß. Der Termin wird für den 27.02.09 vereinbart. Ich soll sie vom Friseur abholen, damit ist ihr Sohn entlastet.

Am 27.02.09 überprüfe ich die Technik, werde vom Friseur angerufen und hole Frau Felding 11:50 Uhr ab. Sie wohnt mit im Haus ihres jüngsten Sohnes und hat dort eine eigene Wohnung. Während sie Kaffee anstellt, bereite ich in der Wohnstube die Technik vor, bin etwas aufgeregt, hoffentlich gelingt der Einstieg – werden mir die Sequenzen, bei denen ich im Anschluss an den ersten Teil nachfragen müsste, auffallen?

Ort	Wohnzimmer von Fr. Felding
Datum	27.02.09
Zeit	11:50 bis 13:30 Uhr
Teilnehmerinnen	Frau Felding und Interviewerin

Äußerlichkeiten

Sie wohnt mit im Haus ihres jüngsten Sohnes, das auf dem großen Gärtnerigelände gebaut wurde, auf dem auch der älteste Sohn mit seiner Familie lebt. Sie hat dort eine eigene Wohnung. Das Wohnzimmer ist mit modernen Möbeln eingerichtet, viele Blumenstöcke zieren die Wohnung (ältester Sohn hat väterliche Gärtnerei übernommen). Fotos der Enkelkinder sind angebracht und Fotos ihres verstorbenen Mannes. Zu seinem Gedenken ist eine Ecke mit Bildern, Blumen und Erinnerungsstücken eingerichtet.

Ich erkläre ihr kurz mein Vorhaben und schalte das Aufnahmegerät ein. Ich merke, dass sie sich vorbereitet und ihre Erzählung in drei Teile eingeteilt hat. 1. Schulzeit, 2. Begegnungen mit Vertriebenen auf elterlichem Bauernhof und 3. die Weitergabe von Erfahrungen ihres Mannes.

In meiner Erinnerung herausragende Themen

Sie bedauert es sehr, dass sie durch den Krieg das Gymnasium nicht beenden konnte und die Klasse durch die ständige Aufnahme von Flüchtlingskindern im Schulstoff kaum weiter kam. Unter den Bewohnern und Flüchtlingen im Dorf gab es keine Probleme, sagt sie. Sie schildert die Zeit als spannend für sich; als die Trecks und Leute zu ihnen kamen, die andere Bräuche mitbrachten, lauschte sie gebannt den Erzählungen vom Krieg. Positiv erwähnt sie, dass Vertriebene frischen Wind herein brachten – die Eltern schotteten sie meist von Informationen ab. Sie war bewegt von der Kriegsverletzung des Sohnes der Flüchtlinge. Zu Hause rückte man zusammen, scheinbar geht es reibungsarm. Die jungen Vertriebenen wurden auf dem 50 ha großen Feld benötigt; alle Zugtiere, die die Vertriebenen mitbrachten, waren willkommen, da die eigenen Pferde abgegeben werden mussten. Zwischen Vertriebenen und Einheimischen macht sie in Punkto Armut kaum Unterschiede, fast alle hatten ganz wenig, sie konnte die Verbitterung ihrer vertriebenen Freundin fast nicht verstehen, die große Wut auf die Polen hatte. Das Tauschen von Waren/Gütern der Hungernden gegen Lebensmittel wird unkritisch gesehen.

Gespräch nach Abschalten des Aufnahmegerätes

Das Gespräch kommt zu einem anderen Thema in Gang, ihr eigentliches Gesprächsbedürfnis. Frau Felding möchte mir noch erzählen, wie es in ihrem Leben weiterging, vor allem, wie sie ihren Mann kennen gelernt hat.

Sie erzählt, ihr Vater legte nach Abschluss der 10. Klasse fest, dass sie bei der Kirche eine Ausbildung machen sollte – eigentlich wollte sie Landwirtschaft studieren, dem stimmte der Vater nicht zu, weil er in der eigenständigen Landwirtschaft keine Zukunft sah: staatliche Abgaben, beginnende Kollektivierung. Sie begann eine Ausbildung zur Gemeindehelferin (Katechetin); im letzten Ausbildungsjahr konnte sie noch laufen wegen starker Hüftbeschwerden. Nach orthopädischer Untersuchung stand fest, beide Hüften müssen operiert werden, spätestens bis zum 25. Lebensjahr. Es blieb ein Jahr Wartezeit auf die Operation. Der Abschluss der Berufsausbildung war noch möglich. Aber der Beruf als Katechetin würde für sie nicht möglich sein, da zu viel Bewegung mit den Kindern. Sie sollte eine sitzende Tätigkeit nach den Operationen ausüben.

Sie war dann ein Jahr lang krank, in dem beide Hüften operiert wurden, musste jedes Mal viele Wochen in Gips liegen. Nach dem ersten Krankenhausaufenthalt kam Besuch vom Leiter des Pastorkollegs in K., der dringend eine neue Sekretärin benötigte, er habe erfahren, dass sie eine abgeschlossene Ausbildung im Raum der Kirche hätte und genau die richtige Person wäre. Sie hatte eigentlich keine Lust darauf einzugehen, da sie sich die Arbeit mit Kindern gewünscht hatte, sagte also nicht sofort zu. Der Vater redete ihr zu, die Stelle unbedingt anzunehmen, eine so günstige Gelegenheit, in der Nähe und auch für ihre körperliche Einschränkung geeignet, fände sie sonst nicht. Sie trat die Stelle im Pastorkolleg noch vor der zweiten Operation an und ist im Nachhinein froh darüber. Frau Felding hatte sehr gute Beziehung zum Leiter und dessen Frau, die wie eine Mutter zu ihr war und freundete sich mit deren Tochter an. Das Familienleben charakterisiert sie als sehr religiös und pietistisch. Auch mit der Arbeit war sie zufrieden, bezeichnet die Tätigkeiten als die einer Chefsekretärin zu Zeiten der Pfarrkonvente, sie hatte die wirtschaftliche Leitung des Hauses, musste Vermietung der Einrichtung in freistehenden Zeiten für Rüstzeitgruppen organisieren.

Hier lernte sie ihren späteren Mann kennen, der die Einrichtung mit Gemüse und Blumen versorgte (Gärtner in R.). Er war verheiratet, hatte vier Kinder, die Frau erkrankte an Brustkrebs und verstarb ein Jahr später, 30-jährig. Sie erzählt, dass der Gärtner die Kinder allein zu erziehen versuchte, gemeinsam mit seinen Eltern, dies überstieg auf die Dauer die Kräfte aller, insbesondere durch die viele Arbeit in der Gärtnerei. So begann er nach einem Jahr eine Frau zu suchen, aber vor vier Kindern wären die Frauen zurückgeschreckt. Im Zuge der Gemüsebelieferung sprach Herr Felding eine Einladung zum Spaziergang aus. Der Heiratsantrag wurde schnell und problemorientiert (Kinderversorgung sichern) gestellt, ohne jede Romantik; man traf sich noch mehrmals, um sich miteinander auszutauschen. Verliebt wären beide nicht gewesen. Sie wollte eigentlich nicht heiraten, war unabhängig durch eine sie ausfüllende Arbeit, außerdem hatte sie die Ehe ihrer Eltern nicht positiv erlebt. Sie überlegte es sich, dachte an die Kinder und dass ihr ja abgeraten wurde, selbst Kinder zu bekommen, die sie sich aber sehr wünschte. Sie sprach mit der Frau ihres Arbeitgebers, mit der sie sich sehr verbunden fühlte sowie mit ihrer Mutter. Es wurde die Heiratsabsicht abgewägt von ihr und den beiden Frauen. Die Mutter besprach es mit dem Vater und der stimmte zu, einfacher als erwartet. Frau Felding vermutet, dass

er sich Enkel wünschte, hatte er doch eine Schaukel für den Garten gebaut, obwohl es keine Enkel gab. Nur nachdem er das baufällige Wohnhaus des zukünftigen Schwiegersohnes sah, fragte er sie, ob sie es sich nicht noch mal überlegen wolle – aber sie hatte sich entschieden.

Ein halbes Jahr nach dem Antrag heiratet man – die Zuneigung kam auch dazu. Mit den Kindern ging es besser als gedacht, alle waren froh, dass das tägliche Leben wieder in geordneteren Bahnen verlief, sagt Frau Felding. Sie kümmerte sich um Kinder und Haushalt, ging noch kurze Zeit arbeiten, half dann aber ihrem Mann in der Gärtnerei und da das Wohnhaus klein und baufällig war, musste ausgebaut werden. Ihre Brüder halfen mit, nur der Vater unterstützte kaum, obwohl er Möglichkeiten gehabt hätte, auch Baumaterial liefern lassen könnte. Sie schafften es gemeinsam.

Sie bekam doch noch zwei eigene Kinder, ungeplant.

Sie spricht noch über die Schwierigkeiten, die sie hatten, weil wenig Geld vorhanden war und man den staatlichen Zuschuss für das sechste Kind der Familie verweigerte, da es erst ihr zweites eigenes war. Mit ihrer Ehe ist sie im Nachhinein sehr zufrieden, auch zu allen Kindern bestehen gute Kontakte. Ihr Mann ist vor ca. 10 Jahren verstorben.

Zum Schluss zeigt sie mir in einem liebevoll gestalteten Fotoalbum Bilder von der Hochzeit, vom Hausbau und den Kindern.

Sie sei ein Mensch, der immer nach vorn blicke und will ihr Gespräch abschließen.

Biographische Daten

- 1934 geboren, drei Brüder, aufgewachsen auf Bauernhof mit 50 ha, Eltern achten auf gute Bildung aller Kinder (Brüder studieren Landmaschinenbau, Maschinenbau)
- durch Krieg Abitur für sie selbst nicht möglich
- Ausbildung zur kirchlichen Gemeindehelferin
- Hüfterkrankung gegen Ende der Ausbildung – zwei Operationen – Ausübung des Berufs in angestrebter Form nicht möglich
- Sekretärin und Wirtschaftsleiterin im Pastoralkolleg, familiäre Aufnahme durch den Leiter und dessen Familie, Religiosität wird ausgeprägt und in den weiteren Lebensabschnitten beibehalten
- Kennenlernen eines verwitweten Mannes mit vier kleinen Kindern und Heirat
- trotz Vernunftheirat gute Ehe und Familienleben
- Aufgabe des eigenständigen Berufs; Mutter, Hausfrau, mithelfende Ehefrau
- Geburt der eigenen zwei Kinder
- bis ins Alter traditionelles Familienleben mehrerer Generationen auf einem Grundstück

Erste Einfälle zur Interpretation

Durchzug und Aufnahme der Vertriebenen wird als Abenteuer bewertet (Kind).

Positive Einschätzung vom „frischen Wind“, den die Vertriebenen in bäuerliche Wirtschaft, aber auch in die Kirchgemeinde brachten, viele neue Informationen über Kriegserlebnisse, Bedauern der reduzierten Schulbildung infolge des Kriegsendes und vertriebener Schüler. Eigene Initiative zum Nachholen des Abiturs kommt nicht vor.

Keine negativen Erinnerungen an Zusammenleben von Vertriebenen und Einheimischen, wird häufig betont. Ich habe den Eindruck, dass sie vermutet, dass ich etwas „Schlechtes“ hören will.

Bewegendes Erlebnis der gestohlenen Konfirmationsschuhe von Bettlern 1948, das in allen Einzelheiten erzählt wird.

Irritation

Schuldgefühle über den verbrecherischen Krieg der Deutschen bereits als zehnjähriges Mädchen.

Die Erzählung lebt nach Abschalten des Aufnahmegerätes auf; als sie über ihren beruflichen und privaten Lebensweg berichtet, habe ich den Eindruck, dass dies für sie die wichtigere Erzählung ist. Vertreibungen und Kriegsende kommen nicht mehr vor. Die zweite Erzählung ist länger als das Interview, sie dabei auch bewegter und auch stolz auf ihren Lebensweg, so mein Empfinden.

Mein Erstaunen für den Entschluss, der Familie des Gärtners eine Mutter zu sein und ebenso mein Erstaunen über die gute Ehe. Ich selbst bin geschieden, meine Gedanken waren da manchmal bei meiner Ehe.

Frau Felding spricht teilweise sehr leise, ein Vogel zwitschert im Hintergrund, die Aufnahmequalität ist entsprechend.

Interviewbericht – Herr Werner

Sohn eines Schmiedes, Diplolandwirt (Jahrgang 1942)

Kontaktaufnahme

Die Kontaktaufnahme erfolgt durch meinen Lebensgefährten, mit dem Herr Werner gelegentlich von der Vertreibung und dem Neuanfang in Sachsen gesprochen hat. Telefonisch mache ich mit ihm am 05.03.09 einen Termin für den 07.03.09 für 9:00 Uhr aus. Ich erzähle konkret mein Anliegen. Er ist gern bereit zu erzählen und erklärt mir noch die Anfahrt. Herr Werner klingt am Telefon offen und interessiert. Am gleichen Tag schicke ich Herrn Werner den Informationsbrief.

Am 07.03.09 überprüfe ich noch mal die Aufnahmetechnik. Da Herr Werner auf dem Dorf lebt, überlege ich, ob es wohl ein Neubauernhof sein wird, wo er wohnt. Auch sein Beruf Diplolandwirt, den ich von meinem Lebensgefährten erfahren habe, deutet darauf hin. Trotz des angenehmen Telefonats bin ich etwas unsicher, da ich Herrn Werner vorher nicht kennen gelernt habe.

Ort	Wohnzimmer von Herrn Werner
Datum	07.03.2009
Zeit	9:00 bis 11:30 Uhr
TeilnehmerInnen	Herr Werner und Interviewerin

Äußerlichkeiten

Pünktlich 9:00 Uhr komme ich bei Herrn Werner an. Es handelt sich um ein Grundstück etwas außerhalb des Dorfes. In den letzten Jahren wurde ein zweites Haus auf das Grundstück gebaut. Bei seinem Haus handelt es sich tatsächlich um einen Neubauernhof, der aber baulich stark verändert wurde. Das Wohnzimmer ist mit moderner Medientechnik ausgestattet. Die Möbel stammen aus verschiedenen Jahrzehnten. Fotos von Enkeln hängen an einer Wand, auch ein Holzkreuz. Holzintarsienarbeiten und schmiedeeiserne Elemente zieren das Zimmer, was zwar nicht meinem Geschmack entspricht, aber sicher handwerkliches Geschick erfordert. Später erzählt mir Herr Werner, dass er das alles selbst gefertigt hat.

Herr Werner beginnt, nachdem er seinen Laptop vom Stubentisch geräumt hat, wo er gerade nach günstigen Telefonanbietern suchte, sofort zu erzählen, noch ehe ich das Aufnahmegerät eingeschaltet habe. Ich unterbreche kurz, er ist aber schon so im Erzählfluss, dass ich meine zurecht gelegte Erzählaufforderung nicht ganz zu Ende führen kann.

In meiner Erinnerung herausragende Themen

Im ersten Teil erzählt er detailreich von den Erinnerungen seiner Mutter über die Flucht und die Ankunft in Sachsen sowie die spätere Ansiedlung auf der Neubauernstelle in Sachsen. Seine Mutter hatte ihm das häufig erzählt, dass ihm diese Geschichten in Fleisch und Blut übergegangen sind. Er sagt selbst, er wisse nicht so genau, wo seine eigenen Erinnerungen einsetzen. Voller Respekt und Achtung sind die Erzählungen über seine Mutter. Wenig erwähnt werden die beiden Geschwister.

Gleich zu Beginn der Erzählung betont er, dass der Vater die Schmiede mehr liebte als seine Frau, denn er verließ den Treck am Abend des ersten Fluchttag und kehrte zu seiner Schmiede zurück; sein Vater kam nach wenigen Tagen in sowjetische Gefangenschaft, aus der er nicht zurückkehrte.

Im zweiten Teil erzählt Herr Werner von dem mühsamen Aufbau des Neubauernhofes bis zum erzwungenen Eintritt in die LPG, für ihn ein einschneidendes Geschehen, das seine Zukunftspläne zerstört. Er betont immer wieder, wie gern er seine Mutter bei der landwirtschaftlichen Tätigkeit unterstützt hat.

Der dritte Teil handelt ausführlich von seinem beruflichen Werdegang in der LPG, von seiner Verantwortung und den Schwierigkeiten in den leitenden Funktionen, die er schnell innehatte.

Gespräch nach Abschalten des Aufnahmegerätes

Nach Abschalten des Tonbandes erfahre ich noch die Geschichte seiner Großeltern, die nach dem Ersten Weltkrieg auch ihren Hof verlassen mussten. Ausführlich erzählt er die von den Urgroßeltern erzwungenen Hochzeiten seiner Großeltern sowie die Lebenswege seiner Großeltern. Als letzten Punkt erfahre ich seinen beruflichen Werdegang nach der Wende. Er war Mitbegründer der Agrargenossenschaft und zweiter Vorsitzende. Die Agrargenossenschaft lief gut, bis bemerkt wurde, dass der erste Vorsitzende Geld veruntreut hatte, was auch sein berufliches Ende bedeutete, er wurde mit 63 Jahren arbeitslos und ging in Rente.

Die Erzählung sei ihm nicht schwer gefallen, da er sich seit längerem mit der Geschichte seiner Familie beschäftige.

Biographische Daten

- 1942 als zweiter Sohn eines Schmiedes geboren
- Januar 1945 Flucht aus Schlesien, Vater stirbt in Kriegsgefangenschaft
- 1948 erhält Familie Neubauernhof
- Realschulabschluss, sehr guter Schüler
- Berufsausbildung zum Landwirt
- ca. 1965 Heirat, lernt seine Frau bei der Ausbildung kennen, mindestens ein Kind
- insgesamt neun Jahre Fernstudium bis zum Diplomlandwirt, währenddessen schon leitende Funktionen in der LPG
- bis zur „Wende“ in der LPG tätig
- danach 2. Vorsitzender in der Agrargenossenschaft bis zum 63. Lebensjahr

Befindlichkeit während des Interviews

Meine anfängliche Befangenheit, weil ich Herrn Werner nicht kenne, legt sich schnell. Es herrscht die ganze Zeit eine offene Atmosphäre. Herr Werner ist ein sympathischer Erzähler, ich kann mich gut einfühlen in die Empfindungen bei der reservierten Aufnahme durch die Dorfbevölkerung und bei dem ungewollten Eintritt in die LPG.

Auf Fragen beginnt er meist wieder ausführlich zu erzählen. Einmal soll ich das Aufnahmegerät ausschalten, weil er von einem Vermieter im Dorf erzählen will, wie schlecht dieser zu bedürftigen Menschen war und wie er selbst seine eigenen Schwestern behandelte – und dass dieser Mensch trotz seines unchristlichen Verhaltens im Kirchenvorstand war.

Das Gespräch wird einmal kurz unterbrochen von seiner Frau, die uns zu trinken bringt.

Eindrücke und Irritationen

Er betont mehrmals, dass seine Familie keine negativen Erinnerungen bei der Aufnahme in Sachsen erlebt hatte. Die Erzählungen sprechen für mich aber eine andere Sprache. Die Mutter war mit drei Kindern häufig die letzte, die bei Familien aufgenommen wurde oder die dann nur noch in öffentlichen Gebäuden unterkam, so seine Ausführungen.

Beeindruckt bin ich von seiner Mutter, die einen Neubauernhof aufbaut und mit viel Fleiß und Geschick führt, dadurch kann sich die Familie eine Existenz in Sachsen aufbauen. Herr Werner ist stolz auf seine Mutter und Großmutter und enttäuscht über seinen Vater, der die Familie im entscheidenden Moment im Stich ließ. Zu seiner Mutter besteht eine besonders innige Beziehung. Seine und ihre Erinnerungen verschmelzen zum Teil. Herr Werner ist wie seine Mutter fleißig und strebsam. Er absolviert insgesamt neun Jahre Fernstudium.

Trotz seiner leitenden Tätigkeit ist er nicht in die SED eingetreten, sondern in einem „Ausweichmanöver“ in den DBD. Sein beruflicher Weg gelingt. Seinen privaten Weg berührt er seltener in seiner Geschichte.

Seine Geschwister spielen in der Erzählung kaum eine Rolle, der Bruder verstirbt mit 11 Jahren an einen nicht behandelten Diabetes, über den Werdegang der Schwester ist gar nichts zu erfahren.

Auffällig ist mir, dass es keine positiv besetzten Männer in der Familie gibt.

Die meiste Zeit hat er sachlich erzählt. Zwei Mal war er sehr ergriffen:

1. als seine Mutter doch in die LPG eintrat und auch sein damaliges Berufs- und Lebensziel zerbrach.
2. als seine Mutter bei der Flucht in einen Ort bei Chemnitz auf einer Brücke stand und mit ihren Kindern aus Verzweiflung Suizid begehen wollte; es ist mir nicht klar, ob Herr Werner derart genaue persönliche Erinnerungen daran hat.

Interviewbericht – Frau Krämer

Bauerstochter, Bäuerin (Jahrgang 1917)

Kontaktaufnahme

Das Kennenlernen von Frau Krämer, Einwohnerin aus der Gemeinde, erfolgt über ihren Enkelsohn, der mir aus dem Freundeskreis bekannt ist. Ich weiß von ihm, dass seine Großeltern aus Schlesien stammen und sie hier einen Neubauernhof aufgebaut haben. Ich bitte ihn, sie zu fragen, ob sie für ein Interview bereit wäre. Am 17.02.09 stelle ich mich bei ihr vor und vereinbare einen Termin für den 23.02.09. Es sind gerade die Tochter und der Schwiegersohn zu gegen, die sich um die rüstige alte Dame kümmern. Sie sagen mir, dass ich viel Zeit mitbringen muss, da die Mutter gern erzählt. Ich finde eine aufgeschlossenen Atmosphäre vor.

Am 23.02.09 überprüfe ich die Technik und fahre 13:50 Uhr los. Es ist das zweite Interview. Beim ersten Interview fing meine Gesprächspartnerin schon vor dem Einschalten der Aufnahmetechnik an zu erzählen, hoffentlich gelingt der Einstieg besser.

Ort	Wohnzimmer von Frau Krämer
Datum	23.02.2009
Zeit	14:00 bis 17:00 Uhr
Teilnehmerinnen	Frau Krämer und Interviewerin

Äußerlichkeiten

Ich bin pünktlich auf dem Neubauernhof. Vor zehn Jahren wurde der sich ans Wohnhaus anschließende Stall zu einer Wohnung für einen Enkelsohn und seine Familie umgebaut. Es ist gerade noch eine der drei Töchter mit ihren Mann bei ihr, die sich gerade Verabschieden. Frau Krämer bittet mich schon im Wohnzimmer Platz zu nehmen. Ich schließe das Aufnahmegerät an. Das Wohnzimmer ist relativ klein, vielleicht 15 m², sehr gepflegt. Die Möbel wahrscheinlich aus den 40er und 50er Jahren. Nur der Fernseher ist neu. Auf der Anrichte stehen viele neuere Familienfotos, Hochzeits- und Familienbilder von den erwachsenen Enkeln und Kinderbilder von den Urenkeln, keine alten Fotos.

Ich erläutere ihr noch mein Hauptanliegen, stelle das Tonband ein und bitte sie zu erzählen. Die Erzählung von Frau Krüger kommt gut in Gang und muss kaum unterstützt werden, als Einstieg wählt sie den 8. Februar, als ihre Flucht mit den Eltern und ihren kleinen Kindern vor der herannahenden Front begann.

In meiner Erinnerung herausragende Themen

Die Erzählung geht nicht immer chronologisch vor, sie ist oft so vertieft in Erinnerungen an die Menschen, die ihr im Laufe ihres Lebens begegnen. Und sie will mir deren Geschichte möglichst auch bis ins Heute erzählen. Manchmal bemerkt sie, dass sie sehr weit ausgeholt hat und bricht ab und fährt mit ihrer Haupterzählung fort. Die Gewichtung liegt auf der Fluchterfahrung (ein Bombenangriff in Chemnitz, der zweite Geburtstag der Zwillinge während der Flucht, die Versorgung der Kinder, die Bewältigung des Fluchtalltages, die Begegnung mit der ansässigen Bevölkerung). Auch wenn sie ihre Geschichte schon weiter erzählt hat, springt sie immer wieder zeitlich zurück.

Das zweite große Thema ist der Aufbau des Neubauernhofes und die angepasste Lebensweise im Dorf.

Häufig wird die Erkrankung ihres Mannes erwähnt, der an einer chronischen Mittelohrent-

zündung leidet, die eigentlich zu einer schon bestätigten Wehruntauglichkeit hätte führen müssen.

Viele praktische Tätigkeiten aus ihrem Leben beschreibt sie sehr detailreich. Weitere Themen sind: ihr Leben und das ihres Mannes vor der Flucht samt den Bezugspersonen, der berufliche und persönliche Werdegang in Sachsen bis ins hohe Alter.

Eigene Gefühle kommen selten zum Ausdruck, beispielsweise als am zweiten Geburtstag der Zwillinge die Bauersfrau aus Sachsen einen Streuselkuchen bäckt, als der Landwehrjunge Hansi, der zur Feldbestellung in die Lausitz fahren will von einer Bombe samt den wertvollen Pferden tödlich getroffen wird und als sie von einem kommunistischen Bauern im neuen Heimatdorf keine Milch abkaufen kann, beim Tod ihres Ehemanns.

Gespräch nach Abschalten des Aufnahmegerätes

Das Gespräch kommt nochmals in Gang: Frau Krämer erzählt von der schwierigen Situation der ersten Schwangerschaft, sie erwartete Zwillinge und die Hebamme im Dorf hatte ihre Tätigkeit beendet. Ihr Mann war während dieser Zeit im Lazarett in Österreich. Sie bricht aber die Erzählung ab, dass es genug jetzt sei. Im Vorfeld unseres Gesprächs sei ihr wieder viel durch den Kopf gegangen und die letzte Nacht habe sie schlecht geschlafen.

Ich hatte den Eindruck, dass sie auch erschöpft ist nach dem vielen mehrstündigen Erzählen. Sie hoffe, dass mir ihre Erzählung etwas nützt.

Biographische Daten

- 1917 in K. geboren, als Jüngste von sechs Geschwistern, in gute bäuerliche Verhältnisse (elterlicher Bauernhof umfasst 30 Hektar, 12 Kühe, Schweine usw., vor dem Krieg erfolgt die Bewirtschaftung der Hofes hauptsächlich durch Familienangehörige [Brüder] in Kriegszeit durch zwei männliche Zwangsarbeiter: ein Pole, ein Russe und zwei polnische Zwangsarbeiterinnen)
- keine Aussagen über Schulabschluss und Berufsausbildung
- Arbeit als Bäuerin auf dem elterlichen Hof
- Herbst 1942 Heirat, da sie schwanger ist, bleibt aber auf dem elterlichen Hof wohnen, Mann ist zum Militär eingezogen, eigentlich ist er ausgemustert wegen chronischer Ohrenerkrankung, dies wurde aber nicht berücksichtigt
- am 8. März 1943 Geburt der Zwillingmädchen, nach einundeinhalb Jahren Geburt eines weiteren Mädchens
- Ehemann in Russland als Soldat am Dnjepr
- am 8. Februar Fluchtbeginn von Frau Krämer, gemeinsam mit Ihren Eltern und den drei kleinen Kindern mit der guten Kutsche (oft als Heiratskutsche benutzt), mit reichlich Lebensmitteln
- Frühjahr und Sommer 1945 vorerst Unterkommen auf einem Bauernhof in der Nähe von Zwickau
- Ehemann befindet sich im Sommer schon in R., er bekommt Nachricht, dass seine Frau mit den Kindern bei Zwickau ist, da sie Pferde besitzen, können sie nach R. (Pferde werden in der Landwirtschaft benötigt), andere Familienangehörige ziehen weiter Richtung Westen
- Im Sommer 1945 provisorische Unterkunft in R. in ehemaliger Unterbringung der Zwangsarbeiter, bekommt sofort Arbeit in der Gärtnerei, Vater und Ehemann in der Landwirtschaft, Kinder im Kindergarten

- Herbst 1945 Bewerbung für Neubauernstelle im Zuge der Bodenreform, drei Familienangehörige bekommen je 5 Hektar nebeneinander liegendes Land; da sie erfahrene Bauern und Bäuerinnen sind und mehrere Familienangehörige nah zusammen wohnen, können sie wirtschaftlich erfolgreich arbeiten
- 1947 Beginn Bau des Neubauernhofs, Kredit 15 000 Mark, 1. September 1949 Einzug
- Frau Krämer ist in der Kirchgemeinde und im Kirchenvorstand (zehn Jahre) aktiv, übernimmt das Amt vom Vater, der altersbedingt ausscheidet
- 1960 Eintritt in die LPG, erst als es Pflicht wurde, nach aggressiver Agitationen, weiterhin Beschäftigung in der Landwirtschaft, erst im Feldbau, später Arbeit im Kälberstall
- Pflege der hochbetagten Mutter (94), damit Aufgabe Berufstätigkeit
- 2009: 60 Jahre im Neubauernhof in D., jeder Tag wird als Geschenk empfunden, aber sie ist auch bereit, „abberufen“ zu werden

Erste Einfälle zur Interpretation

Der erfolgreiche Neubeginn mit dem Neubauernhof in Sachsen, wie sie es beschreibt, ist durch familiäre gegenseitige Unterstützung möglich. Voraussetzung sind die guten beruflichen Kenntnisse, verbunden mit Strebsamkeit und Fleiß. Dadurch ist man weniger auf Einheimische angewiesen. Ihre Strategie im Zusammenleben mit den Einheimischen ist durch zurückhaltendes Verhalten, ein Nichteinmischen ins Dorfgerede und ein Nichtbeachten bei ablehnender Behandlung bestimmt. Was sie zu Hause besaßen und wie gut sie gelebt hatten, erzählte sie nicht weiter, weil sie nicht als Angeberin zählen wolle, sinngemäß: „die wussten nicht, wie wir da drüben gelebt hatten und hatten auch kein Interesse“. Die Familie ist bemüht, im Dorf eine gesellschaftlich anerkannte Stellung einzunehmen, indem man beispielsweise Mitglied des Kirchenvorstandes wird.

Irritation und Schwierigkeiten

Obwohl ihr Ehemann bei Fluchtbeginn sich auf dem nahe gelegenen elterlichen Hof befindet, zieht er nicht gemeinsam mit seiner Frau, sondern mit seinen Eltern.

Frau Krämer erwähnt häufig die Erkrankung des Ehemann an einer chronische Mittelohrentzündung, aber nur einmal wird die Depressionen und Suizidgefährdung kurz erwähnt, sie bricht schnell ab, als ob sie das eigentlich nicht erwähnen wollte. In meinen Augen wiegt diese Erkrankung schwerer.

Ich hatte den Eindruck, dass wenig Trauer um den Verlust der Heimat zum Ausdruck kommt.

Frau Krämer beherrscht das rhetorische Stilmittel der Satzellipsen in Perfektion. Abgebrochene Sätze setzt sie mit einem neuen Thema fort, um auch dieses – nach mitunter wenigen Worten – in ein weiteres überzuleiten. Die Anforderungen, Satzteile laufend selbst zu ergänzen, sind hoch; mitunter greift sie auch angefangene Sätze viel später wieder auf. Das Zuhören ist sehr anstrengend, am Ende des Interviews bin ich sehr abgespannt. Jedoch: meine Interviewpartnerin ist weit mehr als doppelt so alt wie ich – 92.

Transkriptions-Zeichen

- I: Interviewerin (Kerstin Pönisch)
- X: *Interviewte (Frau/Herr ...)*
- ... Kurze Pause
- ...6... Pause, ab 4 Sekunden (Länge in Sekunden als Zahl)
- Interviewtext betonte(s) Wort(e)
- (..) Unverständlicher Interviewtext
(Anzahl Punkte entspricht ca. Anzahl der Worte)
- (Text ?) nicht eindeutig verständlich
- ... Satzabbruch, aus der Satzkonstruktion gefallen
- [!: mhm] paraverbale / unterstützende Äußerungen der Interviewerin
- [*Beschreibung*] Personenzuordnung / Erklärung
zum besseren Verständnis des Textes
- ((Charakterisierung des Sprechstils))
- ((Charakterisierung des Sprechstils bis*)) *Interviewtext* (*)
- ((äußere Einflüsse, beispielsweise Kassettenwechsel))

Literaturverzeichnis

Bücher

- Aust, Stefan; Burgdorff, Stephan (Hrsg.) (2005): Die Flucht. Über die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. München: dtv.
- Bade, Klaus J.; Oltmer, Jochen (2004): Normalfall Migration. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Eigenverlag).
- Bauerkämper, Arnd (1999): Die vorgetäuschte Integration. Die Auswirkungen der Bodenreform und Flüchtlingssiedlung auf die berufliche Eingliederung von Vertriebenen in die Landwirtschaft in Deutschland 1945–1960. In: Hoffmann, Dierk; Schwartz, Michael (Hrsg.). Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen – Eingliederung in der SBZ / DDR. S. 193–214. München: R. Oldenburg Verlag.
- Becher, Ursula A. J.; Borodziej, Włodzimierz; Maier, Robert (Hrsg.) (2001): Deutschland und Polen im zwanzigsten Jahrhundert. Analysen–Quellen–Didaktische Hinweise. Hannover: Verlag Hahnsche Buchhandlung.
- Benz, Wolfgang (14.–20. Tausend, 1991): Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuchverlag.
- Benz, Wolfgang (2000): Geschichte des Dritten Reiches. München: C.H.Beck.
- Benz, Wolfgang (2005): Potsdam 1945. Besatzungsherrschaft und Neuaufbau im Vier-Zonen-Deutschland. 4. Aufl. München: dtv.
- Bernart, Yvonne; Krapp, Stefanie (1997): Das narrative Interview. Ein Leitfaden zur rekonstruktiven Auswertung. Forschung, Statistik und Methoden. Band 2. Landau: Verlag Empirische Pädagogik
- Bethke, Susann (1993): Der Weg der Deutschen aus der Tschechoslowakei in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands (1945/46). In: Wille, Manfred (Hrsg.). Die Sudetendeutschen in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Ankunft, Aufnahme und erste Integrationsversuche. S. 5–27. Magdeburg: Pädagogische Hochschule Magdeburg (Eigenverlag).
- Böhler, Jochen (2006): Auftakt zum Vernichtungskrieg. Die Wehrmacht in Polen 1939. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Boldorf, Marcel (1997): Die Vertriebenen als Klientel der Sozialfürsorge in der SBZ/DDR (1945–1949). In: Wille, Manfred (Hrsg.). 50 Jahre Flucht und Vertreibung. Gemeinsamkeiten und Unterschiede bei der Aufnahme und der Integration der Vertriebenen in die Gesellschaften der Westzonen/BRD und der SBZ/DDR. S. 296–304. Magdeburg: Helmut-Block-Verlag.

- Boldorf, Marcel (1999): Fürsorgeunterstützung in Deutschland unter dem Einfluß der Zwangsmigration der Nachkriegszeit (1945–1952). In: Hoffmann, Dierk; Schwartz, Michael (Hrsg.). Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen – Eingliederung in der SBZ / DDR. S. 233–246. München: R. Oldenburg Verlag.
- Brandes, Detlef (2001): Der Weg der Vertreibung 1938–1945. Pläne und Entscheidungen zum „Transfer“ der Deutschen aus der Tschechoslowakei und aus Polen. München: R. Oldenburg Verlag.
- Bruner, Jerome S. (1998): Vergangenheit und Gegenwart als narrative Konstruktion. In: Straub, Jürgen (Hrsg.). Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität 1. S. 46–80. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft.
- Burgdorff, Stephan; Habbe Christian (Hrsg.) (2004): Als Feuer vom Himmel fiel. Der Bombenkrieg in Deutschland. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Eigenverlag).
- Danne, Johanne (1995): Nur für 3 Tage? mit 12 Jahren auf der Flucht von Niederschlesien über Sachsen nach Thüringen. Dresden: Sächsisches Druck- und Verlagshaus.
- Donth, Stefan (2000): Vertriebene und Flüchtlinge in Sachsen 1945–1952. Die Politik der sowjetischen Militäradministration. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Dabag, Mihran (2005): Der Genozid an den Armeniern im Osmanischen Reich. In: Knigge, Volkhard; Frei, Norbert (Hrsg.). Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord. S. 33–55. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Eigenverlag).
- Darnstädt, Thomas; Wiegrefe, Klaus (2005): „Vater erschieß mich“ – Die dramatische Flucht vor der Roten Armee. In: Aust, Stefan; Burgdorff, Stephan (Hrsg.). Die Flucht. Über die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. S. 21–38. München: dtv
- Faulenbach, Bernd (2002): Die Vertreibung der Deutschen aus den Gebieten jenseits von Oder und Neiße. Zur wissenschaftlichen Diskussion in Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. (o. Jg.) B 51–52/2002 vom 23. Dezember 2002. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Eigenverlag). S. 44–54
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1996): Strukturelle Analyse biographischer Texte. In: Brähler, Elmar; Adler, Corinne (Hrsg.). Qualitative Einzelfallanalysen und qualitative Verfahren. S. 147–208. Gießen: Psychosozial.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram; Rosenthal, Gabriele (1997): Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation. In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hrsg.). Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. S. 133–164. Opladen: Leske und Budrich.

- Frei, Norbert (2009): 1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewußtsein der Deutschen. München: dtv.
- Fuchs-Heinritz, Werner (2005): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Glinka, Hans-Jürgen (1998): Das narrative Interview. Eine Einführung für Sozialpädagogen. Weinheim und München: Juventa.
- Goldenbaum, Hans (2007): Nicht Täter, sondern Opfer? Ilia Ehrenburg und der Fall Nemmersdorf im kollektiven Gedächtnis der Deutschen. In: Wüstenhagen, Jana; Bohse, Daniel (Hrsg.). Hallische Beiträge zur Zeitgeschichte. (o.Jg.), Heft 17, 2007/1. (Eigenverlag). S. 7–38.
- Groß, Reiner (2007): Geschichte Sachsens. (4. Aufl.). Leipzig: Edition Leipzig.
- Heinold, Ehrhardt; Großer, Günther (Hrsg.) (2003): Sachsen 1945. Ende und Neubeginn. Erinnerungen und Berichte. Husum: Verlag der Nation Ingwert Paulsen jr.
- Hoffmann, Dierk; Schwartz, Michael (Hrsg.) (1999): Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen – Eingliederung in der SBZ / DDR. München: R. Oldenburg Verlag.
- Hoffmann, Dierk (1999): Vertriebenenintegration durch Arbeitsmarktlenkung? Zur Beschäftigungspolitik der SBZ / DDR (1945–1950). In: Hoffmann, Dierk; Schwartz, Michael (Hrsg.). Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen – Eingliederung in der SBZ / DDR. S. 173–192. München: R. Oldenburg Verlag.
- Hoorn, Heike van (2004): Neue Heimat im Sozialismus. Die Umsiedlung und Integration sudetendeutscher Antifa-Umsiedler in der SBZ/DDR. Essen: Klartext Verlag.
- Jahn, Manfred (1994) (Hrsg.). Sachsen – Böhmen – Schlesien. Forschungsbeiträge zu einer sensiblen Grenzregion. Dresden: Sächsisches Druck- und Verlagshaus.
- Jahn, Manfred (1999): Zur sächsischen Spezifik der Aufnahme von vertriebenen Deutschen 1945 bis 1949. Das Fallbeispiel Uranbergbau. In: Hoffmann, Dierk; Schwartz, Michael (Hrsg.). Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen – Eingliederung in der SBZ / DDR. S. 215–232. München: R. Oldenburg Verlag.
- Just, Regine (1985): Die Lösung der Umsiedlerfrage auf dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik, dargestellt am Beispiel des Landes Sachsen (1945–1952). Inauguraldissertation, Magdeburg.
- Koop, Volker (2008): Besetzt. Sowjetische Besatzungspolitik in Deutschland. Berlin-Brandenburg: be.bra Verlag.
- Kossert, Andreas (2008): Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Eigenverlag).

-
- Markowitsch, Hans J.; Welzer, Harald (2006): Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung. 2. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Nitschke, Bernadetta (2004): Vertreibung und Aussiedlung der deutschen Bevölkerung aus Polen 1945 bis 1949. 2. Aufl. München: R. Oldenburg Verlag.
- Piskorski, Jan M. (2005): Vertreibung und deutsch-polnische Geschichte. Eine Streitschrift. Osnabrück: fibre Verlag.
- Plato, Alexander von; Meinicke, Wolfgang (1991): Alte Heimat – neue Zeit. Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertrieben in der sowjetischen Besatzungszone und der DDR. Berlin: Verlags-Anstalt Union.
- Pohl, Dieter (2008): Die Herrschaft der Wehrmacht. Deutsche Militärbesatzung und einheimische Bevölkerung in der Sowjetunion 1941–1944. München: R. Oldenburg Verlag.
- Polkinghorne, Donald E. (1998): Narrative Psychologie und Geschichtsbewußtsein. Beziehungen und Perspektiven. In: Straub, Jürgen (Hrsg.). Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität 1. S. 12–45. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft.
- Reichling, Gerhard (1995): Die deutschen Vertriebenen in Zahlen. Teil 1. Umsiedler, Verschleppte, Vertriebene, Aussiedler 1940–1985. Bonn: Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen.
- Reichardt, Sven; Ziernberg, Malte (2008): Damals nach dem Krieg. Eine Geschichte Deutschlands 1945 bis 1949. München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Rosenfeld, Günter (1993): Das Zustandekommen und die Auswirkungen des Hitler-Stalin-Paktes. In: Foerster, Roland (Hrsg.). „Unternehmen Barbarossa“. Zum historischen Ort der deutsch-sowjetischen Beziehungen von 1933–1941. S. 35–54. München: R. Oldenburg Verlag.
- Rosenthal, Gabriele (2005): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim und München: Juventa.
- Ruhe, Hans Georg (2009): Methoden der Biografiearbeit. Lebensspuren entdecken und verstehen. 4. Aufl. Weinheim und München: Juventa.
- Schaarschmidt, Thomas (2007): Die regionale Ebene im zentralistischen „Führerstaat“ – das Beispiel des NS-Gaus Sachsen. In: Richter, Michael; Schaarschmidt, Thomas; Schmeitzer, Mike (Hrsg.). Länder, Gaue und Bezirke. Mitteldeutschland im 20. Jahrhundert. S. 125–140. Dresden: Mitteldeutscher Verlag.

- Salzborn, Samuel (2003): Opfer, Tabu, Kollektivschuld. Über Motive deutscher Obsession. In: Klundt, Michael; Salzborn, Samuel; Schwietring, Marc; Wiegel, Gerd (Hrsg.). *Erinnern, verdrängen, vergessen. Geschichtspolitische Wege im 21. Jahrhundert*. S. 17–42. Giessen: Netzwerke für politische Bildung, Kultur und Kommunikation e.V.
- Schrammek, Notker (2004): *Alltag und Selbstbild von Flüchtlingen und Vertriebenen in Sachsen 1945–1952*. Frankfurt am Main: Peter Lang – Europäischer Verlag der Wissenschaften.
- Schraut, Sylvia; Grosser, Thomas (Hrsg.) (1996): *Die Flüchtlingsfrage in der deutschen Nachkriegsgesellschaft*. Mannheim: Palatium Verlag.
- Schwab, Irina (2001): *Flüchtlinge und Vertriebene in Sachsen 1945–1952. Die Rolle der Kreis- und Stadtverwaltungen bei Aufnahme und Integration*. Frankfurt am Main: Peter Lang – Europäischer Verlag der Wissenschaften.
- Schwartz, Michael (1996): *Kontrollierte Partizipation. Die ‚Umsiedler-Ausschüsse‘ der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands im Spannungsfeld von Sonderverwaltung, Parteipolitik und sozialen Interessen 1945–1949*. In: Schraut, Sylvia; Grosser, Thomas (Hrsg.). *Die Flüchtlingsfrage in der deutschen Nachkriegsgesellschaft*. S. 161–191. Mannheim: Palatium Verlag.
- Schwartz, Michael (1997): *Besatzer und Vertriebene – Beobachtungen zur Rolle der SMA in der ‚Umsiedler‘-Politik der SBZ*. In: Wille, Manfred (Hrsg.). *50 Jahre Flucht und Vertreibung. Gemeinsamkeiten und Unterschiede bei der Aufnahme und der Integration der Vertriebenen in die Gesellschaften der Westzonen/BRD und der SBZ/DDR*. S. 189–201. Magdeburg: Helmut-Block-Verlag.
- Schwartz, Michael (1999): *Apparate und Kurswechsel. Zur institutionellen und personellen Dynamik von ‚Umsiedler‘-Politik in der SBZ / DDR 1945–1953* (S. 105–136). In: Hoffmann, Dierk; Schwartz, Michael (Hrsg.). *Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen – Eingliederung in der SBZ / DDR*. München: R. Oldenburg Verlag.
- Schwartz, Michael (2004): *Vertriebene und ‚Umsiedlerpolitik‘. Integrationskonflikte in den deutschen Nachkriegs-Gesellschaften und die Assimilationsstrategien in der SBZ/DDR 1945–1961*. München: R. Oldenburg Verlag.
- Sommer, Karl-Ludwig (1996): *Zwischen nationalen Rechtsbewahrungsansprüchen, »kirchlicher Neuordnung« und praktizierter Nächstenliebe: die evangelische Kirche und die Flüchtlinge in den ersten Nachkriegsjahren*. In: Schraut, Sylvia; Grosser, Thomas (Hrsg.). *Die Flüchtlingsfrage in der deutschen Nachkriegsgesellschaft*. S. 395–420. Mannheim: Palatium Verlag.

- Spurný, Matěj (2008): Flucht und Vertreibung. Das Ende des Zweiten Weltkrieges in Niederschlesien, Sachsen und Nordböhmen. Dresden: Sächsische Landeszentrale für politische Bildung, Brücke/Most-Stiftung.
- Straub, Jürgen (1998): Geschichten erzählen, Geschichte bilden. Grundzüge einer narrativen Psychologie historischer Sinnbildung. In: Straub, Jürgen (Hrsg.). Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität 1. S. 81–169. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft.
- Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg./Redaktion Rösgen, Petra) (2006): Flucht Vertreibung Integration. 3. Aufl. Bielefeld: Kerber Verlag.
- Thamer, Ulrich (2004): Nationalsozialistische Außenpolitik: der Weg in den Krieg. In: Informationen zur politischen Bildung. Nationalsozialismus II. Führerstaat und Vernichtungskrieg. (o.Jg.), Nr. 266, S. 31–44.
- Ther, Philipp (1999): Vertriebenenpolitik in der SBZ / DDR und in Polen 1945–1950. In: Hoffmann, Dierk; Schwartz, Michael (Hrsg.). Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen – Eingliederung in der SBZ / DDR. S. 137–160. München: R. Oldenburg Verlag.
- Thüsing, Andreas (2000): Landesverwaltung und Landesregierung in Sachsen 1945–1952. Frankfurt am Main: Peter Lang – Europäischer Verlag der Wissenschaften.
- Thüsing, Andreas; Tischer, Wolfgang; Schrammek, Notker (2005): „Umsiedler“ in Sachsen. Aufnahme und Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen 1945–52. Eine Quellensammlung. Leipzig und Berlin: Edition Kirchhof und Franke.
- Urban, Thomas (2004): Von Krakau bis Danzig. Eine Reise durch die deutsch-polnische Geschichte. München: Verlag C. H. Beck.
- Urban, Thomas (2005): Der Verlust. Die Vertreibung der Deutschen und Polen im 20. Jahrhundert. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Eigenverlag).
- Völklein, Ulrich (2005): „Mitleid war nicht zu erwarten“. Das Schicksal der deutschen Vertriebenen. München: Droemer Verlag.
- Wancerz-Gluza, Alicja (2003): Grenzerfahrungen. Jugendliche erforschen deutsch-polnische Geschichte. 2. Aufl. Hamburg: Edition Körber-Stiftung.
- WDR-Fernsehserie, das Buch zur. Mit Beiträgen von Arburg, Adrian von, Borodziej, Włodzimierz, Kostjaschow, Jurij u.a. (2005) Als die Deutschen weg waren. Was nach der Vertreibung geschah: Ostpreußen, Schlesien, Sudetenland. Berlin: Rowohlt.

- Welzer, Harald (2005): Der Holocaust im deutschen Familiengedächtnis. S. 362–378. In: Knigge, Volkhard; Frei, Norbert (Hrsg.). Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord. Bundeszentrale für politische Bildung (Eigenverlag).
- Wildt, Michael (2008): Geschichte des Nationalsozialismus. Ulm: Ebner und Spiegel, Sonderausgabe für die Zentralen für politische Bildung.
- Wille, Manfred (Hrsg.) (1993): Die Sudetendeutschen in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Ankunft, Aufnahme und erste Integrationsversuche. Magdeburg: Pädagogische Hochschule Magdeburg (Eigenverlag).
- Wille, Manfred (1993): Die „freiwillige Ausreise“ sudetendeutscher Antifaschisten in die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands – erfüllte und enttäuschte Hoffnungen und Erwartungen. In: Wille, Manfred (Hrsg.). Die Sudetendeutschen in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Ankunft, Aufnahme und erste Integrationsversuche. S. 28–61. Magdeburg: Pädagogische Hochschule Magdeburg (Eigenverlag).
- Wille, Manfred (1997): Zu einigen Fragen der Aufnahme und Integration der Vertriebenen in der SBZ/DDR. In: Wille, Manfred (Hrsg.). 50 Jahre Flucht und Vertreibung. Gemeinsamkeiten und Unterschiede bei der Aufnahme und der Intergration der Vertriebenen in die Gesellschaften der Westzonen/BRD und der SBZ/DDR. Magdeburg: Helmut-Block-Verlag.
- Wille, Manfred (1998): Die verordnete Einbürgerung von 4 Millionen Vertriebenen in die Gesellschaft der SBZ – DDR. Ein zentrales Dokument zur „Umsiedlerpolitik“ der SED in den ersten fünf Nachkriegsjahren. Herausgeber: Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg (Reprint). (Eigenverlag).
- Wille, Manfred (1999): SED und „Umsiedler“ – Vertriebenenpolitik der Einheitspartei im ersten Nachkriegsjahrzehnt. (S. 91–104) In: Hoffmann, Dierk; Schwartz, Michael (Hrsg.). Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen – Eingliederung in der SBZ / DDR. München: R. Oldenburg Verlag.
- Wille, Manfred; Lau Karlheinz; Bilke, Jörg Bernhard (1991): Die Vertriebenen in Mitteldeutschland. Bonn: Bund der Vertriebenen (Eigenverlag).

Tageszeitungen

- Der Freiheitskampf. Dresdner Zeitung. (1945): 15. Jahrgang, Ausgabe 58–93.
- Sächsische Volkszeitung. Organ der Kommunistischen Partei Deutschlands, Bezirk Sachsen. (1945): 1. Jahrgang, Ausgabe 10–120.

Ungedruckte Quellen

Flüchtlingwesen. Band I–IV (1945–1952). Archiv-Nr. 206. Abt. I IV: Archiv Nossen.

Internet

Bauerkämpfer, Arnd (o. Jahr): Die Bodenreform in Sachsen-Anhalt zwischen Neuanfang und Kontinuität. http://www.fes.de/Magdeburg/pdf/d_1_7_5_5.pdf, verfügbar am 1.3.2009.

Mehlhase, Torsten (2006): Flüchtlinge und Vertriebene in Sachsen-Anhalt. Ihre Aufnahme und Bestrebungen zur Eingliederung in die Gesellschaft 1945–1948/49. Referat.

http://www.fes.de/Magdeburg/pdf/6_10_14_Mehlhase2.pdf, verfügbar am 31.01.2008.

Dresdner Historikerkommission (2008): Erklärung der Dresdner Historikerkommission zur Ermittlung der Opferzahlen der Luftangriffe auf die Stadt Dresden am 13./14. Februar 1945 Dresden. Landeshauptstadt Dresden, 1. Oktober 2008.

http://www.dresden.de/media/pdf/presseamt/Erklaerung_Historikerkommission.pdf, verfügbar am 06.05.2009.

Technische Universität Chemnitz (o. Jahr): Dokument Nr. 16. Verordnung der Landesverwaltung Sachsen: Liquidierung des Großgrundbesitzes. Aufteilung der Rittergüter – Schaffung neuer Bauernhöfe. Verordnung über die landwirtschaftliche Bodenreform vom 11. September 1945.

archiv.tu-chemnitz.de/pub/2001/0011/data/33dokume.doc, verfügbar am 1.3.2009.

NS-Archiv Dokumente zum Nationalsozialismus (o. Jahr): Der deutsch-sowjetische Nichtangriffsvertrag mit geheimem Zusatzprotokoll.

<http://www.ns-archiv.de/krieg/sowjetunion/vertrag/nichtangriffspakt.php>, verfügbar am 22.03.2009.

Erklärung

Ich erkläre, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und nur unter Verwendung der angegebenen Literatur und Hilfsmittel angefertigt habe.

Burkersdorf, am 22. Juni 2009

Pönisch, Kerstin

**Die Ankunft, Aufnahme und Ansiedlung der Flüchtlinge und Vertriebenen
aus den ehemaligen Ostgebieten Deutschlands im Zusammenhang
mit dem zweiten Weltkrieg in den sächsischen Zielorten.
Wie bewerten heute Betroffene und Einheimische
den Prozess der Integration?**

INTERVIEWTEXTE

zur Diplomarbeit
an der

HOCHSCHULE MITTWEIDA-ROSSWEIN (FH)

UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES

FACHBEREICH SOZIALE ARBEIT

Roßwein • 2009

Inhalt

Transkriptions-Zeichen

Transkript Interview 1 mit Frau Ella Worm

Transkript Interview 2 mit Frau Gitta Felding

Transkript Interview 3 mit Herrn Johan Werner

Transkript Interview 4 mit Frau Greta Krämer

Transkriptions-Zeichen

- I: Interviewerin (Kerstin Pönisch)
- X: *Interviewte (Frau/Herr ...)*
- ... Kurze Pause
- ...6... Pause, ab 4 Sekunden (Länge in Sekunden als Zahl)
- Interviewtext betonte(s) Wort(e)
- (..) Unverständlicher Interviewtext
(Anzahl Punkte entspricht ca. Anzahl der Worte)
- (Text ?) nicht eindeutig verständlich
- ... Satzabbruch, aus der Satzkonstruktion gefallen
- [! : mhm] paraverbale / unterstützende Äußerungen der Interviewerin
(Charakterisierung des Sprechstils))
- ((Charakterisierung des Sprechstils bis*)) *Interviewtext* (*)
- ((äußere Einflüsse, beispielsweise Kassettenwechsel))

Transkription des Interview 1 mit

Frau Ella Worm

I: Interviewerin

W. Ella Worm

1 I: Ich will auch erfahren aus Deiner Perspektive wie die Vertriebenen und die
2 Flüchtlinge zusammen mit den Einheimischen hier zusammengefunden haben
3 oder auch nicht und was deine ganz persönlichen Erfahrungen sind, du bist ja
4 auch mit denen in die Schule usw. gegangen, wie das alles so nacheinander
5 gekommen ist – ich will dich nicht unterbrechen in der Zeit. Ich würde mir bissel
6 was aufschreiben und dich eventuell dann noch mal nachfragen.

7
8 *W: Ja, also das trifft, muss ich sagen, das trifft erst mal sehr gut zu. Not schweißst die Menschen
9 zusammen. ... Gerade mit die Kinder in der Schule, mir waren ja so wahnsinnig
10 viel Kinder in unseren Klassen und, und zu meiner Konfirmation noch, ... dass
11 manchmal so ein großer Klassenraum gar nicht zugelangt hat. Aber das, das
12 wie jetzte so ein Gekeile – das gab's nicht. ... Und, und – der Krieg war nu erst
13 mal, wo es nichts gab, die letzten Jahre, die ersten Jahre war ich ja auch noch
14 ähm relativ klein; ja aber die letzten Jahre dann, wo es eben kaum noch etwas
15 gab, was alles (.) was, da mussten die Leute alle ehm warme Sachen spenden,
16 die nach Russland geschickt wurden, im Krieg nur, weil da ja so furchtbar kalt
17 in Russland ist, nur, ... nu und dann ging das eben zu Ende, die Russen kamen
18 immer näher, ... und, und schön Tag, da haben ,se eben gesagt, wir müssen
19 uns ergeben, das nützt alles nichts, nor, das nützt alles nichts, wo die hier so
20 durchgezogen kamen, da haben wir dann eben 'ne weiße Fahne rausgehungen,
21 damit die nicht noch mal anfangen mit, mit Krieg zu machen; und, und die ge-
22 kommen sind hier, die Leute aus den Ostgebieten, na, klar, es war eben auch
23 für die Menschen schwierig, die ja auch aufgeregt waren, alles daheim liegen-
24 gelassen und bloß was sie auf – an hatten und in der Hand tragen konnten oder
25 was, 'ne, und dann kamen die hier an, ja mir hatten ja auch nichts zu kaufen
26 gekriegt, nur (kurzes Lachen), mein Gott, da haste schon mal wieder was hinge-
27 geben und –... aber vor allem im Großen und Ganzen ging's um's essen. Und
28 dass 'se eben auch mal eine Nacht schlafen konnten und ein Dach überm Kopp
29 hatten, das war das erstmal das Wichtigste im Grunde. Nu und da haben wir
30 eben auch –... eben, wie gesagt unsere Verwandten von Dresden, ihrer dreie,
31 und dann eine Frau mit 'nem Kind, und dann noch ein Ehepaar hier drüben, die
32 dann eben später ein Haus hier gekauft haben und, und, aber die Frau mit dem
33 Kind, die sind dann wieder fort. [I: mhm] Die, die zogen eigentlich alle bissel
34 in Richtung Westen, zum Ami zu, nur, aber das ging ja auch nicht von heute auf
35 morgen, die mussten nur so stückweise durch. ... Nur und dann, ich meine es
36 gab natürlich auch Leute hier, Einheimische, die de gesagt haben, die nehmen
37 wir nicht, die nehmen wir nicht, und, und also die nehmen wir nicht und oder
38 wenn ein Mädels so einen Burschen hatte als Freund, was ein Flüchtling war, nur,
39 dass (..) Flüchtling heiraten (..) Lass dich mit dem Flüchtling nicht ein und so, es
40 war da auch ein bissel Misstrauen dabei mitunter, weil die ja alle gesagt haben,
41 sie wollen wieder heim, und sie kommen auch –... wollen auch –... können auch
42 wieder heim, aber das war ja nicht der Fall, [I: mhm] nur, äh, gerade hier Rs. ...
43 R. und, und B.s waren das, R.s hat sie ja erst geheiratet, ... und die Frau, die bei
44 uns wohnte und dann wohnte die Frau, Frau H. – die kennst'e? – [I: mhm] die
45 auch, die sind, nee die Frau H. nicht, aber R.s, ne die P.s und die bei uns wohn-*

1 ten und, und die bei K.s, die sind nochmal heim. Nach Schl –... die waren ja bloß
 2 von Schlesien, die waren ja nicht von Polen. Und dort sind die furchtbar krank
 3 geworden, haben Typhus gehabt, die kamen dann wieder, wieder hier her, da
 4 hatten die alle keine Haare mehr, waren denen die ganzen Haare ausgefallen,
 5 die fingen dann so klein wieder an mit wachsen. Und dann sind sie eben hierge-
 6 blieben, nor, und haben dann –... gerade hier eben was R. –... B. –... was Frau
 7 R. ist, deren Eltern haben dann hier gesiedelt, [I: mhm] die hatten ja hier, wo
 8 F.s wohnen, hier drüben, Ri.s, weißt du das, ja (..), dort haben die dann gebaut.
 9 [I: mhm] Nuja, und das waren Umsiedler, ... wo die Frau D. wohnt, das waren
 10 Umsiedler, ... eben die hier gekommen sind, .. wo die in der Allee draußen, wie
 11 heißen die (.), oh, wo es nach V. geht ... [I: mhm] Nee, weiter naus, nee ...8...
 12 ((sucht nach einem Namen – grummelndes Geräusch, das die Unzufriedenheit
 13 über den vergessenen Namen andeutet)) ...

14 I: Sch. oder das Haus draußen
 15 auf dem Feld?

16 W: Schw. auch, das war auch, das war H., das waren auch Um-
 17 siedler, ja und das, was noch draußen in den Feldern ist, auch. Die Frau A., ich
 18 weiß nicht, ob du die noch gekannt hast, [I: mhm] das waren auch Umsiedler.
 19 Und die sind dann hier eben wirklich sesshaft geworden. [I: mhm] Sind dann
 20 hiergeblieben und ... haben sich –... da hat es eigentlich auch keine, keine
 21 Probleme gegeben. Und so sind in B. auch welche, und eben überall, auch auf
 22 dem N. eigentlich wahrscheinlich nicht, die sind ... sind viele wieder fort, obwohl
 23 auf dem N., glaube ich, die allermeisten gewohnt haben, ... Flüchtlinge hier. [I:
 24 mhm] Ja und, ...(4)... die Russenzeit, die haben wir alle hier mitgemacht, wo die
 25 hier ... die hatten ja an der B. ((Anm.: ein Flüsschen)) unten Baracken aufgebaut
 26 von R. bis K., ... und einen Weg gemacht und wohnten dort unten.

27 I: Die Russen?

28 W: Die Russen, ja, aber ... kannst' dir ja denken, nur ((verschlucktes Lächeln))
 29 ... war ja nichts da, keine Toilette und nichts, da gingen die eben hinter die Bude.
 30 [I: mhm] Wo die dann fort waren, sind wir auch mal gucken gewesen dort
 31 unten, also ... Aber da waren natürlich eben die Deutschen wieder ganz fix, die
 32 –... da waren die noch nicht ganz fort, da waren die schon dort und haben die
 33 Holzbuden weggerissen, nor. Das war natürlich auch –... da hätten wir uns nicht
 34 hingetraut, dort was abzupochen, an den Dingen ... was haben wir noch? ...4...
 35 Es hat sich eben dann mit der Länge der Zeit doch zusammen – zusammenge-
 36 funden. Das –... ich meine, viele, die hier nur mitunter bloß so, man kann gleich
 37 sagen, auf einem bloßen Boden gewohnt haben, weil einfach kein Platz mehr
 38 war, die sind eben dann zum größten Teil fort, Richtung Westen weiter –,nor,
 39 gezogen, ... das wäre ja gar nicht gegangen, wenn die alle hier geblieben wä-
 40 ren, nur das ... hätte ja kein Mensch ausgehalten dann ... ja und dann, ... dort,
 41 dann haben die ja das Rittergut aufgeteilt, dann haben die ja alle gesiedelt, ... 45
 42 war ja die Bodenreform, [I: mhm] na ... und dann sind hier eben die Neubau-
 43 ern hier, wie eben .. na F. nicht, die Frau F., die ist, ist auch Flüchtling, aber der
 44 stammt von hier, der hat auch, auch ein Flüchtlingsmädel geheiratet, wenn du es
 45 so willst, nor, und, und so sind eigentlich viele, nor, die .. auch die R.s, ich glau-

1 *be nämlich, das sind gar keine Umsiedler, die müssen später erst hierher gezo-*
2 *gen sein. Denn wo die eigentlich hergekommen sind, R.s, das wei –... auch die*
3 *M., die B. M., die sind auch erst später hierhergekommen, aber auch nicht aus*
4 *dem Osten, ich glaube nicht aus den Ostgebieten. Die ersten aus den Ostgebie-*
5 *ten, das war die H. die hast du aber auch nicht mehr gekannt? Die G.a, die ging*
6 *mit mir in die Schule, [l: mhm] die kam aus Königsberg, das waren die ersten.*
7 *Ja und ja, .. die ging nicht alleine, das waren schon auch ein paar, nor, und die*
8 *sind aber auch hiergeblieben. Nor, da waren die K.s noch, die I. war auch so alt*
9 *wie ich, die lebt jetzt in G., die hat eben in der Jugend nach G. geheiratet, .. und*
10 *na, die G. die hatte ja den R. geheiratet, die waren hier, und ... und die Eltern,*
11 *die Mutter ist hier gestorben, der Vater auch. Ja, die sind eben hiergeblieben.*
12 *... Ja, nor, ich meine, alle Leute, wenn die nun abends hier kamen und wussten*
13 *nicht, wohin, na klar, da haben die eben auch gesehen, nu, also ein Bauernhof,*
14 *versuchen wir es mal, haben sie eben auch gedacht, sie haben –... bloß wenn*
15 *die Bude schon gespritzte voll –... nur da haben wir nächstens, wie ich dir schon*
16 *mal sagte hier, nor, da haben wir gesagt, ihr könnt bloß hier auf den Dielen*
17 *schlafen, Stroh hin und Decken drauf und gut. [l: mhm] Das ist egal – Haupt-*
18 *sache ma –... und noch was Warmes zu essen und da haben wir eben –... da*
19 *hat dann meine Mutter, ich war da ja auch noch zu klein, eben was gekocht und*
20 *was gemacht, entweder Kartoffeln oder Suppe oder irgendwas sich so angebo-*
21 *ten hat. Ja, und dann, ...nachher so um 50 rum, 48 war die Währungsreform,*
22 *Währungsunion – nee, Währungsreform? 48 ist doch schon mal das Geld ver-*
23 *fallen, [l: mhm] ja und, und ... das Rittergut aufgelöst, mit den Neubauern, das*
24 *war nun eben erstmal ... die waren eben zum Teil nur mitunter bloß darauf aus*
25 *erst mal satt zu essen, nor, alles andere war gar nicht so wichtig, nor, [l: mhm]*
26 *das ist dann auch so ein bisschen eben in die Hose gegangen, nor, die haben*
27 *dann ihr Land wieder verkauft oder –... nun, dann kam die LPG; und die haben*
28 *es dann zum größten Teil gleich in die LPG und da sind eben dann viele, wo die*
29 *Grenze noch auf war, hier bis 61, da sind ja viele fort. Gerade, die neu, die bis*
30 *auf die nur wirklich sich ein Haus schon wieder gebaut hatten und .. und schon*
31 *wieder richtig auf dem Laufenden waren, aber alle anderen, die bloß .. so ein*
32 *Provisorium hatten, die sind ja alle wieder abgerückt, .. 'nüber.*
33 *((Sucht nach weiterer Erzählung)) ...8... Bloß eins muss man sagen, eben, die*
34 *Not war wirklich riesengroß, es gab ja nichts zu essen, vor allen in den Städten,*
35 *und, und, ich meine, mal ein paar Kartoffeln oder so, sind schon auch mal ge-*
36 *klaut worden, nor, aber das hat sich sehr, sehr in Grenzen gehalten.*
37 *Da hat mein Vater erzählt, das ist nach dem 1. Weltkrieg, wo auch Hungersnot*
38 *gewesen ist, viel viel schlimmer gewesen. Die hatten hier alle furchtbaren Bam-*
39 *mel vor den Russen. [l: mhm] Nor, das, –... ich meine, gestoppelt, Kartoffeln*
40 *gestoppelt, die haben zwar ihre Kartoffeln gestoppelt alle und Ähren gelesen*
41 *und gemacht und .. ja, wenn die aus der Stadt, nu gut, wenn die hier her kamen,*
42 *da haben sie ein paar Ähren gelesen, da ist doch auch nicht viel geworden, und,*
43 *und betteln eben, und dann war Polizei unten am Bahnhof – was haben sie in*
44 *dem Rucksack drin? Ausschütten – Dann haben sie es denen mitunter ja noch*
45 *wegenommen, nor.*

1 I: Da haben sie kontrolliert?
2 W: Ja, ich musste ja wegen mei-
3 ner Kinderlähmung auch öfters nach Dresden, [I: mhm] bin ich auch mit meiner
4 Muttl gefahren, nor, alleine konnte ich noch nicht, unsere Leute in Dresden ja
5 nun auch bloß das, was sie mal von uns kriegten und was sie auf ihre Marken
6 hatten. Nun, was machen wir denn zu essen? Und da hat meine Mutter Plin-
7 sen gebacken, [I: mhm] ja, einen richtigen Stapel eben, da dass wir die zwei
8 Tage eben, wo wir in Dresden waren, eben denen nicht noch das letzte Krümel
9 weggegessen haben. Und da kommen wir dorte auf den Bahnhof am Zollhaus;
10 Kontrolle, da sahen wir sie schon stehen, von weitem, nor, und meine Mutter
11 sagt: komm, vorbei, vorbei. Äh – nichts. Da haben sie uns festgehalten: was ist
12 denn in dem Paket? (.) Tüte da war ja das fettige Papier, nor. – Das ist unser
13 Essen. – Soviel? – Und her und hin, nor, da hat die auch mit dem rumgestrit-
14 ten, meine Mutter und hat gesagt: ich muss mit der Kleinen zum Doktor und da
15 müssen wir zwei Tage bleiben und da –... wir müssen ja was zum essen haben.
16 Und, naja, hm, mit ah und oh haben sie uns dann laufen lassen. Aber da haben
17 die auch vielen das Zeug weggenommen. Und dann noch einmal in F. Die Klein-
18 bahn fuhr ja hier über M., W. nach F., und dort standen sie auch, dann meistens.
19 Da haben'se auch noch mal kontrolliert. Und da haben wir auch gesagt: die
20 Frauen, die haben sich geschunden mit dem Rucksack Kartoffeln und so was,
21 nor. Uns so fünf Minuten vor daheim, da –... Aber da waren die Eisenbahner, die
22 waren –... also da war die Kleinbahn eigentlich so was von clever. Die kam ja von
23 N. und fuhr nach R., und dort unten beim Zollhaus fuhr die ja über die Straße,
24 dort taten die noch mal kurz so bissel wie anhalten, und da sind –... da ist – sind
25 immer einer, zwei, die sind eingestiegen am Bahnhof und wenn dann ihre zweie,
26 dreie waren, da blieb dann eins draußen mit dem Gepäck hier am Zollhaus,
27 haben das Gelumpe rein und sind dann draufgehuppt auf den Zug. In den Zug
28 kamen sie ja nicht. [I: mhm] Und in F., das haben uns die Leute gesagt, das
29 habe ich selber nicht erlebt, da sind sie dort eben auch ganz einfach über die
30 Schienen und über die Barriere und drüben runter auf die Straße, nor. ... Es ist
31 schon – es ist nicht einfach gewesen. Und das ist ja ein paar Jahre gegangen so
32 (...), das war ja nicht nur ein Jahr. ... Ja, nu, und was die Flüchtlinge anbetrifft,
33 da wollen wir sagen, das hat sich eigentlich dann –... na, wie schon gesagt, die
34 Not fügte die Menschen zusammen. Nor, das ist –... heute ginge das überhaupt
35 nicht .. so wie die Menschen jetzt aufgedrieselt sind und so. [I: mhm] Aber
36 damals, ... naja und so mit dem Essen, na da, ich meine, Kartoffeln haben wir
37 immer gehabt, wenn wir auch kein Fleisch hatten und auch keine Butter, weil wir
38 nicht schlachten durften, hatte ich dir ja schon erzählt, nor, (kurzes Auflachen)
39 [I: mhm] und –... aber Kartoffeln haben wir gehabt, also da – sattessen haben
40 wir uns immer können. Und eben eine Tasse Milch früh, und die gab's eben
41 auch, und, und dann war's natürlich eben auch Schluss, nor. [I: mhm] ...9...
42 Nuja, dann wo die LPG dann anfang, nuja, Gott, da war auch erst mal, ... was,
43 was nicht so, was, was recht und schlecht lief oder auch nicht lief, nor, denn –...
44 das wollte auch nicht funktionieren, die hätten ja wahrscheinlich alle am liebs-
45 ten den Vorsitzenden gemacht. Bloß beim Arbeiten brauchten sie ja eben auch

1 jemanden. Nu, wir waren ja erst auch nicht dabei, wir sind ja erst 61 in die LPG.
2 Nun, und in B. die LPG, nun, die war doch schon ... 53, 54 vielleicht.
3 Wo P., E. dabei war, na alle, die im Rittergut unten wohnten, was dort für ein
4 Haufen Leute gewohnt haben in dem Rittergut, in den Wirtschaftsgebäuden, und
5 jetzt stehen die Buden alle leer, also das ... das kann man sich gar nicht vorstel-
6 len. ... 4... Naja, da, nur, ich meine, uns haben sie ja –... nur da gab's dann auch
7 ganz schönen Knatsch mit der LPG, nor, vor allen Dingen –... ich meine die, die
8 Neubauern, wie F.s, P.s, die dann schon wieder sesshaft waren und sich ein
9 Haus gebaut hatten und Viehzeug hatten und alles, nu, die sind auch nicht rein-
10 gegangen, nor, auch erst mit'm Hammer und, und mit Gewalt kannst'e sagen,
11 nor. Da waren eben wirklich bloß die, die de sowieso die Absicht hatten, mal ab-
12 zurücken, nor, und .. 61 haben sie ja dann die Grenze zugemacht, [l: mhm] da
13 war es im Sommer dann ja auch vorbei. Ja, da sind sie –... da standen sie mal
14 bei uns mit dem Lautsprecher, hier hinter der Scheune: willst du noch der Einzi-
15 ge sein, willst du noch der Einzige sein ... ph, das hat uns überhaupt nicht inte-
16 ressiert, wie der gebläht hat, das hat uns nun nicht gestört. Da, dann war ich ja
17 aus der Schule, da war ich ja groß. Und dann sollten wir –... und da hat mein Va-
18 ter, ((kurzes Auflachen)) den haben sie auch mal so drangsaliert, und da hat der
19 gesagt, nee, wenn ich in die LPG geh', sind meine Mädels fort. Da war ja meine
20 Schwester dann auch groß, nor. [l: mhm] – Wo wollen die hin? – Nu, nach'm
21 Westen, hat er gesagt, ... nun, wir durften uns nirgends mehr sehen lassen,
22 meine Schwester und ich, die haben auf uns aufgepasst wie die Schießhun-
23 de, wir hatten überhaupt gar keine Idee, nach dem Westen zu gehen. ((kurzes,
24 kleines Auflachen)) Na, nu, wir wollten daheim hier unsere Arbeit weitermachen.
25 Naja, nee dann, ((pathetisch)) – und stellen sie sich mal vor dann, das war ja
26 ein Sonntag stellen sie –... ja, wenn sie jetzt nicht in die LPG gehen und die
27 –...der Klassenfeind kommt und schmeißt hier eine Atombombe runter hier – nu,
28 ich sage, ((leicht sarkastisch bis *)) wissen sie was, da sind sie genauso breit
29 wie wir; oder denken sie, die Atombombe sagt, nee, der ist eher reingegangen,
30 nee, dem tue ich nichts (*). – Naja, nuja.– Nu klar sind sie da auch mit tot. . . Nu,
31 dann schob er ab und da bin ich hinterher und habe ich sofort zugeriegelt, nor.
32 Ich sag' jetzt, jetzt ist Sonntag, sag ich, und Schluss. Der hatte draußen noch die
33 Klinke in der Hand, da fiel innen schon der Riegel, also das war dann nervenauf-
34 reibend. [l: mhm] Nor, erst, und dann war's ja noch schlimmer, da fuhren sie
35 eben hier, wenn du nicht in der LPG warst, da fuhren sie dir eben ganz einfach
36 mal mit dem Traktor übers Zeug drüberweg, ... hier über, über die Pflanzen und
37 was du da so hattest, nor, und da wurde eben nur (...) [l: mhm] So richtig so,
38 du musst. Nun, und dann kamen sie auch, und da brachten sie die Beitrittser-
39 klärung: Hiermit trete ich freiwillig der LPG bei. ... Und da habe ich zu meinem
40 Vater gesagt, ich sag', du Vati, das unterschreibst du nicht. – Nun, wir können
41 doch auch nicht alleine, (.....) Ich sage, solange hier freiwillig steht, ((klopft auf
42 den Tisch)) spielt sich nichts ab. Das hat der wahrscheinlich erst gleich nicht ge-
43 sehen, mein Vater, nor. Die haben uns eine andere Beitrittserklärung gebracht, ..
44 da gings dann, da stand kein freiwillig drauf. Na das, ... das war eben, ich meine,
45 das hat auch nichts genützt, und ... es waren schon verrückte Zeiten, und wenn

1 man sich das jetzt so weiterüberlegt, so weiterspinnt mal, [l: mhm] da lief dann
2 die LPG, hatte sich im Laufe der Jahre einge –... bissel eingepegelt. Jeder, der
3 eben einigermaßen konnte, der machte, und, und –... sie taten ja auch _... wenn
4 sie auch nicht viel verdient haben, das hat man ja dann an der Rente gesehen,
5 aber immer und –... aber nun jetzt die Wende, alles wieder auseinander, jetzt
6 weiß kein Schwanz mehr, wo wem sein Feld war. [l: mhm] ... Das ist genau-
7 so ein Chaos jetzt. Nor, die Rainsteine, die Grenzsteine, alle rausgehackt, nun
8 such' mal. ... Wenn, wenn du dir das überlegst, es sind schon ... irgendwelche
9 dämlichen Zeiten, die mir so.–... War (....) mal eine Etappe, wo es mal so eini-
10 germaßen gut gegangen ist, und, und dann eben ... wieder völliges Chaos. ...4...
11 na und das haben eben auch –... ich meine da sind nun nicht die Umsiedler
12 schuld, ich mein' da – wie –... B.s, die schon gebaut hatten und F.s und, und wer
13 auch alles so war, die sagten: Menschskinder, daheim haben wir alles stehen
14 und liegen lassen, hier haben wir aufgebaut, und jetzt ist wieder alles für die
15 Katz', nor. Das ist natürlich ... ganz schön –... also da ist die Politik nicht so das,
16 das Wahre. [l: mhm] ... Nuja, und im Krieg, ... davon handelt ja nun das Buch
17 hier und das, das ist, [l: mhm] was ich eigentlich auch schon gar nicht mehr so
18 recht wusste, dass man den Gefangenen, den, den russischen Arbeitern, dass
19 man denen normalerweise gar nichts geben durfte. [l: mhm, jaja.] Nor, das
20 war mir –... aber das ist nämlich ganz schön ... hart bestraft worden. Nun, und
21 der bei uns war hier, der bei meiner Tante war, der hatte ja dann so viele Sachen
22 und schöne Sachen und ich habe jetzt mal, gestern abend mit meiner Cousine
23 in Dresden telefoniert, die ist zehn Jahre älter wie ich, und die sagte eben auch,
24 die sagte: nu Mensch, weißt du denn das nicht mehr? – (....) fällt mir auch nicht
25 gleich alles ein. Und hier oben war ja eine Stube, war ja ganz anders, war ja das
26 Haus noch nicht so, nor, da –... und das habe ich ja erzählt, dass meine Tante
27 Angst hatte mit dem Dimitri, ja, und dann kamen die vom Rittergut, hier die –...
28 das waren ja Mädels und Kerle, und die haben dann hier oben putzige Lust
29 gebraut, da waren die ungestört. Und der, der da bei uns war, der konnte ja nun
30 wirklich sehr gut deutsch. Der wusste ganz genau, dass der Krieg nicht mehr
31 sehr lange geht. [l: aha] Der war clever genug, du, der wusste wo's – wo der
32 Wind herkam. Nun und dann kam –... die sind aber nicht zu uns gekommen, die
33 vom Rittergut, das waren auch Russen, die sie dort draußen eben auch so
34 weggeschnappt hatten so, ganz junge eben auch. Aber noch schlimmer waren
35 ja die, die auf der Grube waren. [l: mhm] Das waren ja –... da konntest du ja
36 sagen: große Kinder, die dort arbeiten mussten. Und nischt, kaum was zu essen
37 kriegten, nor. Und die kamen sonntags, wenn sie eben ... frei hatten und so
38 weiter, ... ((klopft auf den Tisch)) klopfen sie an die Haustüre bei uns, nor, weil
39 wir nun gleich die ersten waren hier oben, wenn sie von H. kamen, .. nuja, da
40 wusstest du ganz genau, was die wollten, na gut, da hast du eben einen Runk-
41 sen Brot – hat meine Mutter dann abgeschnitten, [l: mhm] und jedem einen
42 Runksen gegeben und dann sind die wieder weitergemacht. [l: mhm] Nun, und
43 dann kam immer einer ... arbeiten wollte er, bei uns, nun arbeiten, arbeiten; ja
44 was – Holzhacken, Feuerholz. Naja, da hat mein Vater dann mal Holz gesägt,
45 einen Haufen und da hat der Holz gehackt. Dann, wenn der Mittagsschicht hatte,

1 und da kam er dann immer hier, wenn er früh so um neun, um zehn rum kam,
 2 hier um die Zeit ... musst'e er dann wieder drüben sein, [l: mhm] wenn er dann
 3 wieder auf Arbeit musste, Schicht. Ja, nun, da hat der dann Holz gehackt und da
 4 hat meine Mutter einen Topf Pellkartoffeln gekocht und eine richtige Schüssel
 5 Quark dazu, nun, da hat der sich erst mal den Bauch vollgefressen, dann ist er
 6 abgedüst. [l: mhm] – Wiederkommen, morgen wiederkommen. – Ja, kanns'te
 7 morgen wiederkommen. Ja, der kam dann bald alle Tage, mein Vater sagt, so
 8 viel Holz ((lacht beim Sprechen bis*)) kann ich doch gar nicht sägen, wie der
 9 hackt. Da war auch noch andere Arbeit (*). Naja, da haben wir wahrscheinlich
 10 auch mal bissel gesagt, nu morgen nicht oder so, oder –... denn –... aber der ist
 11 immer wieder –... war der da. [l: mhm] ... Und wenn er eben so kam, dass er
 12 nichts gemacht hat, sonntags, nun, da kriegte eben ein Stück Brot und .. schob
 13 wieder ab dann. Und auch durch unsere Sackflickerei hier, wir mussten ja die
 14 Säcke alle auf den Bahnhof schaffen zum Zollhaus, [l: mhm] und in den Lager-
 15 schuppen rein, oder eben raufholen die kaputten, mit dem Pferd, und da waren
 16 die da, die Russen, die hier in der Papierfabrik arbeiten taten. Mein Vater sagt,
 17 ich brauch keinen Sack anpacken, ich bin dort kaum da, schon sind die da und
 18 laden die Säcke ab und, und schaffen sie in den Waggon, oder aus dem Wag-
 19 gon raus oder wie auch immer, [l: mhm] nun, weil die auch wussten, warum,
 20 nor – zwischen den Säcken lag eben meistens ein Brot. ... Was eben nicht sein
 21 durfte. (...) die wussten das und der Eisenbahner, nor und ich meine, der Eisen-
 22 bahner hat das auch gemerkt, dort unten, nor. Aber der, ...5...

23 I: hat die Augen

24 zugemacht

25 W: hat die Augen zugemacht und dass sie das essen, denn irgendwo
 26 mussten sie das ja essen, hätten sie, sie ja auch fragen können, wo sie das her-
 27 haben, nor, aber ich meine, da ging's ja dann schon so den Berg runter mit dem
 28 Krieg, weiß du, dass d'de gesagt hast –... nu und mein Vater der hatte selbst
 29 zwei Brüder draußen, dort in Russland, da kann ich mir nur wünschen, dass,
 30 dass die auch mal jemand finden, die denen eben auch mal bissel was zu zuste-
 31 cken, nor. Der eine, ... der eine ist ja wieder, äh, ... nee, nee, die sind alle beide
 32 nicht wiedergekommen, die zwei Onkels. ... Na, das ... der eine ist in Stalingrad
 33 weggekommen und der andere ist in Polen (...) rum, mit dem Volkssturm, Rich-
 34 tung Polen oder dann schon Neiße vielleicht oder Oder-Neiße-Gebiet, dort, [l:
 35 mhm] was hier passiert sein, das der weg ist. ...4... Ja, und von meinem Onkel,
 36 der in Stalingrad weggekommen ist, von dem haben wir seit 43 nichts wieder
 37 gehört. [l: mhm] Na gut, heute tät' er auch nicht mehr leben, der wär' jetzt 105
 38 Jahre. Aber die ganzen Jahre haste immer gewart (.) erst gehofft, ... und dann
 39 sagte mein Onkel von Dresden (..) schlechtes Gefühl nun, dass der dort drau-
 40 ßen verheiratet ist. Aber das –... du weißt ja auch nicht, was die denen erzählt
 41 haben dort draußen, denn wenn du die Geschichte ein bissel verfolgst –... ich
 42 weiß nicht, ob den Krieg mal ein bissel –... jetzt haben sie doch egal wieder mal
 43 bissel Fitz mit dem Paulus, [l: mhm] nor, der hat die Armee geführt dort drau-
 44 ßen und hat die eben an die Russen verkauft und er ist dafür heimgegangen. Er
 45 ist ja in Ehren und Würden in Dresden gewesen noch. Da hab' ich auch gesagt,

1 wenn ich den Hund erwischen tät', dem tät' ich den Gar selber ausmachen. Nor,
 2 die vielen Menschen dorte einfach so im Stich zu lassen und er sagt, hier habt
 3 ihr sie und ich geh' heim. Aber, so sind halt die Großen. [I: mhm] ...5... Und ...
 4 naja, das war eben der Krieg, und das steht eben auch alles in dem Buch, dass
 5 die eben dort –... das sind drei Russen, auch solche Jungschen, in einem Säge-
 6 werk. Und das ist eben die eine, die –... der eine Sohn ist bei der Hitlerjugend,
 7 aber ganz fanatisch und der –... das

8 I: Du erzählst jetzt über das Buch?

9 W: Ja, das
 10 Mädels ist beim BDM und aber nicht so, die ist bloß dort, weil sie rein muss, nor,
 11 und die tut den Russen eben auch –... den –... hauptsächlich dem einen, immer
 12 mal was zujubeln und so, und, und hat aber vor dem großen Bruder oder wer
 13 das ist, nein, der Bruder ist das gar nicht, ihr ehemaliger Freund muss das sein,
 14 vor dem hat sie natürlich mörderische Angst, dass der das erfährt – aber es liest
 15 sich gut.

16 I: Wie war denn das hier mit dem BDM, wart ihr auch alle organisiert?

17 W: Ja, ich, bin ja ähmd nicht drinne, weil ich, ich bin ja 42 krank gewesen – ge-
 18 worden, und war dann egal bloß so im Krankenhaus und in Dresden und dort
 19 und da und so, nor. [I: mhm] Nee, da bin, ich bin da nicht dringewesen. Aber
 20 unser Lehrer, der war. (.) der war ganz und gar. .. Aber die anderen, also, ob die
 21 so mussten, das kann ich dir jetzt nicht sagen, das weiß ich nicht.

22 I: Die Mädels
 23 meinst du?

24 W: Die Mädels, oder ob eben wirklich mehr oder weniger freiwillig da –...
 25 na, die Jungs denk' ich mal schon. Ach, da gab's schon auch Leute hier, du die
 26 für Hitler hier, also –... in R., die über 20 Ecken verwandt mit uns sind und die
 27 waren auch so, da ist Hitler dagewesen, wo die Autobahnbrücke ist eingeweiht
 28 worden hier in S., da ist die dort hin und hat dem Butterrosen und Butterschäf-
 29 chen hingeschafft und ach und der Hitler, Hitler, Hitler, Hitler, nor. [I: mhm] Und
 30 dann ist ihr Sohn bei die Soldaten, auch in Russland, hat dort die Füße erfroren
 31 und ist als so ... halber Behinderter oder dreiviertel Behinderter wieder heimge-
 32 kommen, nu, dann haben'se natürlich die Sache anders gesehen, nor, [I: mhm]
 33 dass es eben Wahnsinn ist. ... Nee, aber, da gab's schon welche, die da mit
 34 Sicherheit hätten gern mal hier hätten angeschwärzt, nor, ... Die sich eben bloß
 35 einen Namen machen über irgendwas oder ... Ich mein', uns hat keiner ange-
 36 schwärzt und wir haben uns eigentlich auch nicht viel –... wir haben uns eben
 37 auch in acht genommen und gesagt, es muss ja nicht an die Kuppe gegangen
 38 werden, die kriegen eben etwas, wenn die kommen und, ... da ist gut und so
 39 haben wir es auch mit die Flüchtlinge gemacht, [I: mhm] nor, die, die können
 40 eben einmal hier schlafen und dabehalten können wir sie eh' nicht, wenn du
 41 keinen Platz mehr hast. [I: mhm] So wie sich das dann alles wieder ein bisschen
 42 normalisierte, naja gut, dann wurde das schonein bisschen anders alles wieder.
 43 ...10... Jetzt fällt mir im Moment nichts ein. ...5...

44 I: Also die, die Flüchtlinge, ihr
 45 habt die hier eigentlich immer aufgenommen, sofern ihr Platz habt. Aber es gab

1 doch sicherlich auch Anweisungen vom Dorf ...
2 *W: vom Bürgermeister*
3 *I: Das war doch sicherlich*
4 ein Wechsel, vielleicht kannst Du da noch was erzählen, sozusagen, es kamen
5 ja schon Flüchtlinge, noch zur Hitlerzeit, oder warst du da im Krankenhaus?
6 *W: Nee, da*
7 *war ich dann zu der Zeit war ich schon mal raus. Nee, wo die ersten gekommen*
8 *sind, die aus Königsberg kamen, da waren hier ja noch –... so Ausgebombte*
9 *so, ja das war ja dann auch hier, wo sie die Kinder aus dem Ruhrgebiet, und*
10 *aus – hier von der Küste oben, Nordsee, da hatten wir auch mal ein Mädels ein*
11 *halbes Jahr. Die sie wegen Bombenangriffen einfach daheim weg, weggeschafft*
12 *haben oder – hier rein, wo es ruhig war. Obwohl die das gar nicht wollten, die*
13 *Eltern eben und so, die haben auch gesagt, wir wollen unsere Kinder bei uns*
14 *behalten, und wenn wir sterben, können wir auch zusammen sterben, nor. [I:*
15 *mhm] Aber das war eben auch so eine Schnapsidee. Und die hatte so furcht-*
16 *bares Heimweh. [I: mhm] Da war ich, ... da war ich noch gar nicht krank,*
17 *((nachdenklich bis *)) das muss ja schon .. 41 gewesen sein. ... Das muss ziem-*
18 *lich am Anfang vom Krieg gewesen sein, wo die hier war (*). [I: mhm] Die war*
19 *paar Jahre älter als ich, ... und –... aber wie gesagt, die hatte so fürchterliches*
20 *Heimweh, und dann natürlich immer heim geschrieben und da kam dann mal*
21 *ihre Mutter, und die, die –... eigentlich bloß gucken mal, nor, so von B., und die*
22 *ist dann aber auch gleich mal dageblieben eine ganze Weile, weil –... die hat*
23 *gesagt, du hast es hier so gut, und du bleibst hier, [I: mhm] und, und wenn sie*
24 *–... und die ist dann eben auch gleich noch ein bisschen mit hiergeblieben, nor. Auf*
25 *die Dauer ging das ja aber dann auch nicht, nor. Nee, und im, im Winter ist die*
26 *nachher wieder fort, die ist den ganzen Sommer über dagewesen. Wenn das*
27 *überhaupt zulangt, vielleicht war es sogar noch länger. ... Da waren viele hier.*
28 *In B. bei Sch.s waren zwei, bei Sch.s hier unten, bei den alten Sch.s, war auch*
29 *einer, oder ich glaube zwei – bei uns war ja bloß eine. [I: mhm] Ja, da ist, da ist*
30 *eben immer irgendwie –... nu und wenn nun eben Flüchtlinge, da kamen ja nun*
31 *nicht zwei oder drei, da kam ja immer gleich ein ganzer Zug. [I: mhm] Nor, mit*
32 *der Kleinbahn hier unten. Nu, und dann kam eben der Bürgermeister, also hier*
33 *mit dem Pferdegeschirr, ihr müsst runter, die Leute abholen. [I: mhm] Ja nun,*
34 *mein Vater sagte auch manchmal, sagt er, da hast'e den Wagen voll, die ein*
35 *Haufen Kinder hatten, die waren ja dann eben normalerweise auch mit, nor, sagt*
36 *er, [I: mhm] da wusstest du nicht wohin mit dem ganzen Volk so ungefähr, nor*
37 *((kurzes, leichtes Lachen)). Na, und, wenn die heim –... hier raufgekommen sind*
38 *nach B. zum Bür –... da ist der Bürgermeister dann eben gekommen und, und*
39 *–... ja wo denn nun hin – bei dem kannst'e vielleicht noch ein paar hinschaffen,*
40 *nor, und bei dem, nor, und, und –... mein Vater sagt auch manchmal, nee, die*
41 *haben Kinder, die nehmen wir ni, und dort ist das, die nehmen wir ni. [I: mhm]*
42 *Nu da, bloß, wir konnten sie ja dann auch nicht behalten, wenn du schon die*
43 *ganze Horntzsche voll hast, nor. [I: mhm,] ... Auf'm N. waren unheimlich viel.*
44 *... Nu und, nu ja dann kamen ja die, die wie P.s und, und die hier oben bei uns,*
45 *die Sch.s eben, und die Frau H., mit ihren zwei Schwestern und ihren Eltern,*

1 die kamen ja mit den Pferden, von dort draußen. [I: mhm] Und die bei meiner
 2 Tante unten wohnten, die waren auch mit zwei Pferden, bei K.s der auch. Und
 3 bei F.s der auch, die waren auch mit Pferden. [I: mhm] Die mussten ja dann
 4 auch mit untergebracht werden, nor. Nu, ich meine, das war schon alles nicht
 5 ganz so einfach. ...6... Bei M.s hier drüben, in dem kleinen Häusel, dort wohnten
 6 auch ein Haufen Leute, also, dass die noch Luft gekriegt haben, da musste man
 7 sich auch bloß wundern, nor. Und bei der K., M., dort hat G.-Weibel gewohnt mit
 8 ihren Eltern, aber auch noch eine andere, eine andere Familie muss da noch
 9 mit drin gewohnt haben. ... Bei H.s hier drüben, da wohnten die alten B.s noch,
 10 und die jungen B.s, der W. mit Frau und Kind, und dann auch noch eine Familie
 11 mit, und das sind ja auch alles bloß kleine Buden dort, nor, und, also das –...
 12 die war –... die kam viel zu uns, die alte Frau B., die tat mit Säcke aufladen. Die
 13 hat manchmal gesagt, ohgott-ohgott, na, ihr werdet aufatmen, wenn einmal die
 14 vielen Fremden wieder fort sind. Und wir werden auch aufatmen. Wenn du mal
 15 wieder so viel Platz hast, weist' du, dass du ein eigenes Bett haben kannst, so
 16 ungefähr, nor, das war – es war ja mitunter nicht mal das mehr da, auch für uns.
 17 I: Selbst für Euch?

18 W: Selbst für uns. Musst'e dir vorstellen, meinen Eltern ihre
 19 Schlafstube, die ist nicht viel größer wie meine Stube, da waren die vier Betten
 20 drin. [I: mhm] Nor, anders ging's nicht. Und da ging noch die Frau mit dem
 21 Kind durch, die schlief gleich daneben. [I: mhm] Nu, das ist –... ich weiß auch
 22 nicht, das tät' heute keiner mehr machen. [I: mhm, mhm] Ja, meine Schwes-
 23 ter, die hatte ja nun eben, obwohl sie auch schon dann nicht mehr so ganz klein
 24 war, aber die hatte ja noch ein Kinderbette, nu und meins, ich hatte auch so ein
 25 halbes, oder dreiviertel Kinderbett, oder halbes, [I: mhm] was nicht ganz klein
 26 war, nu, und meinen Eltern ihre Betten und einen Schrank, wo wir unsere paar
 27 Klamotten drin hatten, und, und da konnte eben auch nichts runter, nor und auf
 28 der anderen Seite drüben, wo meine Großmutter wohnte, da wohnten eben
 29 nun die drei Dresdner noch mit, meine –... die Wohnung, wo meine Großmutter
 30 wohnte, die ist klein. [I: mhm] Die Wohnung ist insgesamt, wie groß wird die
 31 gewesen sein, warte mal, 20 ... wenn die 30 Quadratmeter war, mehr war die
 32 nicht, die haben nun alles umgebaut hier, Gr.s nor, und, und da wohnten die
 33 auch ihre fünf, meine Großmutter, mein Großvater, und meine Cousine, meine
 34 Tante, und, und der Onkel.Oija, und bei B.s eben auch so und hier oben, bei der
 35 M., U., da wohnten ja auch die alten M.s noch, und, und die S., hier, wo sie der
 36 ihren Vater –... der lebte ja erst auch noch, den hat –... den sie dann erschossen
 37 haben, [I: mhm] der ist nun auch immer, nor ... und dann hatte die auch noch
 38 eine Familie unten in der Stube drin und die hatte auch drei Kinder, die Frau, ...
 39 ja, bei M., die Bude war auch so vollgestopft, ich glaube bei St.s, ... da kann ich
 40 mich nicht so recht erinnern, dass es dort auch recht vollgerammelt gewesen
 41 wäre. ... Bei F.s, da wohnten, hier, wo der B., H. war, auch zwei vom –... sowieso
 42 schon zwei, hier F., Sch. und die drei und die T. und dann noch eine Familie aus
 43 Dresden, die waren zwar weitläufig verwandt, aber ich mein', Platz brauchten
 44 sie ja auch, [I: mhm] nor, und, und da war's natürlich eben auch elende eng.
 45 Nun hatte ja auch jeder noch nach Möglichkeit ein bisschen Viehzeug, nor, wenn

1 –... weil's ja nichts zu essen gab, da mussten ja alle –... da haben sie ein bisschen
 2 ein Ziege oder paar Hühner oder so, so ein bisschen, bisschen was – und im Garten
 3 angebaut und gemacht, ... ja, und unsere Dresdner, die sind dann ... ist vielleicht
 4 im November dann gewesen ... vor Weihnachten, wo die nachher wieder nach
 5 Dresden rein sind. Den ihr Haus war ja kaputt. [l: mhm] Die ganzen Fenster
 6 raus, die Türen raus. [l: mhm] Das kam ja dann noch dazu, die Bombenangrif-
 7 fe, nor, das waren ja dann gar nicht, wenn du so willst, gar nicht so Flüchtlinge,
 8 die da von –... aus den Ostgebieten oder sonstwoher kamen, das waren ja dann
 9 welche, die dann eben aus F. oder Dresden oder sonstwoher kamen [l: mhm]
 10 und wo durch die Bomben die Häuser kaputt waren, .. wo sie nicht mehr wohnen
 11 konnten. [l: mhm] Ja, und hier runter, gerade was Sch.s sind, hier, was meine
 12 Tante war, mein Onkel, dort wohnte die eine Familie, die da auch mit B.s gekom-
 13 men ist hier, mit zwei Pferden, und, und da ist ja dann wo die Leute kamen, die
 14 bei uns hier oben waren, da ist ja dann der Russe, der hier oben gewohnt hat,
 15 der ist ja dann wieder runter, zu meiner Tante. [l: mhm] Der kam zwar immer
 16 mal gucken also, der musste jeden Tag bei uns mal nach dem Rechten gucken
 17 ((lacht)), der hatte ja auch –... das hat ja meine Cousine viel mehr betroffen, die
 18 hat ja zu der Zeit Pflichtjahr gemacht, die war ja da schon, die ist ja zehn Jahre
 19 älter, die war ja zwanzig rum so was, nor, [l: mhm] und die sagte, also da, wa-
 20 ren ja manche eben (..) die Arbeitsdienste und Kriegshilfsdienste und Pflichtjahr
 21 und den ganzen Mist, die sagt, da mussten die eben im Keller essen, durften
 22 nicht mit an den Tisch. Und die auch mit.

23 I: Achso!

24 W: Ja, nor, die hat dort Pflicht-
 25 jahr gemacht, in einer Familie, und der Mann auch ein ganz großer Nazi, ((spöt-
 26 tisch-gedehnt)) großes Vieh hier. Und aber eben nie da, und die Frau
 27 ((Kassettenwechsel))
 28 (...) auch ein bisschen arbeiten mit im Haushalt und, und die Russin oder Polin
 29 oder was das nu gewesen ist, die hat eben draußen müssen, Dreckarbeit ma-
 30 chen. [l: mhm] (..) und die zweie haben zusammen im Keller essen müssen.
 31 ... Ja und eben, normal hatten sie ja hier bei meiner Tante auch gesagt, dass,
 32 dass der eben woanders essen müsste und so weiter. Da hat die gesagt, kommt
 33 gar nicht in Frage, wenn der bei mir die Arbeit macht, kann der auch hier mit hier
 34 essen. [l: mhm] (..) Es hat dann eigentlich hat dann auch keiner scheinbar was
 35 gesagt. [l: mhm] Ja, bei uns kam er nun eben auch immer abends mal ge-
 36 guckt, nor, nu gut, ich meine, wenn wir was hatten, da hat er mit gekriegt, wenn
 37 wir nichts hatten, konnte er auch nichts kriegen, [l: mhm] nor so. .. Jaja und
 38 weiter nunterzu –... , nuja, also ich möchte sagen, ... ich tät' denken, fast in je-
 39 dem Haus, [l: mhm] ... dass da irgend.. –... Klar hat's auch Leute gegeben, hier
 40 Einheimische, die gesagt haben: hier weg. [l: mhm] Nuja, nor, sollen draußen
 41 bleiben oder so was, ist ja irre, ging ja gar nicht, [l: mhm, mhm] aber, eigentlich,
 42 ich wüsste da nicht aus dem Hut, dass da jemand so dämlich gewesen wäre,
 43 nor. [l: mhm] Klar ist manchmal gemeckert worden, gesagt – oh, wenn das
 44 nur mal aufhören würde. Ich mein', das haben wir am Ende auch gesagt, wenn
 45 das nur erst mal aufhören würde, der ekelhafte Krieg [l: mhm] ... ja, und wenn

1 du da dran denkst, dass die mal wieder Krieg machen wollen, also ... da, da, da
2 kannst'e wirklich sagen, das beste ist, man hängt sich auf, du, nuja. [l: ja] Oder
3 sie sollen so, dass hier drei, vier Atombomben reinkrachen, dass das einmal
4 knallt und es ist Ruhe im Karton. ... Aber so, so ein Gezeter hier wie –... .. und
5 wenn du da jetzt die jungen Leute so hörst, da kann es einem Angst werden.
6 Nur, du hast ja soviel junge Kerle: es muss mal Krieg werden, das muss mal
7 Krieg werden, es muss mal so richtig krachen, und wo –... und gerade zu der
8 Zeit, wo E. nu in die neunte, zehnte Klasse ging in S., da bin ich ja viel mit dem
9 Auto gefahren und hab' die geholt, hab' dann auch die anderen mitgenommen,
10 hier die Sch.s Kerle und den kleinen R. und unsrer, und –... was denkst du, wie
11 die manchmal diskutiert haben, da hätte ich mich können schießen ((belustigt))
12 nu im Auto vorne, nor: nuja, und das müsste mal richtig Krieg werden, und es
13 müsste mal richtig krachen und so weiter. Und wenn die ausgestiegen sind,
14 da habe ich die mal –... paarmal habe ich die am Parabel gepackt: weißt du
15 was, wenn du jetzt heim gehst, da fragst du mal deinen Opa, wie schön das im
16 Krieg war. Ich sag', der ist nämlich draußen gewesen, der weiß, wie das war.
17 [l: mhm] Tag und Nacht kein Bett und wenn's regnet, nicht umziehen und nichts.
18 Ich sage, und dann, dann diskutieren wir mal wieder weiter drüber. Aber die hat-
19 te ich dann ganz schön in die Furche gebracht; von ihren idiotischen Ideen hatte
20 ich sie ganz schön runtergeholt. Und unserer wieder, der hatte immer gesagt:
21 nee, also – Soldaten kommen für mich nicht in Frage, und wenn ich mit den Pfo-
22 ten irgendwo Scheißarbeit machen muss, aber ich mach“ Zivildienst. Die sollen
23 ihren verfluchten Krieg alleine machen, aber nicht mit mir. [l: mhm] Obwohl,
24 wenn die Krieg machen, nuda, denkst du, da fragen die. Es sind ja auch, nu guck'
25 mal, auch Mädels hier mit, gerade dem Sch., G, den hast du doch auch gekannt,
26 den seine Schwester ist auch gefallen, die war beim Roten Kreuz. [l: mhm] ...
27 Nor, der ist schwer verwundet, das war beides um die gleiche Zeit, so ziemlich,
28 die war tot und der hatte eben auch so ein Ding weg. .. Nuja, und wenn du die
29 Angriffe wie hier in Dresden –... nuja, das wisst Ihr ja alles nicht mehr, das war ja
30 im Februar, da haben wir –... da kamen –... da war ich ja nun elfe –... da kam mein
31 Vater rein, [l: mhm] sagt er, komm nur mal, ich will dich mal mit rausnehmen. Da
32 hatten wir hier hinten draußen unsere Kartoffelfeime, und mit Kartoffel –... mit, mit
33 Stroh und, und Dreck und Kartoffelkratsch zugedeckt und da haben wir uns an die
34 Feime rangehuschelt, in das Kartoffelkratsch und dort konnten wir dann sehen,
35 wie die Christbäume –... es war so helle, wir hätten hier Zeitung können lesen.
36 [l: mhm] Und überall –... wir wussten, wo Dresden ist, wenn wir hier rausgehen,
37 und dann sahst du so die roten Streifen, so runter, runterlaufen, wenn sie den
38 Phosphor ausgekippt haben oder was sie alles / dann waren ja die Lichter weg,
39 dann. Und tagelang oder, beziehungsweise am Tage sahst du es ja nicht, aber
40 nächtelang der rote Streifen, du, das hat je ewig gebrannt. [l: mhm] Und da war
41 dann mal eine mit mir zur Kur, in Wiesenbad, und wie wir da drauf gekommen
42 sind, das weiß ich auch nicht, aber man ja von allem erzählt, achja, sagt sie, es
43 war .. –... sagt sie, wir haben dann –... der hat es eben nun nichts getan, [l: mhm]
44 war gesund geblieben, nor, und sagt sie, wir haben dann auf dem Altmarkt die
45 Toten müssen mit verbrennen; von wegen Seuchen und, und allem möglichem

1 [l: mhm]. Und gerade der Bahnhof hätte voller Lazarettzüge gestanden, alle weg.
2 Da musst du dir mal vorstellen, da sind die Soldaten nun vielleicht von Russland
3 oder wer weiß von wo bis in die Heimat gekommen, bis nach Dresden [l: mhm],
4 und dort sind sie dann noch draufgegangen, nor [l: mhm]. Nun, und meine Cou-
5 sine, die wohnen ja nun dummerweise ganz an der anderen Seite, da sind die ge-
6 lau –... die sind drei Tage gelaufen, bis sie hier angekommen sind. [l: mhm] Und
7 sind sie –... also eben immer so stückchenweise; nu haben sie ja auch nirgends
8 durchgekonnt in Dresden, durch die Trümmer und Feuer und alles mögliche, nor.
9 Und, und, na dann haben sie sich doch durchgemogelt, erstemal, ... ich glaube
10 bis K. sind sie erst einmal, [l: mhm] ein Stückel sind sie auch mal mit ein paar
11 Soldaten gefahren, nun, und dann, bis sie das dann endlich geschafft haben, dass
12 sie das erlaufen können hier bis heim, nor. [l: mhm] Da kam ich dann auch –...
13 ich bin ja noch –... nun Schule war da noch, und da sagten sie schon unterwegs,
14 deine Cousine ist da, da ging's heimlaufen noch schneller. Und weißt du, wie die
15 gestunken haben, nach Rauch, das ging überhaupt nicht wieder weg von denen
16 ihrer Haut, tagelang. Bis die –...((Erzählung: Onkel ist Polizist, über seinen Einsatz
17 (in den Luftschutzkellern) beim Bombenangriff in Dresden; über die Friedlichkeit
18 der Natur bis zur aktuellen Lage in Afghanistan)).
19 Nunja, und dann kamen eben die Russen, nuja was da nun nicht so niegel-nagel-
20 fest ist –... vor allen Dingen, wenn sie da einen Wecker gesehen haben, oh, mit-
21 genommen. Aber wenn der aufgezogen war ((unter Lachen bis *)) und fing an zu
22 klingeln, da war der wie aufgedonnert, da war's eine Höllenmaschine (*); die Was-
23 serhähne abmachen, die Lampen abmachen, Licht aus Decke, Wasser aus Wand;
24 haben wir auch erlebt, da haben wir auch gesagt, ohgott, nee. [l: mhm] Na gut,
25 wo auch manche hergekommen sein, nor, aber natürlich eben auch, auch welche,
26 wo du merktest, dass die, dass die eben nicht aus dem Hinterwald oder aus dem
27 Urwald kamen, nor ... gab's auch. Und dann, Frauen. Das war ja erstemal also
28 –... und das ist das, was meine Cousine sagte, die sagt, der Angriff ((gedehnt))
29 war furchtbar, das ging auf –... um Leben oder Tod. [l: mhm] Aber sagt sie, die
30 Russenzeit, sagt sie, das war noch schlechter. Sagt sie, egal die Angst, sich nicht
31 sehenlassen und nicht –... nur, das war ja gleich, den zweiten Tag, da hatte die
32 einer auf's Korn genommen, nor. Und da ist die hier hinten naus, hier hinten rum,
33 und da hatten wir da hinten eine Stalltüre, das war eine Doppeltüre, [l: mhm]
34 und die war zu der ihrem großen Glück auf, da ist die hier rum und um die Ecken
35 und zwischen die Doppeltüre rein, und da –... das hat der nun nicht vermutet, die
36 hat ja zugemacht von drinne, und –... na –... und dann hat die sich eben versteckt
37 mit meiner Mutter, nor, da immer. Wir hatten hier, wo G.s hier hochgebaut haben,
38 das war ja früher Flachbau, Blechdach drauf und vorne eine kleine Türe raus, hier,
39 halb so groß wie der Tisch, und da hat mein Großvater von seiner Küche vorne
40 hier in das Fachwerk ein Loch reingekloppt, und da konnten die unter das Dach
41 kriechen. Und dann ein Regal davor. Und hinter das Regal Linoleum genagelt und
42 dort drunter haben die –... meine Mutter, meine Cousine, meine Tante und wer
43 alles so war, dort drunter gesteckt. [l: mhm] ... Naja das –... ich meine, sie waren
44 nicht alle so, solche –... aber wie gesagt, solche und solche. [l: mhm] Ich meine,
45 der Dimitri, der bei uns war, nun, dem wäre das im Traum nicht eingefallen, sich

1 irgendwie an uns da –... was ranzumachen oder was. [I: mhm] Aber da waren
2 eben solche und solche, äh, und wem du nun erwischst. Das wird dir ja die E.
3 auch erzählt haben.

4 I: Ja, ja, die hat viel durch.

5 W: Die hat's ja so „genossen.“, so richtig. Nun,
6 meine Schwester, die war so reichlich zwei Jahre, die hatten wir ja immer in
7 ihrer Kinderkutsche, weil ich nicht hinterherrennen konnte, meine Großmutter
8 auch nicht, die konnte ja auch schlecht fort, meine Großmutter, angehängen in
9 der Karrete drin, nor. [I: mhm] Wo Mama, wo Mama; also mein Kind konnte
10 es nicht sein, ich war noch zu klein. [I: mhm] Und meiner Großmutter ihr Kind
11 konnte es auch nicht sein, die war zu alt. Also, so schlau waren sie dann schon
12 auch, nor, dass da noch eine andere da sein musste. ... Achselzucken, ...4...
13 nee, das ist schon alles –... solche chaotischen Verhältnisse du also, ...10..., ja,
14 nun weiß ich gar nicht mehr, was ich dir noch erzählen soll.

15 I: Dann hab' erst
16 mal recht vielen Dank.

17 W: Hinterher fällt einem so manches ein.

18 I: Vielleicht können
19 uns, wenn ich noch Fragen habe, dass ich dich noch mal aufsuche. Ich habe ein
20 bisschen was mitgeschrieben, und da habe ich noch einmal ein paar Fragen. Ihr
21 habt sozusagen am Anfang Spenden noch für Russland gesammelt, das habe
22 ich ...

23 W: Kleidung

24 I: Kleidung, das ist eher für die deutschen Soldaten gewesen?

25 W: Fell / Pelzsachen und, und Filzstiefel, da hatten wir ja gar keine hier. ...

26 I: Du sagtest, ihr wart ganz viel Kinder in der Schule mit den Flüchtlingen, nor.
27 Hattet du eine Freundin unter den Flüchtlingsmädchen?

28 W: Na klar, die G. und die
29 K.; mit der G. bin ich jetzt noch –... die wohnt auch hier im unten, weißt du das
30 Haus von R., aber die K. die sind dann mal weggezogen. Also unter uns Kin-
31 dern, da gab es Freundschaften, das war ganz normal, höchstens bei den älte-
32 ren, da sagten die Erwachsenen, du wirst doch ne mit ein Flüchtlingsmädel, also
33 wenn die heiraten wollten, das gab's schon.

34 I: Und du hattest dann erzählt so-
35 zusagen, dass es kaum Probleme gab mit Umsiedlern. Ist dir überhaupt etwas
36 bekannt, irgendwas, also, dass es da Geschichten gab.

37 W: Mit Umsiedlern?

38 I: Ja

39 W: Also mir persönlich irgendwie nicht, gar nicht.

40 I: Im Dorf, dass es sich gerieben
41 hat. Oder dass etwas geklaut wurde, oder

42 W: Was klauen anbetrifft, geklaut ist später
43 worden. Aber da wurde eingebrochen, das waren aber dann nicht die Umsiedler,
44 das waren andere, ganz andere. Da haben sie ja bei uns auch eingebrochen,
45 zweimal. Das war 48.

1 ((Es folgt sehr ausführliche Beschreibung über 1. den Diebstahl von vier Hüh-
 2 nern und einiger Wäsche von der Leine sowie 2. etlicher Wäschestücke bei
 3 versehentlich nachts offengebliebenem Haus – als Teil einer Diebstahlsreihe in
 4 der Gegend. Zu 2. erfolgte polizeiliche Anzeige, die zuerst erfolglos bleibt. Nach
 5 einem längeren Zeitraum wurde das Lager einer Diebesbande in O. entdeckt,
 6 von den vermissten Sachen sind nur ein paar Töpfe und ein wertloses Arbeits-
 7 kleid vorhanden. Eine genauere Beschreibung, wer die Täter waren, kann nicht
 8 gegeben werden. – Ersatz der gestohlenen Dinge erfolgte durch die Diebstahl-
 9 versicherung. Es heißt, etliche Zeit später seien die Täter nach dem Westen
 10 gegangen.))

11 I: Du hast erzählt, dass unheimlich viele Umsiedler hier gewohnt haben, die
 12 ganzen Buden waren voll bis auf ganz wenige Ausnahmen. Ich kann mir das gar
 13 nicht vorstellen, wie das mit dem Essen gegangen sein soll, wenn jetzt mindes-
 14 tens die doppelte Anzahl der Einwohner

15 W: Ach, mehr. Verhungert ist eigent-
 16 lich keiner. Naja gut, ich mein', die Leute, was die Umsiedler waren, die werden
 17 schon manchmal auch nicht so –... da gab's ja auch die Marken, Lebensmittel-
 18 marken, dafür bekamen sie ja auch ein bisschen gekauft, und Unterstützung krieg-
 19 ten sie auch finanziell, [I: mhm] ich weiß nicht wie viel, es wird nicht viel gewe-
 20 sen sein, ja, und dann sind sie eben auch bei den Bauern gegangen und haben
 21 gesagt, wir wollen bisschen mit helfen, nunja für etwas zu essen. [I: mhm] Nor, na
 22 gut, da haben sie eben mal ein Körbchen Kartoffeln gekriegt, oder eben ein paar
 23 Körner, die sie dann durch ihre Schrotmühle gewürscht haben und so. Da frag'
 24 ich mich überhaupt, wie das hat können langen. Guck' mal, wir hatten ja dann
 25 unser Soll abzuliefern, [I: mhm] Getreide, Kartoffeln, Fleisch, Milch und alles,
 26 was so war, nor. Und dann die vielen Bettler, die gekommen sind, und wenn du
 27 jedem bloß so eine handvoll Kartoffeln gegeben hast, nun, was denkst du, wie
 28 schnell da so ein großer Korb leer war. [I: mhm] Und, und es hat immer wie-
 29 der gelangt. Meiner Cousine ihr Mann von Dresden, der ist ja auch mit betteln
 30 gegangen, [I: mhm] und der hatte ja nun auch eine ganz andere Sicht – nuja,
 31 die fressen sich dick und fett, die Bauern, und, und mir in der Stadt haben nichts
 32 und _... Nuja und da sind die manchmal auch so ziemlich –... die waren ja noch
 33 nicht verheiratet und nichts, da war es manchmal so, dass die ... abschieben
 34 wollte. Und dann ist er Weihnachten, gleich das erste Weihnachten, wo die zu-
 35 sammen waren, 46, ist er mit hier raus. [I: mhm] Na, nun ist der vielleicht auch
 36 schon mal im Sommer mit dagewesen und ... vielleicht haben wir auch Kuchen
 37 gehabt oder was, nor, dass der eben –... nu, die Bauern fressen sich dick und
 38 fett. [I: mhm] Und damals, Weihnachten, ist der nämlich 14 Tage oder wie lan-
 39 ge mit hier gewesen. Da haben die ja auch daheim seine Lebensmittelmarken
 40 gehabt und da waren ja auch meine Tante, mein Onkel mit da, meine Cousine
 41 mit da, die ganze Zeit; die haben alle bei uns hier mit gelebt, [I: mhm] nor.
 42 Und da hat er auch –... ob ihn nun mein Vater gefragt hat oder was, das weiß
 43 ich nicht, jedenfalls hat er auch ein bisschen was gemacht. Er war ja geschickt, er
 44 hat Holz gesägt, und dies und jenes und da hat er auch mal –... er ist nämlich
 45 auch betteln gegangen und da ist er auch mal an einen Bauernhof gekommen

1 und da hätten Kinder einen Strohhalm durch's Schlüsselloch gesteckt und hätten
 2 gesagt: hier das kannst du fressen. Ich mein', Kinder machen eben so was, nor.
 3 [l: mhm] Jedenfalls, wo er nun bei uns hier gemacht hat, da hat er nachher bloß
 4 zu meiner Cousine gesagt, die können wirklich nicht jedem was geben. Das,
 5 das –... die kommen ja in Massen, da kommt ja nicht bloß einer, die kommen ja
 6 in Massen. Ja, und ... soviel haben die ja dann auch nicht. – Naja, aber Gott, da
 7 musstest du eben jedem ein bisschen was, bisschen was geben, damit jeder etwas
 8 hatte, [l: mhm] wenn du nun einem alles gibst und dem anderen gar nichts.

9
 l: Ihr habt es aufgeteilt, sozusagen
 10 W: Aufgeteilt, ja, kriegten sie alle was. Das eine mal. Hatten mir mal mittags
 11 Plinsen, wollten wir haben. Wo wir Mittag essen wollten, hatten wir keine. Nicht
 12 eine. Die hatten eben nu alle Hunger, alle Appetit. Einer, ein Plinsen, fort; der
 13 Nächste – ein Plinsen, so schnell konnst'e ja gar nicht backen wie die's gefres-
 14 sen haben. [l: mhm] Mein', wir haben ja auch nur für uns, wir haben die Dinger
 15 ja nicht zentnerweise gebacken, nor. [l: mhm] ... Oder Kuchen zu Kirmes, da
 16 kamen sie ja auch haufenweise, Kuchen betteln. Na gut, ein Stückchen Kuchen,
 17 gut und dann ...(7)... Aber das Betteln, das hat eigentlich dann aufgehört, ...
 18 schnell, dann, dann fing –... dann hast ja wieder welche, die schachern taten ...

19
 l: Wie auf dem Schwarzmarkt?
 20 W: Eben, und, und das ist dann auch wieder was schäbiges gewesen, von den
 21 Bauern, (höhnisch) uns fehlt nur noch ein Teppich im Kuhstall (.) alles ergattert
 22 und ergaunert, ... da haben wir auch gesagt: schämt ihr euch nicht?

23 l: Das gab es im Dorf auch?

24
 W: Na klar, die haben sich bereichert an der Not der
 25 andern. Bei uns ist mal eine gekommen. Ich war ja noch Kind, nor. Und mein Va-
 26 ter hausen – ein paar Kartoffeln, Kartoffeln, ich hab auch paar schöne Schlüpfen
 27 mit. Nu, und da hat der der eine Hand voll Kartoffeln gegeben, nor und er sagte:
 28 Na Mütterchen, nu zieh nor hinten deine Schlüpfen wieder an, ((lacht)) da haben
 29 wir noch manchmal drüber gelacht. [l: mhm] Das hatte der natürlich so drauf
 30 unser Vater, auf die Tour, nu. [l: mhm] Na, da haben manche tüchtig –... naja
 31 so bisschen geschachert haben wir nachher später dann auch. ... Mit Holz, brauch-
 32 test ja egal mal ein bisschen Holz an die Buden, mal paar Bretter und da kamen wel-
 33 che aus dem Gebirge und die wollten ein bisschen Weizen haben, für Holz. ((ahmt
 34 erzgebirgigen Dialekt nach bis *)) Ich hab a scheene Brateln, ich hab a scheene
 35 Brateln und ni so teier (*), da haben wir dann paar Brateln eingeschachert, aber
 36 sonst nichts anderes. Wo wir dann so groß waren, dass wir Wäsche brauch-
 37 ten und so was, [l: mhm] dann gab es dann welche, die war zwar wahnsin-
 38 nig teuer, aber nu, so haben dann unsere Eltern für uns ne Aussteuer besorgt.
 39 [l: mhm] Du musst ja ne dreifach und vierfach haben, [l: mhm] aber mit was
 40 die dann allen kamen, wenn de dir das überlegst. So was irres, was die da fortge-
 41 schleppt haben: Stoffe und, und Wäsche und – was de dir nur denken konntest,
 42 nor. Zu uns kamen auch mal eine mit Stoffe. Machen wir nicht, wollen wir nicht,
 43 so viel haben wir nicht, was wir brauchen das haben wir, war es gut, ne. ... Aber
 44 da gab es schon auch welche –... das sind viele gewesen, die nicht geschachert
 45 haben, aber natürlich auch viele gewesen, die elende geschachert haben. ...8...

1 Kannst du dich erinnern, ob ihr habt Hausrat an die Umsiedler abgeben müssen
2 oder ob gesammelt wurde?

3 *W: Eigentlich ne, wir hatten doch auch ne viel, aber*
4 *abgeben ... bloß dann nach der Bodenreform, muss schon 48, 49 gewesen sein,*
5 *da mussten wir eine Kuh und glaube auch ein Schwein abgeben, aber an die*
6 *Neubauern, damit die auch was hatten.*

7 I: Wie ist das denn so weitergegangen
8 mit den Flüchtlingen bei euch zu Hause?

9 *W: Also die meisten sind ja bloß eine*
10 *Nacht geblieben, dann ging's weiter. Und wir hatten ja unsere Dresdner Ver-*
11 *wandtschaft hier. Aber die Sch., die ham hier oben drüber gewohnt, die waren*
12 *schon älter, so. Der Mann ist dann in den Busch gegangen und dann in die Hüt-*
13 *te, die haben bis Mitte 50 hier gewohnt und der Mann hat später ein Stück Haus*
14 *gekauft, weiter unten. Und ist dort hin gezogen. Aber die Frau kam oft noch hier*
15 *her und sagte, wollte schauen was zu Hause los ist, der hat es dort unten ne*
16 *gefallen, die ist dann auch bald gestorben.*

17 I: Was ist der Busch, was bedeutet
18 das?

19 *W: ((lacht)) Das ist der Wald, der hat erst als Waldarbeiter gearbeitet.*

20 I: Noch eine Frage: sind die Um-
21 siedler in den Vereinen oder Kirchgemeinde aufgen

22 *W: Also, das weiß ich nicht,*
23 *also die, die mit mir in die Schule gegangen sind, die sind ja auch mit konfirmiert*
24 *worden, die sind mit in die Konfirmandenstunde gegangen und in Kirchenchor*
25 *und so weiter. ... Aber dass die ein Pfarrer besucht hat oder was, [I: mhm] das*
26 *glaub' ich eigentlich nicht. Erstemal war der Pfarrer, den wir damals hatten, näm-*
27 *lich auch schon alt, so 70 oder Mitte 60 und gesundheitlich –... hier der B. war*
28 *das. Dass der wär' hier rauf gekommen, der kam schon mal gelaufen und guck-*
29 *te mal so, ob wir Erntefest machen können [I: mhm] oder so und tat mit den*
30 *Bauern reden, wie weit sie sind; dann kam er manchmal zu meiner Großmutter,*
31 *dann kam er auch zu mir, da brachte er egal was zu lesen mit, weil ich –... mich*
32 *mussten sie ja in die Schule fahren mit dem Handwagen, und dann noch mal*
33 *reinfahren wegen dem Pasterstunde, das hat er eben nicht gemacht, da ist er so*
34 *mal gekommen und hat mir was erzählt und gemacht und dann hat er mich eben*
35 *auch mir konfirmiert.*

36 I: Das war für dich auch eine schwierige Zeit, nor. Mit dei-
37 ner Erkrankung.

38 *W: Das war schon auch*
39 *nicht so einfach und ich war eben dann auch viel in Dresden und hab' bei mei-*
40 *ner Tante gewohnt, ich hatte ja nu keine Lebensmittelmarken in Dresden, da*
41 *mussten meine Eltern bei meiner Tante was zuschustern. [I: mhm] Die haben*
42 *dann auch mit davon gelebt. Und bei jeder Ernte war die Tante hier draußen und*
43 *hat hier mitgemacht ... Mit meiner Mutter, die haben ja wirklich ein super Verhält-*
44 *nis gehabt, die zweie, nor und der ihr Vater war auch mit, der rannte eben hier in*
45 *die Pilze und machte eben auch einmal mit, mal mit Gras hauen oder irgendwas*

1 eben, was nu so war, eben. Da musste nu schon die Familie zusammenhantie-
 2 ren, nor. [l: mhm] Drum sag ich eben immer wieder, wenn de da drüber nach-
 3 denkst, die Not, nor, dieses Chaos und die Not hat doch die Menschen zusam-
 4 menwachsen lassen. [l: mhm] Das musst'e dir mal heute vorstellen, wenn jetzt
 5 nu solche Massen von Umsiedlern kommen, was ist denn jetzt, wenn jetzt mal
 6 hier in Kreis F. zehn Russlanddeutsche kommen, das ist doch –... da heißt es
 7 auch, können die nicht draußen bleiben – im Grunde genommen, fallen die ja
 8 gar nicht ins Gewicht, die merkst du ja gar nicht. [l: mhm] Ich mein', was mich
 9 auch manchmal grämt, dass sind die Türken, aber da sind ja nun die Wessis
 10 schuld, weil die Wessifrauen ja keine schmutzige Arbeit mit machen wollen und
 11 das machen für uns die Türken nu, haben sie sie hergeholt, dann sind sie mit
 12 Kind und Kegel hier, nu spielen die sich auf, nu passt denen auch nicht –... das
 13 hab ich meinen Bekannten drüben schon gesagt, auf den Kopf zugesagt: ihr hab
 14 sie doch hergeholt; ich sag, bei uns gab's paar Vitschies, die bissel was verkauft
 15 haben, dann war's Feierabend, bei uns gab's keine Türken. ... 5... Die sind eben
 16 nu auch heißblütiger so ... gleich mit dem Knüppel und mit dem Messer draufzu-
 17 gehen oder was, [l: mhm] was nun eigentlich, was die von Russland vielleicht
 18 nun nicht so ...

19 I: Hast du schlechte Erfahrungen gema ...

20 W: Nee, aber reserviert, weil
 21 du nie weißt, weißt de die Sprache nicht, nu und weißt du nicht, was haben die
 22 so vor –... ich mein', da musst du dir vorstellen, die setzen dir jetzt 'ne Familie
 23 mit drei Kindern ins Haus, du bist ja alleine mit deine zwei Kindern und nu, die
 24 haben auch noch mit Platz in deinem Haus und bei der M. da kann auch eine
 25 mit rein mit einem Kind oder zweie oder bei B., dann könnten zwei Familien mit
 26 sechs, sieben Kindern rein und so, nor ... da würdest du jetzt auch gucken und
 27 sagen, mein lieber Mann, muss das sein, eigentlich, nor. ... Klar sind wir auch
 28 skeptisch gewesen damals, aber die waren eben da, was wolltest du machen,
 29 konntest du doch nicht tot machen.

30 I: nein

31 W. Hat sich zwar jeder ein bissel ge-
 32 wunden, dass er selber in seinem Haus noch ein Loch hatte, weißte, [l: mhm]
 33 aber im großen und ganzen wurden die überall, ... und die blieben ja dann auch
 34 da, die, die einmal, wie die Sch. und die Frau, die bei uns hier –... obwohl die
 35 immer gesagt haben, die wollen wieder heim, aber die, die in der Stube mal auf
 36 Stroh schliefen, das war ja voraussichtlich, dass die am nächsten Tag wieder
 37 weitermachten, denn das ging ja überhaupt nicht, [l: mhm] da hätten wir ja
 38 gar nicht mehr reingekonnt und nicht in die Stube. Die machten schon wieder
 39 weiter ... Ich mein', wir wollten ja auch erst fort, mein Vater hatte auch hier den
 40 Wagen mit einer Plane und eben das Nötigste, was du so brauchtest, bissel
 41 was zu essen und anzuziehen und so. [l: mhm] ... Aus dem einfachen Grund,
 42 auf unserer Kuppe hier oben – wegen dem Beschuss, der wollte aber ne wei-
 43 termachen: weiter wie bis H. hinter die Felswand, da fahr'n wir nicht. Aber es
 44 hatte gar keine Zweck, dort sind die Russen, dort sind die Russen, dort sind die
 45 Amis, denn die Amerikaner waren ja bis nach H., [l: mhm] die sind aber wie-

1 der zurück, also haben die das schon vorher ausgetüftelt gehabt, wo wer hin,
 2 erst hat's mal geheißen, die Elbe soll mal die Grenze werden, zwischen Ost und
 3 West, [I: mhm] aber davon war dann keine Rede mehr. ... Klar wenn die so –...
 4 wenn man sich das so überlegt, so von Schlesien und so mit dem Handwagen,
 5 überleg' dir das mal, mit dem Handwagen gelaufen und was bringst du auf so
 6 einen Handwagen drauf [I: mhm] ... Und ... weiß ich auch nicht, was man dazu
 7 sagen soll. ...9... Klar, ich mein', zu den Flüchtlingen, die nu hier –... so kannst'e
 8 ja auch so sagen, als gelittene Gäste, wenn nun absolut kein Platz ist. Dass sie
 9 bloß einen so 'ne Bude hatten und dann ihre fünf, sechs Mann drinne gehaust
 10 haben. [I: mhm] Dass das denen nicht gepasst hat, das kann man denen nicht
 11 –... kann man sich ja auch denken und es sind dann viele eben nach den Wes-
 12 ten nüber, nor. [I: mhm] Da, wo die Grenze noch auf, da wo sich das dann ein
 13 bisschen geteilt hatte und Gestalt annahm, die Sache, nor. Dann, die sind fort und
 14 die sind fort und ...

15 I: War das so, dass die erst mal gewartet haben, wie die
 16 Sektoreneinteilung war

17 W: Naja, die haben erst mal gewartet, die waren erst mal froh,
 18 dass die ein Dach überm Kopf hatten, [I: mhm] denn das wussten sie dann
 19 dort drüben auch nicht, denn die drüben, die sind ja noch viel skeptischer auf
 20 Flüchtlinge, bei denen sind das ja heute noch Flüchtlinge, wo bei uns kein
 21 Mensch mehr drüber redet. ...

22 I: Du hattest dann auch den Eindruck, dass
 23 das nicht mehr die Fremden waren?

24 W: Bei uns hier?

25 I: ja

26 W: Guckt kaum einer hin hier,
 27 ich mein', man weiß das und dadurch, dass die ja nu untereinander geheiratet
 28 haben und sesshaft geworden sind und so, da ... Wer käm' auf die Idee, die R.
 29 als Flüchtling zu deklarieren, macht doch keiner ... [I: mhm] Und ist ja auch aus
 30 Schlesien und andere ((Aufzählung)) Die auch so angekommen als Flüchtling so
 31 ... mit Sack und Pack oder eben nur, mit was sie an hatten, nor. [I: mhm] ((wei-
 32 tere Aufzählung)). Paar hatten auch 'ne Neubauernstelle, sind aber auch viele,
 33 als die große Fluchtwelle war, so in den 50er Jahren in den Westen. Nu, mein
 34 Neffe aus Mecklenburg ((Erzählung von der Flucht von Verwandten aus Meck-
 35 lenburg, die auch Bauern waren))
 36 ((Kassettenwechsel))

37 I: Was ich dann noch fragen wollte, wie es dann nach dem Krieg mit, mit der
 38 Arbeit war. War genug Arbeit für alle vorhanden ... auch für Flüchtlinge

39 W: Also, erstmal nach dem Zusammenbruch, erstmal haben die ja Unterstüt-
 40 zung gekriegt, weil ja von den Flüchtlingen, die hier so ankamen, da waren ja zu
 41 90 Prozent die Männer im Krieg. Nor, die –... und, und da kriegten ja die Frauen
 42 Unterstützung. [I: mhm] Und da brauchten die ja gar nicht arbeiten. Und dann
 43 die Jungschen, wo die –... nu, dann war der Zusammenbruch, da ging erst mal
 44 auch nichts, und so nach und nach hat sich dann aber wieder in, in der Papier-
 45 bude [I: mhm] sind dann wieder welche und hier auf –... in G., im K. ((papier-

1 *verarbeitender Betrieb)), dann gingen welche auf die Grube, da hat sich das*
 2 *so bisschen verläppert nachher, so nach und nach. Denn von arbeitslos ...4... (...)*
 3 *keine Arbeitslosigkeit gewesen.*

4 I: Die haben also fast alle...

5 W: *Nuja, da, die sind*
 6 *dann –... ich würde mal denken, so Anfang der 50er Jahre –... klar, denn die*
 7 *mit mir in die Schule gegangen sind, mit mir konfirmiert sind, die haben ja dann*
 8 *auch alle gelernt; ... nor, die haben ja dann auch einen Beruf gelernt, nu, die ers-*
 9 *ten Jahre wird es schon noch bisschen chaotisch gewesen sein, da waren ja nun*
 10 *die Hungerjahre und dann das Geld verfallen und, und –... aber ich denke mal*
 11 *so 48 oder 49, wo dann die DDR gegründet wurde, aber da ist das schon wieder*
 12 *so einigermaßen gegangen, mit'm Arbeiten.*

13 I: Also, da hast Du keine Erinnerung,
 14 dass die kein Auskommen hatten

15 W: *Naja, gut, ich meine, so reichlich wird es*
 16 *auch nicht gewesen sein, aber da waren die Leute auch nicht so anspruchsvoll.*
 17 [I: mhm] *Die waren ja zufrieden, dass sie ein Dach über'm Kopp hatten nach-*
 18 *her und was zu essen ja und sind sie eben –... und es sind ja eben auch viele, ...*
 19 *viele Frauen, die da gar nicht auf Arbeit gegangen sind. Die sind eben so bei die*
 20 *Bauern mitgegangen, [I: mhm] so Saisonarbeiter, aber, dass die nu so stramm*
 21 *auf Arbeit gegangen sind, gerammelt wären, das wurde dann eigentlich erst in*
 22 *den 50er Jahren, nachher so, wo eben mehr Arbeit wurde. Wo die dann 48 so*
 23 *aus der Schule gekommen sind und was gelernt haben, na die hatten dann ihren*
 24 *Beruf, [I: mhm] die haben schon nachher gearbeitet ... Na und die älteren, die*
 25 *sind eben noch immer so ein bisschen so in der Landwirtschaft bisschen mitgemacht,*
 26 *eben so ab und zu, so stundenweise, weißt'e ... [I: mhm] Die Frau Ö., auch bei*
 27 *uns, manche haben auch noch was gefunden. Aber auch bei meiner Tante war'n*
 28 *die zum Mithelfen ...((Aufzählung, in welchen Bauerngütern welche Vertriebene*
 29 *gearbeitet haben)) Und der G., der ging dann auf die Grube und als der dann*
 30 *mit einem Mädels von uns ging, da hieß es, na du mit dem Flüchtling, mit dem*
 31 *Flüchtling, aber die hat sich eben in den verguckt, nor und da ... sind sie eben*
 32 *auch zusammen alt geworden, ... hat sich nicht irre machen lassen ...8...*

33 I: Was war für dich hier so das Schwierigste, wenn du so zurückguckst auf die
 34 Flüchtlingszeit?

35 W: *Na bei mir war erstmal durch die Behinderung, dass mir ganz*
 36 *viel Schule fehlt, [I: mhm] ich bin ja nicht mal vier Jahre in die Schule gegan-*
 37 *gen. Ich bin zwar bis zur achten gegangen, aber bloß –... das zweite überhaupt*
 38 *nicht, das dritte und das vierte nicht mal ein halbes Jahr. [I: mhm] Und dann*
 39 *da wieder gefehlt, dort wieder gefehlt, das merkst'e dann im nachhinein, was mir*
 40 *da alles so fehlt. Erstmal wäre ja mein Traumberuf Landwirtschaft gewesen.*
 41 *So, das ging ja nu erstmal ne. Das zweite, was ich wollte, das war Schneide-*
 42 *rin, hätte ich auch gekonnt, bei der Frau B. [I: mhm] Aber kein Lehrvertrag.*
 43 *Nu, da bleibst ja auch bloß Helfer oder was. Und da bin ich aber trotzdem bei*
 44 *der im Winter vor allem immer gegangen und hab bei der eben mitgenäht und*
 45 *auch zum Teil im Sommer geholfen und hab da soviel gelernt, dass ich meine*

1 Klamotten mir machen konnte. Und gemacht, aber es war nie was Richtiges,
2 nor. [l: mhm] Nu war ja das Nächste, wenn ich gelernt hätte, hätte ich nach M.
3 in die Berufsschule gemusst, ja wie sollt' ich denn zu der Kleinbahn runter kom-
4 men, früh um fünf. [l: mhm] Hätte mich ja wieder einer hinschaffen, hier hätt'
5 ich es ja über die Straße gehabt, wär ja bequem gewesen, [l: mhm] das ging
6 eben nu auch nicht, dann kam das nächste dazu, dass es in der Landwirtschaft
7 keine Leute mehr gab und meine Mutter dann auch immer mal kränklich war.
8 Und da hab ich eben hier in der Landwirtschaft mitgemacht ... Kühe melken und
9 alles, was so anlief, habe ich eben mitgemacht, nor. [l: mhm] Und dann eben
10 in der Sackflickerei, da hab ich auch –... da war ich ja dann angestellt, richtig in
11 der Sackflickerei. Denn wir hatten ja wieder dieses blöde Gesetz in der DDR,
12 dass wir Bauernkinder erst mit 21 Jahren in die Kasse kamen. [l: mhm] Da
13 musstest du sieben Jahre gearbeitet haben und du hattest noch keinen Pfennig
14 Rente gesteuert und nichts. [l: mhm] Und da hat mein Vater immer gesagt,
15 das geht nicht, das geht nicht, du musst in die Kasse, du kannst nicht bis 65
16 arbeiten und da war dann bei der Kassenprüfung einer da, der war recht nett
17 und dem hat mein Vater das mit mir erzählt, und den hab ich auch kennen
18 gelernt, weil ich die Schreibearbeit gemacht habe in der Sackstube. [l: mhm]
19 Und da hat der gesagt, sie dürfen nicht erzählen, dass sie Landwirtschaft ha-
20 ben. Sie haben Sackflickerei und da stellen sie ihre Tochter an und da ist gut.
21 Und das haben wir dann gemacht, habe ich dort dann angefangen, dadurch
22 habe ich wenigstens 21 Pflichtjahre, Arbeitsjahre für die Rente, obwohl die mir
23 auch den Verdienst vorgeschrieben haben; was mir verdient haben in den 50er
24 Jahren, das kannst ja vergessen, die paar Mark. Aber ich hab' zumindest ers-
25 temal einen Rentenanspruch, dadurch. Und das hab ich dann nun weiter und
26 dann ist mein Vater gestorben und weil ich nu egal den ganzen Schreibkram
27 gemacht hab' und eben nu auch mit gearbeitet hab in der Sackbude, da bin ich
28 auch zur Betriebsprüfung in F. gewesen. [l: mhm] Und nu gesagt, mein Vater
29 ist verstorben, nu ein Jahr kann ihre Mutter weiter machen, als Witwenjahr. Nu
30 ich sag und dann ... Nun, dann machen sie weiter, sagt der. Ich wusste auch
31 nicht so richtig selbständig so, aber eines will ich ihnen sagen, wenn sie auf so
32 eine Behörde hier reinkommen, sagte er, sie sind ihr Leben lang ihr eigener
33 Chef gewesen. Und wenn sie sich wollen von solchen Gurken auf gut deutsch
34 anstellen lassen, was sie schon lange wissen, sagte er, das wird wohl nichts
35 Gescheites werden. Und da hab ich dann hin und her überlegt und den Ge-
36 werbeschein kriege ich sowieso nicht, wie es zu DDR-Zeiten gewesen ist. Da
37 hab ich gedacht, versuchen kannst'es doch [l: mhm] und da brauch't ich ein
38 polizeiliches Führungszeugnis und meinen Lebenslauf und dann den Krempel
39 eingereicht, mag, was de werden. [l: mhm] Und auf einmal, da schrieben sie,
40 dass ich an den und den Tag in F. zu erscheinen habe, auf den Rat des Kreises.
41 Da werden sie mir den ganzen Mist in die Hand drücken und so und tschüss.
42 Denkste das war ein feierlicher Akt, da wurde ich beglückwünscht als neuer Ge-
43 schäftsinhaber. [l: mhm] Ich gleich so ein Stück gewachsen. ((lacht)) Ich dacht'
44 für mich, ihr Pfeifen, ihr. Naja, jedenfalls haben sie eben –... und da hab ich
45 eben weitergemacht, nor. Und meine Kunden als mein Vater gestorben war, die

1 sagten, du wirst doch nicht etwa aufhören. Ich sagt', was anderes wird es nicht
2 werden. – Nein, also das geht nicht, du kannst doch nicht –... wo sollen wir da
3 noch mit die Säcke hinziehen, das geht nicht, jedenfalls hab' ich meinen Gewer-
4 beschein gekriegt und hab' weitergemacht bis zur Wende, bis dann nichts mehr
5 war. [I: mhm] ((Erzählt über ihre letzten Arbeitsjahre als Kirchgeldkassiererin
6 und über den sich verschlechternden Gesundheitszustand durch komplizierte
7 Knochenbrüche bei bestehender Kinderlähmung, den häufigen Besuchen vom
8 Pfarrer, die als große Unterstützung empfunden werden.))
9 Du hast wo noch an, aber das Letzte von der Kirche und so lässt'e weg, das hat
10 nichts mehr zu suchen.

11 I: Gut, mach' ich. So jetzt so zum Schluss. Ich, ehm,
12 will dich noch fragen, wie das jetzt hier für dich war. War das schwierig für dich,
13 zu erzählen?

14 W: Also schwierig, nu nicht, aber alles –... man kann eben nicht
15 mehr an alles erinnern, nor. War ja auch noch klein und dann viel krank. Vorige
16 Woche, da hab ich meine Cousine angeruft, die hier aus Dresden, die ist zehn
17 Jahre älter als ich, nu die weiß noch mehr als ich, was die alles noch wusste, mit
18 der hab ich gleich lange telefoniert. Auch eben hier von Dresden mit dem Angriff
19 und auch mit die Russen und so, die weiß alles noch ganz genau, was die auch
20 alles so mitmachen musste. War schon nicht leicht für alle, die wir hier waren.
21 Und für die, die hier so ankamen so mit nun, mit nichts. Nu, es war schon eine
22 schlechte Zeit, aber es ging ehm auch, irgendwie ging's.

23 I: So, dann vielen Dank.

Transkription des Interview 2 mit

Frau Gitta Felding

I: Interviewerin

F. Gitta Felding

1 I: (..) du dich zurückerinnerst und einfach erzählst, wie das für dich damals war,
2 als die Vertriebenen damals kamen. Mir geht es darum, in den Gesprächen he-
3 rauszufinden, wie das Zusammenleben war, wie sich das gestaltet hat über die
4 Zeit hinweg.

5 F: Also, ich hab' –... ich würde sagen, ich habe mehrere Punkte, an die
6 ich mich erinnere. Ich war damals 10 Jahre alt so etwa, in der Flüchtlingszeit, als
7 ich erlebt habe, als die in der Schule bei mir dazukamen, in meine Klasse; dann,
8 was ich erlebt habe, als ich Kind war zuhause, zu derselben Zeit natürlich und
9 die Trecks kamen an, so hießen die, nor, wenn die dann so kamen und dann wo
10 ich hier in R. (gelebt habe), was der Siegfried mir erzählt hat, die das hier erlebt
11 haben – an diese Punkte dachte ich. ... Ist es jetzt egal, wie ich der Reihe nach
12 (...)?

13 I: Du kannst Dir das einteilen ...

14 F: Da fange ich vielleicht mal mit der
15 Schule an, ich ging nach F. in die Oberschule, das Gymnasium sagt man jetzt;
16 das war ziemlich blöd, weil da fast jeden Tag neue Leute dazukamen in unsere
17 Klasse. Unsere Klasse war dann so voll, das war so chaotisch. Als die Neuen
18 immer wieder – dann sollte sie mal zu der Klasse, dann sollte sie wieder in
19 die Klasse, weil die dort mehr aufnehmen konnten – wir waren sowieso schon
20 evakuiert mit der Schule. Wir waren schon in einer ganz anderen Schule unter-
21 gebracht, weil in unsere Schule das Lazarett reinkam. Nun kamen dauernd neue
22 Schüler dazu, es ist jetzt übertrieben, wenn ich mir überlege, jeden Tag stimmt
23 überhaupt nicht, aber es kamen Neue dazu. Jetzt sollten wir uns denen oder wir
24 mussten uns denen anpassen, die hatten ja durch das Flüchten schon viel Zeit
25 verloren, viel Schulzeit, jetzt mussten wir uns mit unserem Lehrstoff an die an-
26 passen, das ging nicht, also immer wieder weiter zurück, wir kamen überhaupt
27 nicht vorwärts. Ich habe bis heute große Bildungslücken, dadurch, dass wir in
28 der Zeit wenig gelernt haben. Aber für die, die dazukamen, die so lange keinen
29 Unterricht hatten, wie meine beste Freundin, die es dann wurde, (...) die war
30 auch für ein Leben lang geschädigt, dass die so viel Schulverlust hatten in der
31 ganzen Flüchtlingszeit. (...) bin mehrmals dort gewesen (weitergezogen?). (...)
32 10 Jahre alt, wenn du dich so Erinnerst an deine Kinder, noch weniger kann man
33 sich an seine eigene Kindheit erinnern, aber das bedeutet dann, in der Schule
34 nicht mit fortzukommen oder (...). Ich habe dort solche Lücken – für mich – ob-
35 wohl ich regelmäßig Schule gehabt hab'. So, das wollte ich eigentlich zu meiner
36 Schulzeit sagen, um zu verstehen, dass wir – obwohl wir nicht geflüchtet sind
37 – dann eben auch alle miteinander haben müssen auch zurückstecken, (um
38 wieder ?) bei Null anzufangen.

39 So, das war das. Dann, wenn ich an meine Kindheit denke, war ich – sagen wir
40 mal – so zehn Jahre alt. Wir hatten ein großes Bauerngut, die Männer waren
41 sowieso alle im Krieg, auch mein Vater war im Krieg, der kam dann aber wieder
42 und bei uns waren alles Polen. Und zwar ist Polen zuerst überrumpelt worden,
43 kannst'e gleich sagen, die haben überhaupt nicht gemerkt, dass ein Krieg los-
44 ging und dann mussten die überrumpelten Polenmänner alle zu uns kommen
45 nach Deutschland und bei uns arbeiten auf dem Feld. Meine Kindheitserinnerun-

1 gen waren immer mit polnischen Männern, die ja auch alle ihre Familien zu-
2 hause lassen mussten, die mussten also nicht in den Krieg, die wurden einfach
3 ungewollt von den Deutschen hierhergebracht und unsere Männer mussten in
4 den Krieg, nor. Mein Vater kam dann wieder nach den ersten Jahren, und dafür
5 musste mein Onkel in den Krieg, also mein Vater war bei uns (....) viele über-
6 haupt gefallen waren oder (...) mein Vater war also da.
7 So, jetzt ging das los, wenn ich mich recht besinne, dass der Bürgermeister oder
8 die Stelle, wo die da ankamen mit ihren Trecks, die verteilten die Leute an die
9 Bauern. Ob da vorher gefragt wurde, wie viel wir aufnehmen konnten – keine
10 Ahnung. So was wusste ich als Kind überhaupt nicht, aber das war natürlich
11 interessant, wenn die Trecks ankamen. Und das war dann (meinetwegen ?)
12 die Familie S., die bei uns einquartiert wurde, waren auch aus Schlesien, Ver-
13 triebene von ihrem Bauerngut, der Sohn kam schon total kaputt aus dem Krieg
14 wieder, der hatte also schon seine ganz schlimmen Behinderungen, so kam der
15 schon hier an, der konnte kaum laufen, und die alte Mutter, und von dem Sohn
16 dann noch die Familie dazu. Die sollten alle bei uns untergebracht werden, an
17 die ich jetzt am meisten denke, es waren auch noch andere Familien da, aber
18 die waren am längsten da und zu denen hatte ich eigentlich den größten Kon-
19 takt. Jetzt mussten wir alle zusammenrücken, im Haus erstmal, aber auch im
20 Stall, weil die ja mit ihren Pferden ankamen, und dann brachten die alles mit,
21 was sie hatten. (...) das sind sicher Betten, und was weiß ich, aber auch Pfer-
22 defutter und alles musste mitgebracht werden, was sie alles fortbrachten. Und,
23 und war so eine Plane über den Wagen, (...) so indianermäßig (.....) Wie so
24 ein Zigeunerwagen. Die kamen so kaputt hier an, aber die brachten auch ihre
25 Betttöpfe mit (.....) aber die hatten Federbetten und alles mit. Nun mussten wir
26 uns alle einschränken, das war also bei uns so: wir waren vier Geschwister, (....)
27 nicht einschränken, aber wir zwei Großen, wir mussten eben zusammen mit
28 der Tante in unser gutes Zimmer ziehen, (...) interessant (..) Ehebetten wurden
29 aufgestellt, da schliefen wir drin und haben egal am Fußende (....) sonst bloß
30 an Feiertagen, wie das so bei Bauern ist und dann daneben, war da wieder –...
31 da war noch eine einzelne Flüchtlingsfrau, und dann eben diese Flüchtlinge von
32 dem Bauerngut aus Schlesien, die kriegten also von uns drei Zimmer. Und ... es
33 war ja kaum was zum Reinstellen, (....) Vermögen (..) wie das so früher war (....)
34 einen Schrank und eben einen Tisch, das war alles. Aber das fanden wir als Kin-
35 der schon interessant. Ich muss sagen, mein Vater – so hart wie der war – aber
36 der war lieb mit denen, das muss ich schon sagen. Das war sicher nicht überall
37 so, aber der sah ja nun auch, die hatten ja ihre Pferde mit, die konnten uns ja
38 auch wieder helfen, weil wir unsere Pferde auch wieder im Krieg abgeben muss-
39 ten, oder abgegeben hatten. Wir hatten (keinen ?) Traktor, das waren schon
40 auch Vorteile, die er damit kriegte. [l: ja, ja] Und es ist eigentlich über Jahre
41 auch noch danach gutgegangen mit denen, die sind bei uns geblieben. Die sind
42 einmal wieder zurück, das wirst du durch die Frau Krämer wissen, wo es eben
43 mal hieß, die können alle wieder nach Hause, [l: mhm] die sind ja alle tatsäch-
44 lich wieder fort, nor, [l: mhm, mhm] die Flüchtlinge – mit einer Hoffnung (....) –
45 entweder sie kamen gar nicht bis heim oder es war –... die hatten ja inzwischen

1 andere Leute angesiedelt, das ging gar nicht, und auf uns Deutsche hatten sie
 2 ja alle Wut, also das hat überhaupt nicht funktioniert, das war eine Fehlmeldung,
 3 dann mussten die wieder zurückkommen, nor [I: mhm] ... ich kann überhaupt
 4 nicht sagen, welches Jahr (...) 1947, im Winter war das mal, weiß ich. Hat die
 5 dir das so ganz genau erzählt, wann das war alles, mit dem Zurückgehen? (...)
 6 I: Ja, aber die Frau Krämer, die sind nicht zurück, der Vater war eher skeptisch,
 7 der hat abgewartet, der hat gesagt: nein, wir bleiben erst mal hier, [F: aha] das
 8 kann nicht stimmen. [F: aha] Sie hat erzählt, dass viele eben zurückgegangen
 9 sind.

10 F: Aha, ... aha, jaja. Na, nun mussten wir –... wir waren ja nun überhaupt
 11 nicht gewöhnt mit jemandem unser Bauerngut zu teilen, da waren die Mägde
 12 und die Knechte in den Frauen- und in den Männerzimmern untergebracht, alles
 13 so primitiv, und wenn da nun eine Familie reinkommt auf einmal, musste nun
 14 Gemütlichkeit sein, wo die ihre Lebensmittel dann hintaten, Kühlschranks gab's
 15 ja früher nicht, haben wir dann für die extra alles so ausgebaut, dass die dann
 16 eben auch alles hatten, was (...). Meine Mutter und meine Tante waren sehr
 17 friedlich und die kamen gut mit denen aus und alles was jung war ging mit raus
 18 aufs Feld und half uns dafür mit, nor. Also bei uns, ich kann da nichts Schlechtes
 19 sagen, da ist das gut ausgegangen. [I: mhm] Und in meinen schönen Jugende-
 20 rinnerungen mit denen auch, kam irgendwie so bisschen Stimmung in unsere Fa-
 21 milie rein, was die für Anregungen brachten, vor allen Dingen der Sohn, der aus
 22 dem Krieg kam, der wusste nun die ganzen Dinge aus dem Krieg zu erzählen.
 23 Das war für uns Kinder –... hatten wir ja nun solche Ohren gekriegt, mein Vater
 24 hielt sich da sehr zurück uns Kindern solche Sachen zu erzählen; aber von dem
 25 erfuhren wir dann alles, was hier im Krieg los gewesen ist (und er erlebt hatte?).
 26 Und da konnte der seine Geschichten loswerden, uns Kindern lernte er nun Skat
 27 spielen und die brachten schon auch noch richtig frischen Wind in unsere Fami-
 28 lie mit, muss ich schon sagen.

29 So, das war eigentlich schon –... was bei –... ich weiß ja nicht, das sind aber
 30 keine Flüchtlinge, das wird –... ich weiß ja nicht, wie dein Thema heißt, was bei
 31 uns auch noch, aber richtig in den Kriegsjahren, nicht erst gegen Ende, aber
 32 bis zum Ende war, das waren Heimatvertriebene aus Slowenien. Die wurden
 33 dort – das waren auch Bauern dort und da –... also, was der Hitler sich erlaubt
 34 hat, staunst'e – die wurden einfach nach hier umgesiedelt und sollten hier im
 35 Bergwerk arbeiten. Das waren Bauern, ... das waren sehr kinderreiche Familien,
 36 die Eltern mit ihren ganzen Kindern erschienen alle hier, aber ganze Waggons,
 37 ganze Züge kamen hier an, damit –... da wurden ganze Dörfer umgesiedelt hier,
 38 in die Ecke hier rein ((meint wahrscheinlich die Bergbauregion)), Richtung F.

39 I: Waren das Deutsche?

40 F: ... Nein, die konnten nicht deutsch. Muss ich erst mal
 41 überlegen – das haben die doch gelernt bei uns. –

42 I: Waren Zwangsarbeiter?

43 F: Ja, genauso ist es. Mit denen haben wir noch ein Verhältnis bis heute. (...)
 44 meine Tante hat nie die Verbindung fallen lassen, die sind 45 dann wieder heim
 45 auf ihr Gut. Ja, so wie ich vorhin schon sagte, auch andere saßen dort drinne,

1 dauerte ganz lange, bis die wieder auf ihrem Hof allmählich Fuß fassen konnten,
2 in ihrem Dorf (...) alten Leute (...) waren ja alt wirklich geworden, nor, sie waren
3 sowieso schon genug abgearbeitet, und mit denen halten wir bis heute noch
4 Freundschaft, und wir besuchen uns auch aller paar Jahre noch. (...) ist so alt wie
5 ich, (...) Tochter (...) und Geschwister mit groß gezogen, das war schön. Die wa-
6 ren aber nicht privat untergebracht, sondern mussten alle auf unserem Tanzsaal
7 in Doppelstockbetten – Bett an Bett mussten die schlafen. [l: mhm] Alles, was
8 Jungs waren, die mussten zum Bergwerk nach F. und alles, was Mädels waren,
9 die mussten in die Haushalte gehen. (.....) tage-, wochenlang unterwegs, die
10 wussten überhaupt nicht, wo's hingehet mit ihren Zügen. Sie waren dann wenig-
11 tens noch auf dem Saal –... (...) als Kind (...) Erinnerungen, wie das dort war
12 – die Menschen waren aus ihrem Dorf, die kannten sich untereinander. Gott sei
13 Dank war das wenigstens noch erlaubt; dass sie die nicht noch auseinanderge-
14 rissen haben. So hielten die zusammen, kochten auch ihre Nationalspeisen, nor.
15 Aber ganz primitiv wurde da gekocht (sehr leise) ganz blöden Kof-
16 fer unter ihrem Bett, aus dem Koffer lebten sie, das war ihr Schrank. [l: mhm]
17 – Ganz ??? lieb, und die haben uns Deutschen das nicht nachgerechnet, nor
18 [l: mhm] (...) als Kind Schuldgefühle hatte. Schon als Kind, ich mein', mit 10 Jah-
19 re bist'e ein Kind, wo du schon merkst wie's langgeht, was du dir so für Gedan-
20 ken machst. (...) der Hitler, wenn der mal siegt, hab' ich mir immer gedacht, da
21 wird der wie, wie hier so ein Gott, den wir anbeten müssen. (.....) das war mir so
22 schrecklich der Gedanke, dass ich froh war, dass wir den Krieg verloren haben,
23 schon als Kind habe ich mir so'ne Gedanken gemacht. [l: mhm] (.....)
24 Nunja, und hier in R., war es sehr ähnlich, was der Siegfried mir erzählt hat, die
25 hatten das Haus hier gekauft, in den 40er Jahren, das war nie eine Gärtnerei,
26 sondern das war ein kleiner Bauer, so ... so (.)wirtschaft nannten sie das. Und
27 die Leute waren alt und hatten keine Kinder und da konntest du dann auf Alters-
28 basis – konntest du, ohne dass du die bezahltest für Haus und Hof – sondern,
29 dass du denen einen Auszug gabst, in dem Haus, dass die drinne wohnen blei-
30 ben konnten. Das hat mein Schwiegervater gemacht, das hat er eben rausge-
31 kriegt – obwohl die in M. wohnten – (und hauptsächlich froh wären, wenn das ?)
32 so wäre – da wohnten die eben erst noch hier und die wohnten noch weiterhin
33 in M., bis das dann gerade soweit war, dass die gestorben waren, das war eben
34 gerade 45 und das Haus war leer, und die hätten nun rüberziehen können –
35 denn du kriegtest ja gar keine Wohnung, alles war besetzt, weil überall Flüchtlin-
36 ge waren und auch dort drüben waren Flüchtlinge drinne, (...) erzählt, die lagen
37 dort Mann an Mann, eine Familie, eine große Familie in der Stube unten auf auf-
38 geschüttetem Stroh, so was kenne ich gar nicht von uns. Und jetzt kam das eben
39 auch, dass die wieder heimkönnten, da sind die ganz schnell fort, um ja wieder
40 heim zu können und in dem Moment sind meine Schwiegereltern zusammen mit
41 meinem Mann eingezogen in das Haus, das ihnen gehörte und haben das – weil
42 es ja ihr Haus war, nor – [l: mhm] haben sich also hier wohnlich eingerichtet –
43 und jetzt kommen die wieder – und da war alles besetzt. Das war auch schlimm,
44 nor, wenn man sich –... (...) wenn man so was versucht, drüber nachzudenken.
45 Da wussten die gar nicht wohin, das war nun ihre Anlaufstelle, da waren (die?)

1 nun drinne in dem Haus. ... So, im Grunde –... wenn du noch eine Frage, wo du
 2 mich gezielt danach fragen könntest, dann gerne, aber so vom Erzählen her ist
 3 es eigentlich das, was ich (würde ?) sagen: eine aufregende Kindheit, und viel
 4 miterlebt, (...) teilgenommen an dem Schicksal von denen, aber wir selber hat-
 5 ten ja auch nichts, wir konnten auch nicht gehen oder was abgeben, ich wuchs
 6 und wuchs, war von Kind auf groß schon gleich, wir hatten nichts, keine Sachen
 7 zum Anziehen, aber wir hatten den Vorteil, wir waren Bauern, da hat mein Vater
 8 ((sehr leise bis *) ich weiß gar nicht, ob man (*) da annonciert oder wie man das
 9 früher gemacht hat oder –... ach, die werden gekommen sein, (die bettelten hier
 10 ?) Getreide oder Kartoffeln und boten uns dann irgendwas an, so wird's gewe-
 11 sen sein; irgendwelche Sachen oder Bücher oder haben sie Interesse an dem
 12 oder dem und dann haben dies gegeben und (...) eintauschen gegen Lebens-
 13 mittel – ... so hat der – 48 war meine Konfirmation – sobald –... weiß ich, wir hat-
 14 ten ja Punktekarte, kennst'e so was [I: ja] (...) oder Schuhe kriegten auch, nor
 15 – und da hat er dann über, über solche Leute meine Konfirmationsschuhe zum
 16 Beispiel und meinen Konfirmationsstoff sich erhandelt, nor, wenn jemand mal
 17 was anbot. Da hatte ich Schuhe zur Konfirmation, das erste Mal Lederschuhe,
 18 bisher hatte ich nur Stoffschuhe, die's so gab, nor; hatte ich schöne Lederschu-
 19 he – und eines Tages, ganz kurz vor der Konfirmation, waren die geklaut, waren
 20 die weg. Da hatten wir auch wieder solche Bettler – sagten wir dazu – die ließen
 21 wir schon gar nicht rein, den gaben wir jeden –... jeden Tag durfte meine Mutter
 22 einen Sack Kartoffeln zum Beispiel vergeben, und jeder hatte so ein Maß, ein
 23 Topf, wenn der Maßtopf alle war, dann war's eben alle, nor. Deswegen kamen,
 24 kamen die ganz schnell von dem Zug – sagen wir, der war um 8 oder halb neun
 25 in L. – kamen sie ganz schnell, wie sie laufen konnten und ergossen sich dann
 26 auf die Bauerngüter, um was zu hamstern – so war der richtige Ausdruck. Und
 27 wenn die Kartoffeln dann alle waren, waren sie eben alle, und das Getreide,
 28 was an dem Tag durfte vergeben werden, nor. Und da haben irgend solche
 29 Leute meine Schuhe mitgenommen, obwohl die gar nicht eigentlich reindurften
 30 bei uns, aber was weiß ich, wo ich sie hatte auch stehengelassen, (...) an die
 31 Haustür kam, fand ich keine Schuhe, (...) weiß ich noch wie heute, wie ich da
 32 geheult habe (.....) ((lacht)) (...) musste ich doch Stoffschuhe anziehen, weiß ich
 33 noch wie heute, wie ich da geweint habe. Aber sonst, muss ich schon sagen, wir
 34 waren lieb, wie man so sagte (..... ..) dran denken, wenn die Frau M. erzählt,
 35 gegen welche Wand sie hier angekommen sind mit ihrem Zug und hier unterge-
 36 bracht werden mussten und nicht gewollt waren; das musst du verstehen, dass
 37 du nicht verrückt bist, die Leute aufzunehmen, nor, [I: mhm] du musstest die
 38 aber nehmen. Und manche Bauern haben nichts gegeben und sie hätten ge-
 39 habt, und die mussten hungern; (...) würde anders und das viel zynischer erzäh-
 40 len als ich das erzähle, weil ich eigentlich nicht so schlimme Erinnerungen habe;
 41 schon dass ich sehr mitleidig war mit den Leuten, das ist schon klar, (.....) Gut,
 42 na ich glaube das war's erstmal.

43 I: Erst einmal recht vielen Dank;
 44 ich würde gern noch ein paar Fragen stellen: Und zwar, du hast erzählt, dass
 45 Deine beste Schulfreundin ein Mädchen der Vertriebenen war, kannst Du da

1 noch was dazu erzählen?

2 *F: Ganz normal der Umgang, wie das Kinder ma-*
 3 *chen, wenn du in der Schule bist, das war dann bissel schon (...) Ausbildungs-*
 4 *zeit, wo ich die habe kennen gelernt. Mit der bin ich bis heute zusammen. Aber*
 5 *du, die hat mit den Polen einen Ärger, mit der kannst'e möglichst gar nicht das*
 6 *Thema (anfassen ?). (...) großen Gutshof (.....) ((Unterbrechung durch Telefon-*
 7 *anruf bei Frau Felding))*

8 I: Ja, wir waren bei deiner Freundin.

9 *F: Ich meine, die ist auf die Polen stock-*
 10 *sauer, [I: mhm] die war auch mal dort gewesen, (...) gezeigt (...) ganz ver-*
 11 *bittert. [I: mhm] Das ist der Krieg, Klar, ich meine, wir hatten unseren Wagen*
 12 *auch schon gepackt, und wir hätten –... wir wären dann auch weiter, wir wären*
 13 *dann auch weiter –...hätten wir auch zu den Flüchtten gehen können müssen*
 14 *oder sollen. Aber weil die Straßen so verstopft waren, da hat mein Vater gesagt,*
 15 *bleiben wir hier, Ob wir nun mit den Sachen auf der Straße umkommen oder*
 16 *hier ist dann egal. (Da hatten die ihn ?) bedroht genug mit der Pistole auf der*
 17 *Brust, (waren alle fort ?), weil er nun gerade da war, die anderen Männer waren*
 18 *ja fast alle weg, nor. Da waren die dann froh, dass die einen Deutschen erwisch-*
 19 *ten, [I: mhm] dem ging's dann schlecht. Aber es ging nicht, und ich meine, es*
 20 *sind eben einfach –... die ganz schlimmen Sachen, die ein Krieg eben mit sich*
 21 *bringt, dass Menschen herausgerissen werden, (.....) dadurch schief gegangen*
 22 *ist, (..) begüterte Bauerntochter wie die Gerda, (..) so geschuftet auf der Sied-*
 23 *lungsstelle da, dass sie sich haben körperlich kaputtgemacht; da leiden die*
 24 *Geschwister bis heute noch drunter ... ohne Zugtiere dann, höchstens mal eine*
 25 *Kuh, aber ich meine, wir hatten alle müssen die Pferde abgeben. Klar waren die*
 26 *schlimm dran, ganz schlimm, ich will das ja nicht runterspielen, aber wir waren*
 27 *nun eben so, sagen wir mal wie nach der Wende, dass die im Westen besser*
 28 *–... wir waren, sind gleiche Menschen, aber die im Westen sind doch besser*
 29 *weggekommen als wir östlichen, aber das sind eben Dinge, die alles auch Krieg*
 30 *mit sich bringt, die man eben dann ertragen und aushalten muss. ...*

31 I: Du hast erzählt von den vielen Menschen, die bei euch zu Hause untergekom-
 32 men sind und dass das für dich eigentlich ganz spannend war.

33 *F: Ja, ich sage*
 34 *abenteuerlich, das würde dir sicherlich auch so gehen.*

35 I: Hast Du erlebt, wie die
 36 Dorfbewohner reagiert haben?

37 *F: Also in der Zeit, ihr könnt' es euch nicht ge-*
 38 *nug denken, wenn du jetzt an die Stasi-Zeit Erinnerungen hättest, deine Familie,*
 39 *das weiß ich jetzt nicht, so ungefähr kannst du dir das vorstellen, wie die Nazi-*
 40 *zeit war. Da gab es kaum Reaktion, jeder war ruhig und jeder machte das, was*
 41 *er musste und da gab es keinen Tanzboden, nichts; oder mal paar Freundschaft-*
 42 *ten schon. Das war alles geregelt, das ganze Leben.*

43 I: Und später, als der
 44 Krieg vorbei war?

45 *F: Nu ich, als Kind schon, (..) war uns total egal, woher die*

1 waren, ob das alte L.er waren, aus der Heimat oder Zugezogene, nein über-
 2 haupt nicht. In die Junge Gemeinde ging ich, da könnte ich mich an keinerlei
 3 Diskriminierung erinnern, ja, überhaupt nicht.

4 I: Und die waren einfach bei
 5 Euch immer mit dabei?

6 F: Die waren immer mit dabei, ja, ja. Es war alles zu chao-
 7 tisch nach dem Krieg, das kannst du dir gar nicht vorstellen, es ging alles drun-
 8 ter und drüber. Viele, auch Frauen, die zu uns arbeiten kamen – die Männer im
 9 Krieg oder in Gefangenschaft oder sie waren gefallen – es hatten nicht bloß die
 10 Flüchtlinge ihre ganz großen Probleme, alle hatten sie –... Auch von uns hier,
 11 die das größte Gut, die noch größer waren als wir – also knapp über 100 waren
 12 – die mussten auch fort und wurden hier innerhalb der DDR woanders angesie-
 13 delt und der musste zur Strafe ins Bergwerk gehen, die kamen auch fort, das
 14 waren unsere besten Freunde, also, es war alles im Aufbruch, nor? ...

15 I: Das Gut
 16 wurde dann sicherlich als Neubauerngut verteilt?

17 F: Nein, ach so, bei uns nein,
 18 ach, bei denen, ja, genau das ist es, als Neubauerngut. Da wurden die ange-
 19 siedelt, ganz genau, ja. Das sieht man auch heute noch, immer wo die großen
 20 Güter waren, dort sind dann ringsum solchen Neubauerngehöfte, nor. [I: mhm]
 21 Die wurden ja gefördert dann vom Staat und das Land wurde aufgeteilt an die
 22 Umsiedler, ganz genau. Aber wir waren nicht so groß, wir konnten weiterma-
 23 chen. Aber da waren wir als Kinder in der Schule auch verpönt, wir waren wieder
 24 Großbauernkinder, war auch ganz schlimm.

25 I: Wie viel Hektar hattet ihr?
 26 F: Fünfzig Hektar, das war eine Größe, die unangenehm groß war in der Zeit,
 27 nor, denn du musstest – wenn Du jetzt sagen wir mal 10 Hektar Land hattest
 28 – da war eine erste Grenze, die kam ganz gut weg mit dem Abliefern. (...) mal
 29 anders sagen: Wer einen Hektar, den du hattest, da gab's eine Tabelle und zur
 30 Strafe, weil wir 50 hatten, oder andere 75 oder 99 – ab 100 wurdest du enteig-
 31 net, ni – da gab es verschiedene Tabellen, wo du für denselben Hektar musst'es
 32 unterschiedlich abliefern, und die Sätze waren so unverhältnismäßig hoch für
 33 die Größeren, dass die automatisch kaputtgehen sollten, nor. Und die Kleinen
 34 wurden gefördert, wie es der Kommunismus jetzt auch will, nor, die Arbeiter för-
 35 dern und nicht die Kapitalisten, das war nun das Prinzip, nor. Die Kleineren, die
 36 sollten sich mit 10 Hektar (...) die kriegten die auch meistens hier die Siedler, die
 37 sollten sich entfalten können, und da waren–..., die mussten auch abliefern, aber
 38 nicht so hoch wie wir, zur Strafe, weil wir 50 Hektar hatten oder gar zur Strafe
 39 der nächstgrößere bei uns in L., der hatte 75 Hektar, der ging daran kaputt, nor.
 40 Wenn du –... aber wir waren ein (.) Lehrbetrieb und ein Vorzeigebetrieb, der gut
 41 lief, da konnten wir uns schon noch länger über Wasser halten, bis 1960, als
 42 dann alle in die LPG mussten, nor. ...

43 I: Kannst du dich da an Reibereien erinnern,
 44 die es zwischen den Neubauern und den sozusagen Alteingesessenen, wie ihr
 45 – als doch recht wohlhabenden Bauern – gab?

1 F: Ja, wohlha –... kann man so sagen, ... dass das hier – ich habe zwar Land-
 2 wirtschaft auch gelernt, ((gedehnt bis *)) aber so was könnte ich mich eigentlich
 3 nicht (*) erinnern. Mein Vater war nicht in der Partei, dadurch wurde der auch
 4 nicht bestraft, die kamen ja dann direkt zu der Entnazifizierung auch fort, nor,
 5 die Parteileute, oder manche (...) direkt Lager, das betraf meinen Vater nicht,
 6 weil der nicht in der Nazipartei war, und ein tüchtiger Mann (...) wir wurden
 7 –... das war schon schlimm, auch für uns Kinder, weil wir, wie ich schon sagte,
 8 Großbauernkinder waren, uns wurde das sehr nachgetragen, nicht mal FDJ, wir
 9 haben genau so viel durch wie meine Kinder dann jetzt in dem Staat hier durch-
 10 hatten, weil die nicht in der FDJ oder in den Pionieren waren. (..) ich mein' das
 11 war anders, aber es war ebenso schlimm, [l: mhm] nor – oder auch gut. Wir
 12 haben da nicht weiter drunter gelitten, meine Eltern schon, dass wir da nicht so
 13 vorwärtskamen wie er es sich gedacht hatte, mein Vater, aber wir haben das
 14 ertragen, genauso wie meine Kinder 's auch ertragen haben. In einem bestimm-
 15 ten Alter bist du manchmal auch ganz froh, wenn du dich anders (..) als deine
 16 Eltern – oder dich auf einer bedrängten Seite findest, weil das dann zu Kämpfen
 17 herausfordert, nor. Bloß alleine möchte man nicht stehen, die G. war dann sehr
 18 allein, meine Zwillinge, die Großen, die waren –... da war auch der Pfarrerssohn
 19 mit in der Klasse, in solchen Klassen, wo dann mehrere schon waren, die konn-
 20 ten sich mehr wehren nach außen hin, weil die immer eine Gruppe waren, nor.
 21 Beim A., der Gärtner hier, war's wieder genauso, da waren auch noch welche
 22 dabei, aber (dann ?) beim V., der war ganz alleine und war auch nicht mutig ge-
 23 nug, sich dann als Christ oder als, als Andersdenkender oder (einfach andere ?)
 24 Dinge nicht mitzumachen, das hat der sich nicht so getraut. ...

25 ((Erzählung, wie Entwicklung ihrer Kinder im Laufe der DDR-Zeit verläuft))

26 I: Wie schätzt du in der Nachkriegszeit ein, wie war das Verhältnis zwischen den
 27 Einheimischen und den Vertriebenen?

28 F: Weißt Du, vielleicht denkt Ihr Jungen
 29 jetzt, die junge Generation –... ich meine, dass wir erstmal Haus und Hof nicht
 30 verloren hatten, ist schon mal ganz viel wert und wir hatten auch noch Sachen
 31 da in den Schränken und so und die da kamen hatten wirklich nichts. Aber sonst
 32 ging's ja für alle bei Null los, nor, nach dem Krieg. Ihr denkt Euch das vielleicht
 33 noch ein bisschen anders, dass wir alle wohlhabend, alle vielleicht wohlhabender
 34 waren, waren sie aber alle nicht zu der Zeit. Es herrschte an allen Ecken Not bei
 35 uns wie bei den Flüchtlingen und da mussten wir eben zusammengehalten.

36 I: Du bist da sozusagen der Ansicht, dass sich durch die allgemeine Armut die
 37 Gruppen zusammengefügt haben? Dass gar nicht so viel Neid ...

38 F: ... Bei uns
 39 hier ja, nicht zu vergessen, auf dem Dorf, nor, [l: mhm] könnte vielleicht in der
 40 Stadt –... aber in der Stadt hat man sich vielleicht nicht so umeinander ge-
 41 kümmert, wenn ich hier runtergucke, S.s sind Flüchtlinge, die haben sich alle
 42 jetzt – die haben sich dann auch Häuser erworben, und wo man so hinguckt,
 43 die Bauern (..) ansässig. ... Aber den Bauern ist es auch so dreckig gegangen
 44 damals, (als es LPG war, die mussten auch alle so schuffen ?). (...) Höchstens
 45 ist der Groll, was ich so durch meine Freundin weiß: die Polen haben uns al-

1 les weggenommen, nor, die Polen haben sich reingesetzt, dabei, das kann ich
 2 ja gar nicht sagen, da wird sie ganz ärgerlich, diese Polen, die da reingesetzt
 3 wurden, waren wieder welche, die aus Russland rausmussten, im Grenzgebiet,
 4 die wurden dann dort angesiedelt. Klar, sobald jemand zurückkommt, und wenn
 5 sie auch bloß kommen zum Gucken, sagen wir mal, meine Schlesier-Freun-
 6 din eben, da haben die schon Angst, oh, die kommen, die wollen uns das wohl
 7 wegnehmen, nor, die wollen sicher wiederkommen. Genauso wie wir hier, hier,
 8 auch denken, nach der Wende, die Westler kommen wieder und wollen ihr
 9 Schloss wiederhaben, oder wollen das wiederhaben – all die Angst – oder wer
 10 auch irgendwo drauf sitzt, nor, [I: mhm] ganz natürlich. Aber ich könnte, wenn
 11 ich mich –... ich war eben in solchen jungen Jahren, wo ich das entweder nicht
 12 genug gemerkt habe, ich könnte mich an keine Sache erinnern, wo ich denke,
 13 wir hätten die ausgetrickst, die Flüchtlinge (...) Wenn ich mal noch länger drüber
 14 nachdenke und mir fiele etwas ein, könnte ich Dir das mal noch sagen, aber fällt
 15 mir einfach nichts ein – in meinen jungen Jahren, nor.

16

I: Du warst also elf?

17 F: Ja, ja, denn das ist eigentlich wenig, nor. Wenn man bisschen älter wäre ...
 18 Aber wenn ich an die bisschen Älteren denke, was die auch alles durchhaben, wie
 19 die ... Also, wenn ich jetzt mal dran denke, die M., drüben wo die ihre Mutter
 20 drüben in S., die haben doch ganz schlimmes durchgemacht, elf Kinder, und in
 21 Heime wurden die gebracht, getrennt von ihren Eltern, aus der Tschechei (aus-
 22 gewiesen ?) und wo die dann in dem Heim –... aber Groll oder dass die würde
 23 böse darüber Reden, wie die, kann ich –...wenn ich so schnell jetzt überlege,
 24 könnte ich dir auch nicht sagen. (...) an meine Cousinen denke, die müssen
 25 als Flakhelferinnen arbeiten oder wurden in, in Fabriken gesteckt und mussten,
 26 weil die Männer weg waren, an Maschinen arbeiten, die hatten auch alle, alle
 27 ganz Schlimmes durch, kann mir nicht denken, dass jemand hier jemand heiler
 28 aus Zeit nach 45 rausgegangen ist. ... In Dresden oder in Chemnitz, die hatten
 29 doch auch alle die Wohnung verloren. Deine Frage ist berechtigt, wenn ich jetzt
 30 denke, in der Oberschulzeit in Freiberg, da waren auch Geschäftsleute dabei,
 31 die, die Eltern von meinen Mitschülern, die Geschäftsleute waren, nor, aber
 32 dann durch die Enteignung nach 45 (.....) keinen Menschen, die abgesahnt
 33 hätten nach 45 oder groß rausgekommen wären. Wir waren ja die Verlierer. ...
 34 Wie gesagt, wir wuchsen alle schnell raus und hatten alle bubsche Sachen an,
 35 wenn man das sagen darf, genauso wenig ansehnlich wie bei den Flüchtlingen.
 36 Immer wieder wurde, –... da kam eine Schneiderin ins Haus, die machte immer
 37 wieder aus zwei Kleidern von mir ein neues, weil ich eben so sehr wuchs und
 38 ein bisschen schön aussehen sollte, auch eben Tanzstunde machen sollte, wenn
 39 ich da dran denke, ((belustigt bis *) was ich da für ein Kleid anhatte, aus lauter
 40 alten zusammengesetzt (*), aber es war schön – meine Jugend. [I: mhm] Ge-
 41 nau so wenig hatten alle anderen auch. ...4... Die hatten alle kein Auto mehr, die
 42 mal ein Auto besessen hatten oder wir hatten keine Pferde mehr, oder keinen
 43 Traktor mehr, die wir auch alles besessen hatten. Wir haben müssen alles abge-
 44 ben, nor. Für den Traktor gab es keinen Sprit mehr, kein Diesel, weil das alles an
 45 die Front ging. Da wurde dann ein Holzvergaser gebaut und also solche, solche

1 schwächlichen Äste aus dem Wald geholt und die wurden dann ganz fein gesägt
 2 und wurden dann verbrannt mit dem Holzvergaser Wenn du ein Teil brauchtest,
 3 weil es kaputt war, musste mein Vater nach Mannheim, weiß ich noch, bei Bom-
 4 benhagen ist der nach Mannheim mit dem Zug gefahren, um dort ein Ersatzteil
 5 zu holen. Also, ich wollte jetzt bloß mal sagen, auch wir, die wir eigentlich wohl-
 6 habend waren oder ein Bauerngut hatten, mögen's sie es uns nun neiden oder
 7 nicht, für uns war das Leben genauso schwer wie für alle anderen. Die Härte war,
 8 wenn du immer dachtest, du hast das verloren, du hättest jetzt können noch zu
 9 Hause sein, du hast dein schönes Gut und musst nicht hier in Sachsen sein, und
 10 die Schlesier, die hatten schöne Felder dort, nor, gerade eben schöne Ackerflä-
 11 chen und gutes Getreide angebaut dort, und hier war alles kärglicher als bei
 12 denen. Ich kann mich auf nichts besinnen, was ich dir Negatives sagen könnte.
 13 I: Nun, ist doch gut.

14 F: Nu schön, aber das macht vielleicht mein Blick als Kind
 15 eben auch mit, nor. ...

16 I: Ihr wart doch schon immer in der Kirche, kannst Du Dich
 17 erinnern, wie die Kirchgemeinde mit den Vertriebenen umgegangen ist ..

18 F: Da will ich dir
 19 gleich mal was sagen, unser Pfarrer musste auch in den Krieg, da war auch
 20 nicht da, wir mussten alles selber machen. Weiß ich, wenn wir mal zum Kin-
 21 dergottesdienst wollten, da ließ mein Vater anspannen, da wurden alle Kinder
 22 mitgenommen, die es noch ringsum gab, da fuhren wir mal ins Nachbardorf,
 23 aber wir hatten auch schon keinen Pfarrer mehr. Kann mir nicht denken –...
 24 Wir haben alle –... im Gegenteil, mir fällt wieder was Positives ein. Meine bes-
 25 te, äh, Arbeiter –... unsere besten Arbeiter kamen aus Ostpreußen, auch eine
 26 ganze Familie, die sich engagierten und auch ganz sehr kirchlich waren, in der
 27 Gemeinschaft, und da haben wir schon gleich Gemeinschaftslieder mit denen
 28 gesungen, wie die Ostländer, so langsam und mählig ((singt beispielhaft einen
 29 Liedanfang)) und so wurde dann auf einmal gesungen, als wir hier Russlandver-
 30 triebene hatten in R., [I: mhm] die sangen auch so langsam, nor, klar muss man
 31 da Rücksicht nehmen. Aber sonst, vom Glauben her haben wir von denen sehr
 32 profitiert, die konnten frei beten, aber wie du, da haben wir, da haben wir (uns
 33 eine Stange ?) abgesehen von denen, ich kann dir nichts Negatives sagen.

34 I: Das hat sozusagen eher die Gemeinde befördert .. ?

35 F: Das würde ich eher
 36 sagen, gerade die eine bewusste Familie, die war groß, die Familie, die war im
 37 Kirchenchor und in der Jungen Gemeinde, bis zu den Rentnern (..), das muss
 38 ich sagen, die haben eher Gutes mit reingebracht. Als wir wieder einen Pfarrer
 39 kriegten, der kam dann auch aus dem Krieg, der kam aus russischer Kriegsge-
 40 fangenschaft, voller Wasser, der war auch durch die Hölle gegangen, da war
 41 überhaupt eine große Sehnsucht nach Gottes Wort, [I: mhm] und Evangeli-
 42 sation haben wir da gemacht und solche Sachen. Und Konfirmandenarbeit, da
 43 wurden ja auch noch alle konfirmiert zu der Zeit, und ich könnte Dir nicht sagen,
 44 wer da Flüchtling (...) wer nicht. Unser Dorf ist riesengroß und da gingen alle zur
 45 Konfirmation und die sind auch fast alle heute noch dabei. Ja, das war schon

1 schön, Junge Gemeinde, die paar Hanseln, die jetzt hier sitzen, wir waren volle
 2 Bude. Es will mir nichts Negatives einfallen. ...5... Ich sehe es vielleicht dann
 3 auch zu rosig, ich denke, wie beengt die dann in ihrer Stube saßen, dann beim
 4 Essen, und wir hatten natürlich unten große Räume, das ist klar –... gut, die hat
 5 mir auch viel erzählt von Schlesien, da hat sie gestrickt, die Oma, (...) meine
 6 Oma, ich hatte keine Oma, meine Mutter und meine Tante nahmen die auch
 7 an, die Flüchtlinge, aber meine Mutter war weiterhin die Chefin und kochte, die
 8 konnte höchstens zuarbeiten dann, die Oma, nor, [l: mhm] und alles, was jung
 9 war, musste raus aufs Feld. Wir hatten ja kaum Maschinen, da mussten alle,
 10 die bei uns wohnten mitarbeiten, da hatten wir Spaß, hat auch Freude gemacht
 11 auf dem Feld arbeiten –... kamen auch noch andere Flüchtlinge aus dem Dorf
 12 dazu. Das war eine schwere Arbeit fast ohne Maschinen, [l: mhm] hat aber
 13 Spaß gemacht. (...) gut, dass die eine Flüchtlingsfamilie noch die Pferde hatte,
 14 mit denen konnten wir dann die Felder bestellen. [l: mhm] Die haben dann alle
 15 zu Essen bekommen, da hat meine Mutter gekocht, hatten die endlich mal was
 16 Richtiges zu essen, hatten ja alle Hunger. Wir hatten durch die Landwirtschaft
 17 –... und Schlachten, also gehungert habe ich nicht; aber die Flüchtlinge, die hat-
 18 ten nicht viel, also die waren froh, dass die endlich mal sich sattessen konnten
 19 und ich glaube, ja bestimmt, mein Vater hat denen auch noch für ihre Familien
 20 Essen gegeben, reichlich, hat nicht jeder gemacht, die hatten ja auch Kinder,
 21 waren ja auch eben Frauen nur mit Kindern da, also ohne Mann, höchsten noch
 22 mit alten Eltern, mein Vater der war da lieb und hat denen zu essen mitgegeben,
 23 war ja mehr Wert als Geld damals, damit die Kinder was zu essen hatten. ...
 24 I: Und wie ist das denn sozusagen weiter gegangen mit den Flüchtlingen bei
 25 euch zu Hause?

26 F: Also, alles weiß ich nicht mehr, warte mal ... es war ja
 27 später im Internat, ich sollte ja keinen landwirtschaftlichen Beruf lernen; mein
 28 Vater, der hat immer entschieden, bei uns allen. Wie gesagt, mein Vater wollte,
 29 dass ich bei der Kirche anfange und hat sich um die Ausbildung gekümmert,
 30 Gemeindegeldnerin habe ich dann gelernt. [l: jaja] Mein Vater hat sich das schon
 31 gedacht, mit der LPG, 1960 mussten wir dann auch rein. Das war dann schlimm
 32 für meinen Vater, meine Brüder wollten auch erst Landwirtschaft studieren, ha-
 33 ben dann Maschinenbau studiert nach der Oberschule, die hatten's dann auch
 34 besser mit dem Unterricht, nicht so viel Ausfall, die haben die Oberstufe richtig
 35 fertig gemacht.
 36 Auch so, die Flüchtlinge, also die Jungen, die sind dann weg –... war das (.....)
 37 keine Ahnung. Ich glaube, viele sind in den Westen. 'S gab dann auch wieder
 38 Arbeit, wir konnten ja nicht so viel zahlen, nor. [l: mhm] Und dann gab's in F.
 39 auch wieder Arbeit, da sind die weggezogen, war ja auch eng, so konnte man ja
 40 nicht wohnen, so als Familie eben. Die wollten sich auch wieder mal was leisten.
 41 Es war dann auch nicht mehr so viel Arbeit bei uns, es gab doch wieder Maschi-
 42 nen zum Ausleihen, da brauchte mein Vater nicht mehr so viel Arbeiter, nor.
 43 Nu, und eben die Alten, die Oma, von der ich vorhin erzählt habe, die sind ge-
 44 blieben, da hab ich schon nicht mehr da gewohnt. Ich kann mich noch erinnern,
 45 die hat immer gestrickt, als ich noch zu Hause war, da hat die mir einen roten

1 Pullover gestrickt, bin doch so gewachsen, (...) bei ihr machen lassen. Das wur-
 2 de immer wieder aufgetrennt und neu gemacht, wenn's zu klein war, [I: mhm]
 3 das macht man ja heute nicht mehr. Ich war gern bei der Oma, auch später bin
 4 ich hingegangen. Die hat erzählt von ihrem Schlesien und ihrem Bauernhof. Die
 5 ist meiner Mutter zur Hand gegangen solange sie –... bis sie eben nicht mehr
 6 konnte. Die ist auch dort gestorben. ... für die war's ganz schlimm, die wollte
 7 immer nach Hause. ...

8 I: Kannst du dich erinnern, ob ihr euren Hausrat tei-
 9 len musstet ..?

10 F: Wir hatten ja nach dem Krieg auch nicht viel, 's wurde ja schon in der
 11 Kriegszeit gesammelt, nor. ... (.....) hatten die auch mitgenommen auf ihren
 12 Treck, Töpfe und so und Federbetten und mein Vater hat auch bei denen in
 13 der Stube was gebaut und paar alte Möbel haben die auch bekommen von
 14 uns, aber nicht viel, Decken hatten die mit. [I: mhm] In den Kammern von den
 15 Knechten und Mägden (...) was drin. Gekocht hat auch meistens meine Mutter,
 16 wenn Arbeit war auf dem Feld, nor, [I: mhm] und wer nicht arbeiten konnte,
 17 musste da mithelfen. Aber da war ich eben Kind, da kann mich nicht mehr so
 18 erinnern, nor.

19 I: Als du von den Slowenen erzählt hast, hast du gesagt, dass du
 20 schon sozusagen als Kind Schuldgefühle hattest, das finde ich ja sehr bemer-
 21 kenswert, kannst du dazu noch was sagen?

22 F: Das kann ich dir sagen, also über
 23 unser Dorf, über unseren Bauernhof flogen so Flugzeuge, nor, eben Kampfflug-
 24 zeuge erst in die eine Richtung ohne Ladung, eben ohne Bomben und dann
 25 zurück viel langsamer auch tiefer, das hat man richtig gesehen, die Bomben und
 26 da hab ich gedacht, wenn die das fallen lassen über den anderen, die war'n ja
 27 verrückt, das geht doch nicht, das ist nicht recht, also ich war schon damals so
 28 sensibel, ich hab' mit den' mitgeföhlt, wie dann eben auch mit den Flüchtlingen.
 29 Ich war damals als Kind, ein sensibles Kind ...4... Die Ga. meine jüngste Tochter,
 30 die ist auch so. Also, ich hatte da einfach Mitleid und auch Schuldgefühl, weil
 31 das nicht recht ist und das kam doch von uns Deutschen (.....) und das zu wird
 32 uns zurückkommen. ... Also, dass die Ga. hat mit ihren 42 noch eine Tochter hat,
 33 weißt du das?

34 I: Ja

35 F: ((erzählt von ihrer Tochter))

36 I: Vielen Dank für die Geschichte. Ich, wir kommen ja jetzt zum Ende. Ich möch-
 37 te noch gerne von dir wissen, wie es dir beim Erzählen ging, ob dir 'was schwer
 38 gefallen ist?

39 F: Also, ich hab' alles erzählt, was mir eben eingefallen ist, war ja noch
 40 ein Kind, und mir fällt nichts Negatives ein, zumindest erstmal, es gab eigentlich
 41 –... ich kann mich nicht erinnern, schwer gefallen ist mir nichts, vielleicht fällt mir
 42 später noch 'was ein. Jetzt will ich dir mal noch die Fotos zeigen von früher und
 43 von der Ga.

44 I: Ok, vielen Dank.

Transkription des Interview 3 mit

Herrn Johan Werner

I: Interviewerin

W. Johan Werner

1 I: und alles was Ihnen dazu einfällt – sie waren ja noch Kind ...

2 W: sie haben ja geschrieben, mehr das Einordnen, wie die Bevölkerungsgrup-
3 pen sich aneinander gewöhnt haben und so weiter. sie ham das Ding schon
4 laufen?

5 I: ja

6 W: Ich muss mich erst mal entschuldigen, ich bin ein bisschen erkäl-
7 tet, und, aber ich wollte sie ja auch nicht abweisen (hust-hüst). Ja, das war so:
8 wir sind ja von Schlesien hier 1945 gekommen und erstmal mit dem Treck bis
9 nach Chemnitz, K.-Chemnitz gekommen, und da waren zu Anfang die Amerika-
10 ner, weiß nicht, ob sie das wissen, die Amerikaner hatten das ja besetzt, und,
11 und unsere Mutter war verheiratet mit dem Vater ((lacht)) natürlich, und der war
12 Schmied. Und der war aber mit seiner Schmiede mehr verheiratet wie mit mei-
13 ner Mutter, der hat also nur gearbeitet, nur gearbeitet; die Schmiede, das war
14 sein Ein und Alles. Und der wurde dann eingezogen während des Krieges, ich
15 weiß nicht ob 39 oder 40, aber es war gleich zu Anfang des Krieges und der
16 hatte sich spezialisiert als Hufschmied – Hufbeschlag, aber einen speziellen Huf-
17 beschlag, das war ein orthopädischer Hufbeschlag, den der zusätzlich machte.
18 Das ist so, wie wenn sie zum Arzt gehen und lassen sich Einlagen verschreiben,
19 solche Pferde gab es damals, viele. Und, die kriegten dann auf die Eisen so
20 Buckel draufgeschweißt oder was ausgehöhlt, der sah das und wusste, was die
21 Hufe brauchen. Und da kamen die bis zu 50 km Entfernung zu unserem Vater,
22 um die Tiere zu beschlagen, weil das keiner brachte. Jetzt werden die ge-
23 schlachtet, wenn die einen Huffehler haben, so was wird nicht mehr gehalten.
24 Und, da hatten sie ihn eingezogen und es dauerte gar nicht lange, da lagen
25 diese Pferde im Stall und konnten nicht mehr laufen – ringsum. Nuja, die gesun-
26 den hatte die Armee weggeholt, die Nazis in die Armee geholt und jetzt waren
27 viele Bauernbetriebe ohne Zugtiere. Und da haben die sich dann zusammenge-
28 tan, die Ortsbauernführer damals in der Nazizeit, das waren ja die Chefs in den
29 Dörfern, und die haben den Vater reklamiert, also das heißt, zurückgerufen von
30 der Armee. Und dadurch hatte der das Glück zuhause sein zu können und hat
31 nun in seiner Schmiede da gearbeitet, und am 26. Januar 1945, da kriegte dann
32 der Bürgermeister den Befehl, das ging ja dann alles nach Weisung und so
33 weiter, das Dorf sofort zu verlassen und 17 Uhr mussten die sich stellen, das
34 war vorbereitet worden schon. Und meine Eltern, die hatten ja keine, keine
35 Landwirtschaft, er war ja Schmied, demzufolge hatten die keine Zugtiere, die
36 hatten nix, wo sie 'was aufladen konnten. In der Schmiede arbeiteten damals
37 zwei gefangene Ukrainer und die hatten vor den Russen genau solche Angst
38 wie die Deutschen, die wurden ja gleich an die Wand gestellt, weil die Deut-
39 schen unterstützt hatten und da waren das Kollaborateure. Und der eine Ukrai-
40 ner, A. hieß der, der ist dann –... im Dorf gab es ein Domanium, das ist ein
41 Rittergut, so hießen die Dinger, ein Riesenlandwirtschaftsbetrieb und der Vater
42 hatte dort eine ganze Jahresrechnung offen; da hat die Chefin von dem Laden
43 da, die hat dem Ukrainer zwei Ochsen raussuchen lassen, und einen Jagdwa-
44 gen hat sie meiner Mutter gegeben, weil die gerade ein Kind gekriegt hatte, die
45 Tochter –... die Schwester – meine Schwester war gerade zehn Tage alt, die

1 Mutter lag noch im Kindbett damals und da haben die nu noch bissel was einge-
2 laden in den Jagdwagen, die Ochsen davor und was sonst noch war, die
3 Schwiegermutter, die Mutter meines Vaters, die wohnte ein Stückchen hin, die
4 flüchteten genauso mit und dann ist folgendes passiert. Die Schwiegermutter ist
5 mit ihrem Wagen als Letzte aus dem Dorf gefahren und meine Mutter mit dem
6 Jagdwagen mit dem Ochsen, die machte vorneweg schon, also mit als Erste im
7 Treck und der Vater hatte bis zuletzt noch Tiere beschlagen, Wagen noch herge-
8 richtet – die haben da noch Bügel drüber gemacht, wo sie Planen drauf machen
9 konnten usw., bis zum letzten Moment hat der gearbeitet und dann sind so fünf,
10 sechs Mann sind dann hinter dem Treck hinterher gelaufen, die Wagen fahren
11 schon, um fünfe wurde es oder war es schon finster, fahren die dann raus aus
12 dem Ort – wie der ein Kilometer fort war hat der zu meiner Schwiegermutter
13 gesagt, das wissen wir dann von den anderen, (.....) nein zu seiner Mutter ge-
14 sagt: weißt du was Mutter, ich kehr' wieder um, ich habe den Russen nichts
15 getan, die tun mir auch nichts. Und da ist der tatsächlich zurückgegangen. Die
16 Mutter hat das gar nicht gewusst, die saß ja ein Stück weiter vorne im Wagen
17 und –... mit ihrem zehn Tage alten Baby, ich war noch nicht ganz drei Jahre und
18 dann hatte ich noch einen Bruder, der war fünf Jahre. So, nein acht war der, fünf
19 Jahre älter als ich, acht war er. Nun ja, und dann kam die Katastrophe, wie sie
20 das erste Mal Halt machten, der Treck mitten in der Nacht irgendwo, das war
21 festgelegt, wo der hin musste; da stellten die dann fest, der Vater ist nicht da,
22 nun ja, zurück – daran war überhaupt nicht zu denken, dass ging gar nicht. Ja,
23 da sind wir dann zu dritt, ohne Vater, in Chemnitz hier, also die ganzen Etappen
24 durchgegangen, immer wieder angehalten und jeden Abend ging es woanders
25 hin, und da sind wir dann in Chemnitz gewesen, also neben Chemnitz, der Ort
26 hieß K., und dort war erstmal Ruhe, da kamen die Amis. [l: mhm] Naja, da
27 sind wir drei oder vier Monate gewesen, in dem Ort. Der Vater war halt nicht da.
28 Und dort in dem Dorf ist dann noch folgendes passiert – das wissen wir von ein
29 paar alten Leuten, die nicht mit geflüchtet waren, die haben gesagt: auf den
30 Wagen erfrieren wir sowieso; das waren damals 18 Grad Kälte, wo –... am 26.
31 Januar da, 18 Grad Kälte, also wir halten das nicht mehr aus; wenn sie so 70-
32 jährige Leute haben, können sie sich das vorstellen, da haben die sich gesagt,
33 da können uns auch die Russen umbringen oder wir sterben hier oder was, das
34 ist egal. Die sind dortgeblieben und die – von denen wissen wir dann, dass
35 unser Vater noch drei Tage für die Russen Pferde beschlagen hat, die kamen ja
36 auch mit Pferden und die waren auch alle barfuß, sagt man, wenn sie keine
37 Eisen mehr haben und da hat der Vater dort mitgemacht, die Schmiede, die lief
38 ja – und dann haben sie ihn verhaftet. Und dann ist er, ist er weggekommen hier
39 und dann gab es nur noch einmal ein Lebenszeichen, da ist einer – da hat
40 unsere Mutter eine Karte von Hamburg gekriegt, von einem Herrn Sch., und der
41 hatte geschrieben, wie es dem Vater geht und dass der 14 Tage oder drei Wo-
42 chen eher entlassen worden ist in K., in der Ukraine ist das, in einem Gefange-
43 nenlager, als einer der Kränksten, da haben sie ihn 14 Tage vor dem Sch. ent-
44 lassen. Aber dieser Sch. hat auch keine Adressen und nichts hinterlassen
45 gehabt, war nur eine Karte, und ist überhaupt erstaunlich, dass die angekom-

1 men ist. Und da gehen wir davon aus, dass der Vater umgekommen ist bei der
2 Rückfahrt, der ist gestorben, den haben sie aus dem Zug geschmissen und das
3 war's, naja, und da waren wir nun zu dritt, die Mutter mit uns kleinen Kindern.
4 Und der Ukrainer, der hat sich, auf der Flucht hat der sich sehr um uns geküm-
5 mert und war immer bemüht, dass alles funktionierte. [l: mhm] Und wie dann
6 die Amis kamen, hat der sich dann abgesetzt, dann ist der plötzlich mal wegge-
7 wesen. Und nun war die Mutter ganz alleine, und das Problem unterwegs, das
8 ging schon damit los – Trecks wurden doch jeden Abend aufgeteilt, die mussten
9 ja irgendwo schlafen und unsere Mutter wollte nie einer haben. Die, die Frau mit
10 den drei Kindern und mit einem Kleinkind, wer will sich mit so einer abgeben, die
11 hat ja nur, nur Anliegen, so blieb die oftmals bis zuletzt stehen, bis sie dann
12 eben dann doch jemanden gefunden hatte, nun brauchte sie auch noch Milch,
13 die Muttermilch reichte schon nach ein paar Tagen nicht mehr, weil die – das
14 können sie sich ja vorstellen, unter was für einem Stress die gelebt hat, nu. So,
15 und diese, diese ganze Geschichte, wie das so weiterging, das weiß ich vom
16 Erzählensagen. Und zwar hat meine Mutter dann ihre Eltern wiedergefunden,
17 die waren genauso ... ausgewie – abgehauen, und die hatte aber die Rote
18 Armee überholt, die waren mit ihren Pferden nicht so schnell wie die Rote Armee
19 vorwärtskam, nuja, und da fragten sie sich dann, wo sie drei oder vier Tage
20 gefahren waren: was sollen wir hinter der Roten Armee hinterherfahren, wir
21 fahren wieder zurück, nor, ganz normal und wie die wieder zurückkamen, da
22 waren die Polen schon drinnen, in denen ihrem Grundstück, da waren die Polen
23 die Chefs. Und denen haben die alles weggenommen, und die waren dort Land-
24 arbeiter, ein halbes Jahr oder was und dann haben die die ausgewiesen, dann
25 mussten die raus, aber mit Köfferchen, die Pferde und das haben die denen
26 alles weggenommen. Und die Polen selber, die dort hingekommen waren, die
27 waren wiederum von den Russen vertrieben worden, die waren von der See
28 oben, Königsberg, östlich, kamen die Polen her. Und die waren nun froh, dass
29 sie wieder was hatten, ni, und nun kamen die Deutschen wieder und da können
30 sie sich vorstellen, dass das kein gutes Verhältnis war, die haben denen alles
31 weggenommen, was dort, was da war, ni. Ich weiß zum Beispiel, die Großmutter
32 wollte bisschen Wäsche haben für sich, zum Wechseln, da, da ist die zum Schrank
33 gegangen, die Polin, und hat gesagt, hier hast ein Schlüpfen, einen hast du an,
34 hast'e zum Wechseln, das langt für dich, und so hat sie das mit allem gemacht,
35 alles andere war ihr. (...) und die Eltern hat die dann wieder, nach einem Jahr
36 wiedergefunden hier, unsere Mutter. Und da haben die sich gesagt, wir müssen
37 'was unternehmen, wir müssen siedeln. [l: mhm] So, aber die Bodenreform war
38 Geschichte. Und da hat dann unsere Mutter ... – jetzt kommt noch was dazwi-
39 schen, dass sie das verstehen. – Wir waren also in K., dort waren die Amis, und
40 die Amis haben den, den Leuten, die verbliebenen Zugführer, die da waren,
41 haben die den nichts weggenommen, die brauchten die nicht, die hatten genug
42 zu essen, die Amis, die hat das gar nicht interessiert, und jetzt waren die, die
43 dortgeblieben, die Zugführer waren noch da, und jetzt waren die, die Trecks, die
44 hatten auch alle noch Zugführer, das waren viel zu viel, die brauchten die gar
45 nicht alle, manche brauchten die, aber die meisten brauchten die gar nicht. Und

1 eines Tages, ich weiß nicht, wenn, wann das gewesen ist, da war in der Nähe
2 eine kleine Brauerei, da hatten die, die Amis ihre Kommandantur eingerichtet, da
3 wehte die amerikanische Fahne drauf, und eines Tages war plötzlich eine rote
4 Fahne drauf. Waren die Russen hier. Die hatten ja im Potsdamer Abkommen
5 festgelegt, wo die Grenze ist, da hatten die Russen das dann besetzt. Und paar
6 Tage später waren die Russen schon da und holten unserer Mutter einen Och-
7 sen weg, einen großen, die hatte einen großen und einen kleineren, den großen
8 haben sie weggeholt und den kleineren haben sie glücklicherweise gelassen.
9 Und das war dann schon –... haben sie gleich geschlachtet und gefressen. Und
10 es dauerte dann wiederum nicht lange, da kam der Befehl, der Treck von K., wo
11 wir herkamen, muss in den Kreis M. In Kreis M.; das war dann August, der erste
12 Erntenotstand – hier waren genauso wenig Tiere geblieben, weil die Nazis die
13 zur Armee eingezogen hatten und die wenigen, die noch da waren, die haben
14 die Russen dann auch noch niedergemacht. Da gab's nix, was, was die Ernte
15 reinholte, denn reintragen konnten die Leute das schlecht. Und da kam der
16 Befehl, der Treck von K. – also da haben die das direkt organisiert, wer von wo
17 nach wo umzuziehen hatte, und da mussten wir wieder zurück, hier, ging es
18 eines Tages wieder los und da wurde zurückgefahren, bis an die Autobahnbrü-
19 cke W., und die Brücke war gesprengt, die gab's ja nicht, da lagen die Stücken
20 alle unten, und da mussten die also die Abfahrt runterfahren mit ihrem Gespann
21 – es ging die Autobahn lang, auf der Autobahn fuhr ja keiner – und unten stand
22 ein Reglerposten und der hat immer ein Gespann nach G. geschickt und eins
23 musste nach S., so wurden die aufgeteilt. Unsere Mutter, die hatte ja einen Och-
24 sen, der war mehr wert wie ein Mann, war ja ein Zugtier, nor, die musste nach S.
25 Ja, und nun stand –... in S. war der Bürgermeister, und da hat der dort aufgeteilt,
26 wer wohin, die, die wussten, dass welche kommen. Und die Leute, die, ne –
27 Bauern von K., die da ein Pferdegespann hatten, waren ja meist ältere Leute,
28 die jungen Leute waren, waren ja genauso im Krieg, die wurden sich schnell
29 einig, wer wohin geht, wer die Pferde kriegte und so weiter, die wurden vertan.
30 [l: mhm] So, dann war meine Mutter, die blieb wieder übrig, den Ochsen, den
31 wollte auch gleich einer haben, sehn sie, der war auch gleich weg, aber die Frau
32 mit den Kindern – da gab's keine Wohnung für die, nor. Nuja, schließlich war der
33 Ochse weg, den hatte also einer gebraucht, der keine Pferde mehr hatte, eine
34 Familie L. war das, und unsere Mutter, die wurde in die Schule verfrachtet, in die
35 S.er Schule; [l: mhm] aber dort war keine Wohnung, dort war bloß ein Spitzbo-
36 den, der gar nicht als Wohnung eingerichtet war, da waren die blanken Dachzie-
37 gel oben, und dort kam die nun hin, kein Wasser, kein Strom, nicht heizbar, gar
38 nichts, da kam die nun hin, Nuja, im August, September, da geht das ja noch,
39 aber das blieb so, und da waren wir nun den Winter dort oben, in diesem Spitz-
40 boden da. Und, ich war inzwischen vier Jahre; und drunter wohnte eine Lehrer-
41 familie, das waren recht nette Leute, dort durfte meine Mutter kochen, Holz ist
42 sie in den Busch sammeln gegangen, dass sie was mit beitragen konnte zur
43 Feuerung, da gab's ja auch keine. Und mein Bruder war acht Jahre, und ich
44 dann, war dann inzwischen viere, der ging sowieso in die Schule in den Unter-
45 richt und ich durfte mich in die Ecke setzen, mit vier Jahren und muchsmäus-

1 chenstill sein, sonst hätten sie mich ja rausgeschmissen – und das hat geklappt.
2 So, und die Kleine, die hat halt immer noch (...), weiß ich nicht, wie die das
3 gemacht hat. Jedenfalls haben wir dort überwintert, überlebt. Und im Frühjahr
4 wurde bei diesen L.s dann eine Wohnung frei, und da sollte aber ein Gesin-
5 nungsgenosse vom Bürgermeister einziehen und das wollte der L. nicht, der
6 wusste ja, was bei uns los war und den Ochsen nutzte der jeden Tag dann, also,
7 in der Saison zumindest, der war auf das Vieh angewiesen, nor. Und da ist der
8 dann 'mal gekommen zu unserer Mutter und hat gesagt: Morgen früh bin ich
9 beizeiten da und wir ziehen um und besetzen die Wohnung, Schluss. Ich glaube
10 nicht, dass die, dass die soweit gehen und sie wieder rausschmeißen. Und so ist
11 es dann auch gekommen, der hat die geholt und da haben wir dann eine beheiz-
12 bare Wohnung gehabt erstmal. Ja, und dann, wo wir in dieser Wohnung waren –
13 der L. kriegte übrigens mächtige Probleme, weil der eigenmächtig gehandelt
14 hatte, können sie sich vorstellen – und ... in dieser Zeit hat die dann ihre Eltern
15 wiedergefunden, das waren ja auch Bauern, und da haben die gesagt, wir müs-
16 sen hier was anfangen, wir müssen was tun. Meine Mutter war Schneiderin,
17 gelernte Schneiderin, und die hat für die Leute genäht, aber wer lässt'n sich was
18 machen damals, in der Zeit, Schneider waren nicht gebraucht, nor, mal 'ne
19 Änderung und wenn alte Klamotten hier in was anderes umzuarbeiten waren
20 oder aus einem alten Rock eine Hose für'n Kind nähen oder so was, das wurde
21 gebraucht. So, das war dann also ... 1946, das war schon 47 gewesen, nor. Und
22 nun wollte sie in die Landwirtschaft. Aber Bodenreform war eben passiert, das
23 war ja schon 45 gewesen. Und hier gab's im Ort eine Frau, das ist die Siedlung,
24 wo wir jetzt sitzen hier, die Frau hatte –... war ein Landarbeiter aus dem Rittergut
25 gewesen, hier gab's ein Rittergut von 300 Hektar, das war verteilt worden an
26 landlose Bauern, die hier lebten, landarme Bauern, die im Rittergut gearbeitet
27 hatten uns so'n halben Hektar hatten und die schlesischen Umsiedler, die hatten
28 ja gar nichts. So, und dort hatten die das aufgeteilt gehabt, und da hat jeder so
29 zwischen fünf, sechs Hektar gekriegt, sechs Hektar Land, dass die Leute sess-
30 haft wurden und dass die sich wieder um ihre eigene Ernährung kümmern
31 konnten. Das war also dort möglich, wo Betriebe über 100 Hektar waren, die
32 enteignet worden waren, dort hat man so was gemacht. Ja, und da hat die –...
33 unsere Mutter, die hat nun versucht – und diese Siedlung hier hat eine Frau B.
34 erhalten gehabt und die hat vorher auf dem Rittergut gearbeitet mit ihrem Mann.
35 Aber die hatten zwei Jahre nicht bestellt, nicht gesät und nicht geerntet, da ist
36 nichts, wenn sie nichts machen, da passiert nichts. Und dieses Grundstück
37 haben die der wieder weggenommen und haben's meiner Mutter gegeben. Das
38 hatte sich rumgesprochen, dass die schlesischen Bauern, dass das recht flei-
39 ßige Leute sind. Ja, und da setzt mein Erinnerungsvermögen ein dann. Und das
40 Wissen, was ich aus dieser Zeit und auch noch aus der Zeit bis zur Jahrhundert-
41 wende habe – zur anderen Jahrhunderwende – das stammt von meiner Mutter.
42 Und ich musste damals als, als Sechs- bis Sieben-, Achtjähriger oder dann auch
43 noch später –... habe ich immer mit meiner Mutter hier irgendwie nachmittags
44 auf dem Feld gearbeitet. Wenn ich aus der Schule kam, ich kam zur Türe rein,
45 da hatten wir so einen alten Glasschrank, den hatten wir von Leuten gekriegt

1 aus S., wir hatten ja selber nix, da habe ich dem Ranzen einen Schwung gege-
2 ben, da rutschte der hinter den Schrank und habe mein Essen gegessen und
3 dann war ich auf dem Feld und habe mit der Mutter gearbeitet. Und da hat die
4 mir jeden Tag, hat die mir solches Zeug von damals erzählt, immer wieder,
5 teilweise auch das gleiche, auch von ihrer Mutter. Und daher bin ich mir manch-
6 mal gar nicht sicher – was so 46, 47, 48 passiert ist – ob das von mir stammt,
7 aus dem eigenen Erleben oder ob ich das durch's Erzählen weiß, nor. Aber ab
8 meinem Schuleingang, da bin ich mir ziemlich sicher dann, da weiß ich das sehr
9 genau, nor, wie das gelaufen ist. Ja, das war vielleicht etwas umfangreich, und
10 sie interessiert nun, wie, wie wir so mit den Leuten klargekommen sind.

11 I: Das ist schon okey.

12 W: Ich muss sagen, dass die Leute, mit denen wir zu tun hatten, dass die uns
13 geholfen haben, ich kann das nicht anders sagen, gucken sie mal, der L., zum
14 Beispiel, der hat, auf die Gefahr hin, dass er Probleme kriegt, hat der unsere
15 Mutter dort in seine Wohnung genommen, das waren zwar auch bloß ein paar
16 kleine Räume; aber sie waren heizbar, das war schon ganz was anderes wie dort
17 unter den Dachziegeln, (...) in dieser Schule. So, und ... der Bürgermeister hier,
18 der hat unserer Mutter die Siedlung vermacht hier, der hätte genauso einem an-
19 deren das geben. Und der Bürgermeister, das war ein sogenannter Zwölfender,
20 wissen sie was das ist?

21 I: Nein

22 W: Der hatte bei den Nazis zwölf Jahre gedient, als,
23 als Beamter, die nannten sich Zwölfender, nor, [I: mhm] der war hier anerkannt-
24 ter Bürgermeister, war plötzlich Kommunist, außerdem, der war rot geworden,
25 nor, [I: mhm] der hat unsere Mutter unterstützt, kann man nicht anders sa-
26 gen. Und die hat dann auch hier alle Unterstützung gekriegt, da gab's ja die-
27 ses Haus hier noch nicht, nor, das war ja Feld, das gehörte dem Rittergut alles
28 hier. [I: mhm] Und wir hatten, als unsere Mutter das über, übernahm, das war
29 1948, also ein Jahr, bevor ich in die Schule gekommen bin, das weiß ich, weiß
30 ich ganz genau noch, im Frühjahr war das ... äh, da war der Rittergutsstall, und
31 inzwischen hatte unsere Mutter ein Kälbchen, und vielleicht auch eine Kuh, ja,
32 eine Kuh, die hieß Holle, Holle hieß die, und den Ochsen, der ja nun beim ...
33 den haben ... hat die Mutter dort rausgenommen, der hatte inzwischen wieder
34 Pferde, der L.. Und, ja, wir hatten ja keinen Stall, keine, keine Wohnung dazu,
35 nix, nix war da, und nun wollten wir einen Betrieb gründen, müssen sie sich
36 mal vorstellen, nor. Und da wurde der Rittergutsstall eingeteilt, da kriegte jeder
37 drei Stände, so, nun stellt ihr euer Vieh hierher. Auf dem Boden oben, da haben
38 die's Heu hingeschafft und, und unsere Mutter, die Eltern, die waren fleißig, die
39 haben also viel Gras gehauen und Heu gemacht und haben das auf den Boden
40 geschafft. Ja, aber da haben die anderen genauso geholt von dem Heu, unse-
41 res wurde alle, auch wenn wir nix weggeholt haben. Die haben dort geklaut wie
42 die Raben, jeder hat versucht, über Wasser zu, äh, sich zu halten, nor. Das ist
43 ein Jahr gegangen, also von 47 zu 48 ist das gegangen und dann hat die Mutter
44 gesagt: das geht nicht. Wir müssen, müssen bauen, nor. Damals gab es dieses,
45 dieses Bauprogramm von der Regierung, da wurden die Siedler, die Siedler wur-

1 den unterstützt, gabs Kredite. Und da war nichts mit, mit Bürgen und, und Haf-
 2 tungssumme und so weiter. Die hat halt eine Summe zum Bauen gekriegt. So,
 3 und da wurde –... ging das 1949, ging der Bau hier los. Und da waren sieben
 4 Siedler von Kn., die bauen durften, nor, und unsere Mutter mit. Da gab's doch
 5 damals die VdgB, wissen sie was das ist?

6 I: Ja

7 W: Ja, und die hatten sehr viel
 8 zu sagen, die Leute, die das mit organisiert hatten, und nun war da Versamm-
 9 lung, und nun sollte entschieden werden, wer darf bauen. Die Wernern, nein. Sie
 10 hat mir das genau wörtlich erzählt. Ein Mann aus dieser Gruppe sagte, wenn ich
 11 schon an das Schachten denke, wer soll denn das bei der machen, ist doch kei-
 12 ner da. Nun, am Ende hat sie doch die Baugenehmigung gekriegt, und Frühjahr
 13 1949 war das dann soweit und der Ochse war da und mein Großvater, der war
 14 zwar ein ziemlich bequemer Mann, aber das Ausschachten für das Haus hier,
 15 das hat der ganz alleine gemacht. Da hat der dort, wo die Treppe in den Keller
 16 ging, hat der, hat der gegraben und da hatte der so einen kleinen – wir nann-
 17 ten das Ding Zehn-Zentner-Wagen – hat der rückwärts runtergelassen, hat den
 18 immer vollgeladen, und der Ochse hat den Lehm rausgefahren, da hat der ge-
 19 macht und da war die Rosemarie, wenn ich so an das Schachten denke, die war
 20 die erste, die ausgeschachtet hatte, nor. Nuja, und da kriegten wir dann auch
 21 Unterstützung. Nun waren ja auch keine Maschinen da für die Feldarbeiten, eine
 22 MAS, sie haben sich damit befasst?

23 I: Ich kenn's noch aus der Schule.

24 W: Naja, da war es dann die MTS wahrscheinlich schon, oder die RTS und was
 25 es so alles gab. Ein Ausleihstation gab's ja noch nicht, also waren die Siedler,
 26 auch die landarmen Bauern, die inzwischen fünf, sechs Hektar hatten, auf die
 27 größeren Bauern angewiesen, die, die Maschinen hatten. Und hier, dort drüben
 28 ist ein Gut, das, das gehört der Familie H., gehörte früher einer Familie Lz., also
 29 das sind –... das ist eine Erbfolge, und deren Mann war nach dem Kriege von
 30 den Russen weggeholt worden und nach Buchenwald verbracht und die haben
 31 ja die Gaskammern dann ein halbes Jahr noch weiter genutzt, wissen sie das?

32 I: Aber ..

33 W: Die Russen haben die Gaskammern in Buchenwald weiter betrieben und
 34 haben die Leute verfeuert, wo sie der Meinung waren, die müssen weg. Da
 35 waren auch welche, die, die bloß, äh, angezeigt worden sind, die nichts gemacht
 36 hatten. Das wissen die durchs Rote Kreuz.

37 ((Unterbrechung 15 Sekunden, Frau Werner bringt einen Saft))

38 Bei dieser Frau, die auch alleinstehend war, aber 35 Hektar hatte, und alle Ma-
 39 schinen und noch drei Pferde waren da, die waren mit den Pferden abgehauen
 40 und hatten die wieder mitbringen können, und die haben die Russen dann nicht
 41 mehr weggenommen, aber den Mann hatten sie geholt; und wie gesagt, in Bu-
 42 chenwald haben die den, haben die den noch verfeuert, den A. H. Und die bei-
 43 den Frauen, also meine Mutter und die Frau H., die waren sich irgendwie zuge-
 44 tan, waren beide ohne, ohne Lebenspartner, und die Frau H. hat uns unterstützt,
 45 also nicht etwa als Flüchtlinge behandelt und als letzten Dreck, überhaupt nicht.

1 Die hat uns unterstützt, hat natürlich auch ihren, äh, ihren Bedarf gesehen, die
 2 hatten keine Leute und wenn wir hier Pferde brauchten, und das war ja oft der
 3 Fal – was der Ochse nicht machen konnte – dann kriegten wir ein Gespann von
 4 denen. Am Wochenende oder so was. Aber für ein Gespann einen Tag musste
 5 mein Großvater oder später dann ich zwei Tage hingehen arbeiten, das war so
 6 die, die Währung, nor. [l: mhm] Und das machte die Frau H. nicht nur mit uns,
 7 sondern auch mit weiteren Siedlern, die hier daneben waren, nor. Und damit
 8 hat die ihren Arbeitskräftebedarf gedeckt und wir – die Feldarbeiten gemacht
 9 – und dann durften wir die Dreschmaschine nutzen, die hatte eine Dreschma-
 10 schine, die war eingebaut und da wurde unser Zeug hingefahren, und dann kam
 11 das Stroh und die Körner mussten wir wieder zurückholen. Und damit ging das,
 12 nor. [l: mhm] Und, und wir hatten ja nicht mal eine Egge, wissen sie, was eine
 13 Egge ist?

14 I: Ja, ja.

15 W: So, das erste, was unser, unser Großvater, äh, was unsere
 16 Mutter beschafft hatte, das war ein Grubber, das ist ein kleines Gerät, ich weiß
 17 nicht, ob drei oder fünf Zinken dran waren, das konnte man einstellen, wie tief
 18 das in die Erde reinging, [l: mhm] und da hat das, hat das dann den Boden
 19 gelockert, und ich musste dann als Sechs-, Siebenjähriger, musste ich mit dem
 20 Korb hinterher und da haben wir dort die Quecken herausgeholt, da war ja nichts
 21 auf dem Felde, wir mussten das ja erst mal urbar machen, haben die Quecken
 22 gesammelt, die wurden dann gewaschen und mit den Quecken hat unsere
 23 Mutter das erste Ferkel großgezogen, das war ein kleines Schwein, da kann ich
 24 mich ganz genau erinnern, das hatte die Frau H., da hatte eine Sau geferkelt,
 25 die hatte 14 oder 15 Kleine, und die konnte die ja nicht alle aufziehen, und da
 26 hat die so ein kleines Vieh gekriegt, was eigentlich an die Wand geschmissen
 27 wird. Und so wars nun. Und das haben die groß gekriegt, meine Mutter und die,
 28 ihre Mutter wiederum, die E. heißt die. Und das Schwein wurde halt mit Essen-
 29 resten, was wir so hatten und Quecken wurde das gefüttert. Das war unser
 30 erstes Schwein, was wir geschlachtet haben dann, nu. Ja, ..., ich kann von der
 31 Eingliederung hier in den Dörfern, kann ich nichts Negatives sagen. Sd. kann ich
 32 mich erinnern, als Kind, wo wir dann in Kn. gewohnt haben in diesem – da
 33 hatten wir dann eine Zwischenwohnung gekriegt – und wo wir dann einen ge-
 34 meinsamen Stall hatten, dort, dort waren ja viele solche Umsiedler, das, das war
 35 ja kein festgefügtes Dorfgefüge mehr, da waren ja so viele Menschen, die da
 36 zeitweise da waren, das wechselte ja auch immer noch, der eine fand die Eltern,
 37 der andere fand sie nicht und so weiter. Und wir Kinder, wir sind da, dort rumge-
 38 rast und –... also Probleme habe ich persönlich keine gehabt. Ich kann mich
 39 noch an eine ganz dolle Geschichte erinnern, wo wir gebaut hatten hier. Da
 40 mussten –... die Mutter wollte nun unbedingt sehr schnell einziehen, dass die ihr
 41 Heu und so weiter, das war 1949, dass die das herkriegte. Die wusste, wenn sie
 42 das nicht vor Weihnachten noch rüberkriegt, das, das Heu und das bisschen Stroh,
 43 das da war, paar Rüben hatte sie dann schon hier auf dem Felde geerntet, wenn
 44 sie das nicht schaffte, die anderen, die klauten alles, da bleibt nix übrig. Und da
 45 war nun das Haus, Haus im Rohbau fertig hier und am Heiligen Abend 1949

1 sind wir umgezogen hierher und da wurde nun das bisschen – die Frau H. hatte ein
2 Gespann geschickt, und unser Ochse, der war auch mit – da haben die nun das
3 bisschen Heu und Stroh auf den Wagen geladen und das kam nun hierher. Die
4 Erwachsenen, die haben draußen, draußen das Zeug abgeladen, drei Stühle
5 hatten wir, die hatte uns der Lehrer aus der Schule mitgegeben, nor, das war
6 auch so eine positive Sache, und einen Tisch, weil wir nix hatten. Und aus dem
7 Nachbardorf, aus dem Nachbarort hatte die Mutter einen Schrank gekriegt und
8 ... ja, da haben uns die Leute geholfen, kann man nicht anders sagen. So, am
9 Heiligen Abend kamen wir nun hierher und ich – Mutter sagte, du gehst hier rein
10 und machst mal Feuer – ja da war nun hier die Küche, da war nun hier – ((zeigt))
11 das habe ich dann später reingebaut, hier war zu und unser Haus hatte damals
12 ganze drei Türen und zwar die Haustüre, wo sie reingekommen sind, die Kü-
13 chentüre, wo wir durch sind, die gabs noch nicht hier, die Türe und ganz hinten
14 die Stalltüre. Mehr war –... es war eigentlich bloß der Bau zu, mehr war nicht.
15 So, es war noch kein Ofen drinne, es war nur ein kleiner Kanonenofen, der hatte
16 vielleicht 25 Zentimeter Durchmesser, das war die einzige Heiz- und Kochstelle.
17 Und da waren die Handwerker noch drinne und da glimmte die Glut noch ein
18 bisschen in diesem Dinge und da hat die Mutter gesagt, also, du suchst dir ein
19 bisschen Holz – da lag Zeug rum – haust'e klar und machst hier Feuer hinne. Nun,
20 und da hab' ich dann – war ja noch Glut – hab' ich was draufgeschmissen, da
21 brannte das auch und dann habe ich die restlichen Ziegelsteine – da lagen
22 Ziegelsteine und Schutt hier, das haben die als Baubude genutzt, die –... den
23 Raum hier vorne, das habe ich rausgeräumt, mit der Schaufel zusammenge-
24 räumt und da war unserer Wohnung fertig. Und hier kam die –... in den Raum
25 kamen die, die Strohsäcke hin, dreie nebeneinander und das war's. Die Großel-
26 tern, die kamen nicht mit, die hatten noch woanders gewohnt, weil hier oben
27 noch gar nicht ausgebaut war, da waren, da lagen noch die Balken bloß so. Ja,
28 die hat uns die Frau H. hierhergeholt, so und ich war – 1949 ging ich schon ins
29 zweite Schuljahr, war in S. in die Schule gekommen, in K. gab's keine – und jetzt
30 wohnten wir hier, Weihnachten hergezogen, und nun – das war eben dieses
31 schöne Erlebnis – und nun musste ich nach S. in die Schule, weil Sd. viel zu
32 weit war, und da war nicht etwa hier große Prozedur oder was, hat meine Mutter
33 zu mir gesagt, also du gehst zur Frau H. rüber, die kannte ich inzwischen, da ist
34 'ne, 'ne Frau, auch eine Flüchtlingsfrau, der ihr, der ihr Mädels, das geht schon in
35 die Schule, mit der gehst du mit und sagst dem Lehrer, dass du jetzt mitkommst.
36 ((lacht)) Und das merkt man sich dann, da bin ich nun mit der mitgegangen, mit
37 dem Mädels und kam nun dort an und da sagt der Lehrer: Was bist denn du für
38 einer? ((lacht)) Nun, ich sag, ich wohn' jetzt hier, ich will jetzt immer hierherkom-
39 men. Achso, sagt er. Und da ist der dann mal abends hierhergekommen und hat
40 ein bisschen was gebracht, aber das war die ganze Ummeldung, nor, und die
41 Kinder, und die Kinder dorte in der Schule, die freuten sich, dass einer mehr war.
42 Wir gingen dort zu viert in eine Klasse, vier Schuljahre in einer Klasse, ein Leh-
43 rer dazu; drei Jahre hatten Stillunterricht, drei Jahrgänge und mit einem hat er
44 sich befasst. [l: mhm] Und ich durfte schon immer mit den Größeren mitma-
45 chen, mir war das dann zu langweilig. Und da –... das ist erstaunlich, was, was

1 der Lehrer, was die Leute damals geleistet haben, nur. Das, das war ein
2 Junglehrer, [l: mhm] der eine, der war aus dem Krieg gekommen, hatte nie
3 Lehrer gelernt, der hatte das in der Arbeiter- und Bauern-Fakultät, ABF war
4 das damals, [l: mhm] der lernte damals noch Lehrer und musste aber schon
5 Unterricht geben und war immer im Stoff ein halbes Jahr weiter wie wir
6 ((lacht)). So, und dann gab's noch einen Altlehrer, der war schon so alt, dass
7 er nicht mehr in den Krieg brauchte, [l: mhm] das war die Besetzung. Nu, und
8 die hatten jeder vier Jahrgänge. Und das ist erstaunlich, wie viel die uns
9 beigebracht haben; also ich habe es ja dann bis zur Hochschule geschafft
10 und habe auch mit 'ner eins abgeschlossen, also, wir haben trotzdem was
11 gelernt. Ja, aber, aber die anderen Kinder und auch die Lehrer und was dort
12 so war, die haben mich aufgenommen, [l: mhm] da gab es überhaupt keine
13 Probleme, also ich habe nie etwas Negatives hier erleben können. Auch
14 später dann, naja gut, ich war vielleicht auch in der, in der Leistung immer,
15 immer bissel mit vorne dran, [l: mhm] hab' ich, habe ich nie was Negatives
16 erlebt, nor. Die – wo sich das dann bemerkbar macht oftmals – ist das ja auch
17 bei jungen Leuten, die sich dann verlieben und heiraten wollen, nor, dass sie
18 sagen, also, der geht nicht und der geht nicht, der mhh. Früher gings danach –
19 die Bauern mussten richtig nach Mist stinken, dann klappte das, nor. [l: mhm]
20 Und da musste etwa die Hektargröße zusammenpassen, nor, [l: mhm] also,
21 das konnte nicht etwa sein, dass ein Zehn-Hektar-Betrieb einen Dreißig-
22 Hektar ... also, das war nicht denkbar, das, das musste schon, schon etwa
23 die, die Größenordnung zusammenpassen. Und was da so für Dünkel ge-
24 herrscht haben, nor: Guten Tag, mein Name ist Lehmann, drei Pferde, großer
25 Obstgarten. Das gehörte dazu, da wusste man gleich, wo man war, nor. Wenn
26 da einer fünf Pferde hatte, nunja, das guckte den schon ein bisschen schief an,
27 oder der mit einem Pferd, der konnte mit dem, mit den drei Pferden, nicht am
28 Tische sitzen, das ging nicht – oder vonwegen die Tochter heiraten. Nor, also,
29 da war ein Dünkel da, und ich hab in meiner Jugend auch noch erlebt, da
30 waren eine Schulfreundin, die hatte sich verliebt, und der war kein Bauer, der
31 stank überhaupt nicht nach Mist, die haben die auseinandergebracht, nor, die
32 haben das geschafft, die Alten. Die ist ein lebenslang nicht glücklich geworden,
33 ob sie's mit dem geworden wäre, ist auch eine andere Frage, aber das, das
34 war so. ... Ja, und nun mich, ich persönlich, ich bin dann –... ich habe ja dann
35 hier gelernt, bei der, bei dieser Frau H. hier, und die hat uns auch in der Form
36 unterstützt – hier war ja kein Mann da, und ich musste von, von zehn, zwölf
37 Jahren an musste ich schwer arbeiten, was so möglich war und ich habe das
38 auch nicht mal als negativ angesehen, ich habe das immer, ... ich hab immer,
39 äh, getan, dass ich meiner Mutter helfen konnte und wollte, ich hab' das nicht
40 als schwer oder Last angesehen. Und ich sehe meine Kindheit auch heute
41 noch nicht so an, dass die völlig danebengegangen wäre oder dass ich keine
42 Kindheit gehabt hab', [l: mhm] obwohl ich immer nachmittags mit meiner
43 Mutter auf dem Feld rumgekrochen bin und hab' Möhren gejätet und Kartoffel-
44 feln gelesen und Rüben vereinzelt und Unkraut gezogen, ich hab' das nicht
45 als negativ angesehen, nor. Andere Kinder, die, die hatten es da einfacher,

1 die sind mit den Fahrrädern draußen rumgesaust und, und haben Fußball
 2 gespielt und so was; nagut, das konnte ich nicht, aber ... Wo ich dann Berufs-
 3 schule hatte, die Frau H. wiederum, die hat gesehen, hier, ihr fehlts an Ar-
 4 beitskraft, da hat die mit mir einen Lehrvertrag gemacht und hat mit unserer
 5 Mutter vereinbart, dass ich die meiste Zeit hier arbeite und dann war ich halt
 6 eben auch dort, nor, je nachdem, wo es, wo es notwendig war, musste ich
 7 hin. [l: mhm] Und wenn ich dort am Tage war, dann ging es hier abends bis
 8 zum Finsterwerden ging es hier weiter, zuhause. (.....) So habe ich halt die
 9 Lehre machen können, und in der Berufsschule habe ich dann meine Frau
 10 kennen gelernt und die kam da von Dresden, und ihre, ihr elterlicher Betrieb,
 11 das waren 24 Hektar, und wie ich dann nach Hause kam und meiner Mutter
 12 erzählte, also, da ist ein Mädels ((lacht)), die gefällt mir, und da sagt sie, was
 13 ist denn das für eine: 24 Hektar, das kannst du dir abschminken, sagt sie, das
 14 wird nie was. Und dann ist das eine Einheimische, und dann hatten die einen
 15 großen Betrieb, drei Pferde waren dort oder vier, nee drei. Drei große Gebäu-
 16 de waren dorte – ich war dann mal mit dem Fahrrad dort gewesen – und sagt
 17 sie, das kannst du dir abschminken, die kommt von Oz., nu aber, es war eben
 18 doch nicht so, wir sind dann zusammengeblieben, nor. [l: mhm] Ja, ... wir
 19 sind jetzt 44 Jahre verheiratet und die Leute haben nicht gesagt, das ist bloß
 20 so ein Umsiedler. ... Ich weiß nicht, ... weiß nicht, was sie noch so interessiert.
 21 l: Dann bedanke ich mich erstmal, dass sie so schön erzählt haben

22 W: Dann
 23 ist noch die Zeit, die Zeit, wo es fertig war, wo dann die LPG hier losgeht.
 24 l: Können sie gern noch erzählen.

25 W: Das hat mich so bewegt, 1960 war ich
 26 18 Jahre und ich habe meine Zukunft hier auf dieser Klitsche gesehen, sechs
 27 Hektar Feld, da kannst'e eine Familie ernähren, das funktioniert. Und die
 28 LPG, die gab's ja seit 1952 schon, und das haben wir gesehen, wie die wirt-
 29 schaften, und dort konnte man sich angucken, wie man's nicht machen sollte,
 30 nor. Die Felder waren verunkrautet, die ernteten nix und so weiter. Wie der
 31 erste Mähdrescher kam, das weiß ich, da bin ich mit unserer Mutter hier über
 32 die Felder, das war hier drüben, da haben wir uns das angeguckt und haben
 33 gesagt, das kann nicht sein, nor, ein Teil Körner lag mit auf dem Feld, der
 34 ganze Unkrautsamen kam mit aufs Feld, also die, die LPG, das ist nie eine
 35 Konkurrenz für uns; das, das funktioniert alles, da haben wir keine Probleme.
 36 Ja, da kam aber nun das Jahr 1959 und 60 und das war dann so. Die –... da
 37 wurden dann die Privatbauern aufgesucht von ausgewählten Leuten. Das
 38 waren Leute, die oftmals von der Landwirtschaft überhaupt keine Ahnung
 39 hatten, aber einen Klassenstandpunkt hatten, nach damaligen Verhältnissen.
 40 Die kamen oftmals auch von Dresden und waren aus großen Industriebetrie-
 41 ben, die also die Landwirtschaft nur vom Hörensagen kannten. Und die Pro-
 42 paganda hatte damals den Leuten so mitgeteilt, dass die fehlenden Nah-
 43 rungsmittel, dass das an den Bauern liegt, die Bauern, die produzieren nicht
 44 genug und die, die tun ihre Kenntnisse für sich behalten; am Ende stimmte
 45 das ja sogar, die haben ihr Süppchen für sich gekocht, und die Leute, die

1 übriggeblieben waren ... ((Kassettenwechsel)) ... Angestellte waren, wurden
2 dann die ersten LPGs gegründet. Und die Leiter von diesen LPGs waren
3 oftmals auch gar keine Landwirte, sondern das waren Genossen, die also
4 sagten ‚Freiheit, Einheit‘ und was weiß ich nicht alles, aber keine Ahnung von
5 der Landwirtschaft hatten. Und so war das hier in S. genauso. Da waren also
6 große Betriebe, die verlassen waren, die Bauern hätten sie sonst eingesperrt,
7 wenn die dageblieben wären, das ist wieder –... das ist ein abendfüllendes
8 Programm, wenn ich das alles erzählen wöllte, was da passiert ist, hier wäh-
9 rend der Zeit 52 und 53, wie das so zugegangen ist. Aber die LPGs, die
10 hatten eben keine Fachleute, oder nicht ausreichend. Und jetzt haben die den
11 Leuten in der Stadt erzählt, also die Bauern sind dran Schuld, die müssen
12 überzeugt werden, dass die das genossenschaftlich machen, im großen viel
13 mehr produziert und so weiter, und so fort. Und da kamen die tatsächlich mit
14 der Überzeugung hin, die müssen die Bauern überzeugen, dass die in die
15 Genossenschaft gehen, dass das Volk richtig gut ernährt werden kann. Mit,
16 mit dieser –... also, da waren die fest davon und, und sicher waren die davon
17 überzeugt, dass das so sein muss. Wenn die Propaganda immer wieder (..)
18 an der selben Stelle dort, wenn die Leute keine Ahnung hatten, am Ende
19 glaubten die das auch. [l: mhm] So, und die kamen nun zu uns hierher, erst
20 einmal die Woche kamen zwei Mann, setzten sich her, und die haben nun
21 diskutiert: Frau Werner, warum wollen sie denn nicht in die LPG eintreten? –
22 Naja, warum sollen wir das machen, uns ging's damals ganz gut, nun, wir
23 hatten unsere Schulden abbezahlt, und das Haus hier 1% Zinsen, 1% Tilgung
24 für zehn Jahre, nor, das müssen sie sich mal auf der Zunge zergehen lassen,
25 so war der Kredit damals, das lief, die Mutter, die machte – die baute Raps
26 an, Raps war teuer, und die sogenannten freien Spitzen, das ist das, was
27 über das Soll, über die Pflichtabgabe, die für wenig Geld, was die Bauern
28 verkaufen mussten – da hat unsere Mutter, die konnte dann schon immer
29 wesentlich mehr verkaufen, und also freie Spitzen, besser bezahlte Produkte
30 verkaufen, Schweine genauso und da sind wir über die Runden gekommen.
31 Und, ja nun kamen die Leute und sagten: ((teilweise pathetisch bis *)) das,
32 das geht nicht, sie müssen sich hier was anderes einfallen lassen, sie haben
33 eine Klassenauftrag, gucken sie mal an, sie haben hier, das, das Haus haben
34 sie bauen können, der Staat hat sie unterstützt und jetzt unterstützen sie den
35 Staat überhaupt nicht (*), und, naja. Und die kamen eben weniger und dann
36 kamen die immer mehr. Und dann kamen die jeden Tag, jeden Abend saßen
37 die hier. Das war noch Winter, da hatten wir Holz gemacht, im Busch und ich
38 war auf dem Hof und habe hier Holz gehackt und gesägt, damals noch mit
39 der Hand schön gesägt, da hab' ich die immer kommen sehen, da habe ich
40 immer Meldung gemacht an die Mutter, wenn wieder welche, wenn die, die
41 wieder ankamen. Und später war es sogar so, dass die sich abwechselten.
42 Da kamen die immer zwei Mann, zwei Stunden, dann kamen zwei andere, die
43 gingen und dann saßen die abends bis um zehn, nor, und haben die Leute
44 belästigt. Und dann im März wurde das, wurde das so schlimm und dann
45 kamen die, noch Lautsprecherwagen, die fuhren dann immer noch; das, das

1 dröhnt mir jetzt noch im Kopf: Die Frau, die Frau H., die Bäuerin H. – damals
2 war's noch eine Großbäuerin, was über, über 20 Hektar war, war glaub' ich
3 Großbauern – die Großbäuerin H. hat sich für den genossenschaftlichen Weg
4 bereit erklärt, wann unterschreibt die Bäuerin Werner und so weiter. Da saßen
5 die nun hinne und die standen draußen mit dem Auto und brüllten solches Zeug
6 durch die Gegend. Und unsere Mutter saß nun da, oftmals war ich dabei. – Was,
7 ich weiß noch genau, die Frau H. hat unterschrieben? Da hat's für mich keinen
8 Sinn mehr. aber ich unterschreib (noch nicht ?). Na, da kamen wieder zwei
9 andere, abends um zehn gingen die. Und dann sind wir, sind wir abends, (.) war
10 das, sind wir abends zur Frau H. gegangen: Sagen sie mal, haben sie wirklich
11 unterschrieben? – Nein, ich denke sie haben unterschrieben?! – Da haben die
12 mit dem Lautsprecherwagen dort auf dem Hof gestanden und dort erzählt, die
13 Frau Werner hat unterschrieben. [l: mhm] So haben die die Leute ausge...
14 ausgespielt oder was, zumindest versucht. Es gab noch einen Großbauern, Ll.
15 hieß der, der Mann, richtiger vorbildlicher Betrieb, hatte (Bullenzucht ?) im Stall,
16 nun, mit dem Mann haben die das genauso gemacht: Bauer Ll. hat unterschrie-
17 ben. Und, nuja, und dann war's am, ich weiß nicht, ob's der 30. oder 31. März
18 war, da hat unsere Mutter gesagt, das hat keinen Sinn – ringsum war schon
19 alles vollgenossenschaftlich – und, und dann waren die mal da wieder – ich war
20 nicht mit drin – und da hat sie gesagt, ich habe jetzt unterschrieben, wo die
21 gingen. Und da dachte ich, das kann nicht sein, ich dachte, für mich ist die Welt
22 zu Ende, das hat die unterschrieben? Das war doch meine Zukunft hier. An, an
23 was anderes habe ich nie gedacht, dass ich was anderes machen könnte. Und,
24 und da bin ich bissel weggetreten, da bin ich hier übers Feld, Richtung R., das
25 waren doch lauter kleine Felder damals, nor, [l: mhm] und jeder Bauer hatte da
26 so bissel einen Abfallhaufen, wo er seinen Kompost hingeschmissen hat oder
27 altes Kartoffelkraut und so, solche Dreckhaufen lagen da, und dort, dort habe ich
28 mich hingelegt und geheult. Und, und dann haben die zuhause gemerkt, der
29 Großvater, die Mutter, der Hanno ist nicht da, die haben mich Hanno immer
30 genannt, der Hanno ist nicht da, wo ist denn der? Gesucht, in der Wohnung
31 gesucht, nicht gefunden und nach einigen Stunden haben die mich dann dort
32 draußen gefunden, an dem Komposthaufen liegen, nuja. Und da haben sie mich
33 wie so einen Kranken heimgeschleppt und drei Tage drauf, musste ich in der
34 LPG antreten, am 3. April 1960, war mein erster Arbeitstag in der LPG. Nu, und
35 da hat mich meine Mutter, wie die Kühe – und den Ochsen brauchten die ja
36 nicht, drei Kühe hatten wir damals – hat die mich als lebendes Inventar mit in die
37 LPG eingebracht. Ich habe nie unterschrieben, in der LPG, also, als, dass ich
38 Mitglied in der Genossenschaft werden will, war ganz selbstverständlich, der war
39 18 Jahre, der gehört dazu; ich, ich wäre auch nicht auf den Gedanken gekom-
40 men, was anderes zu machen, ich hatte ja auch nichts anderes gelernt. Ich
41 brings nu jetzt, alles, was handwerklich ist, aber ich hatte dort nichts gelernt und
42 ich hatte auch nicht die Kraft, zu sagen, nein, mache ich nicht. [l: mhm] Nu, und
43 da bin ich nun dort an dem 3. April 1960 arbeiten gegangen, mit der Brotbüchse
44 unterm Arm, die meine Großmutter dann (...). Bin ich schon viel zeitiger losge-
45 gangen, sollte um sieben dort anfangen, habe hinterm Baum gewartet, bis es

1 kurz vor sieben war, dann bin ich auf den Hof gegangen und dort war einer, der
2 war auch bloß ein paar Tage eher Mitglied geworden, und der war nun schon
3 der Leiter dort, der Brigadier. Und der sagte mir, du gehst zu N. auf den Hof, das
4 ist hier im Ort, holst dort die zwei Pferde und machst Dünger streuen, da hatten
5 wir so einen Pferdedüngerstreuer, zweieinhalb Meter mit Walzen dran. So, da
6 musste ich bei dem Bauern N., der genauso freiwillig in die LPG gegangen war
7 wie ich, musste ich dort die Pferde wegholen. Der hatte noch einen (.), einen
8 Traktor, den hatten sie –... der Traktor musste in der LPG arbeiten, ist doch ganz
9 klar dann. Und ich musste die zwei Pferde holen bei dem. Da bin ich dorthin zu
10 dem Hof und da war der Opa, A. hieß der, der, der war also schon Rentner, der
11 hing nun seiner Suse um den Hals, dem Pferd. Die wussten, dass einer kommt,
12 der hatten die schon angeschirrt, und die standen abmarschbereit auf dem Hof,
13 und der stand dort und das Wasser lief, na, und ich kam nun und holte die
14 Pferde weg. ... Und da habe ich den Tag dort gearbeitet und habe bestimmt den
15 Kopf hängen lassen wie sonstwas. Da kam ein 19-jähriges Mädels, also eine
16 junge Frau, B., C., die kam zu mir und legte mir die Hand auf die Schulter und
17 sagte: du, wir leben hier auch, ((mit Lächeln in der Stimme)) das wird schon
18 gehen. Naja, und abends kamen die Pferde nicht mehr in den Stall von dem
19 Bauern. Da war dort von dem Bauern R., der hatte ja den größten Hof hier, dort
20 waren ja Pferdeställe, das war ja LPG, und die waren bisher leer und dort muss-
21 te ich die Pferde hinschaffen. Und da hatte ich denen das Schirrzeug runterge-
22 nommen und wollte die nun in den Stall führen, und auf einmal gehen die beiden
23 hoch vor mir, die Vorderbeine wackeln und die drehten auf den Hinterbeinen
24 rum, den Hof vor und die Gasse runter und ab. Ich hinterher, aber die waren ja
25 nun viel schneller, naja, ich weiß schon, wo die waren. Und wie ich zuhause bei
26 den N.s wieder war, war dasselbe wieder wie früh, da hing der alte Mann seiner
27 Suse wieder am Hals, nor. [l: mhm] Naja, ich musste die dort wieder wegholen
28 und wieder in den anderen Stall schaffen, das war mein erster Arbeitstag. Ja,
29 und dann in der LPG, da dauerte das gar nicht lange, ich hatte ja ein sehr gutes
30 Facharbeiterzeugnis, und da hatten die mir empfohlen zu studieren. Naja, da
31 dachte ich, besuch‘ste –... das, das war schon hier, wo der, der LPG-Vorsitzende
32 dann mal hier war bei unserer Mutter, sagt er: Naja, so schöne Zeugnisse, den
33 schicken wir gleich an die, an die Hochschule nach M. Und ich hatte ja gar keine
34 Hochschulreife, nor. [l: mhm] Und, da hat der mich wirklich dorthin geschickt,
35 der hatte ja auch dort studiert, aber der wusste ganz genau, dass die mich nicht
36 nehmen. [l: mhm] Das war bloß Gequatsche gewesen, ich war 18 Jahre und
37 mit 18 Jahren hat auch die Hochschule M. keinen genommen, die haben nur
38 Kader genommen, die, ich glaube, drei oder vier Jahre in der Praxis waren und
39 gezeigt hatten, dass sie den sozialistischen Weg auf eine ordentliche Art und
40 Weise gehen können, und denen noch das theoretische Rüstzeug fehlt. Ich
41 hatte dort die Aufnahmeprüfung gemacht, die hatte ich bestanden, an der Hoch-
42 schule in M., als es dann zum Gespräch kam, da sagten die; 18 Jahre sind sie,
43 sie haben doch noch nichts gemacht in der LPG, nor. Abgelehnt. Aber nicht, weil
44 ich Umsiedler war, oder was, das spielte überhaupt keine Rolle. Und, nun bin ich
45 wieder zurück und hab‘ gesagt, wenn mich die Hochschule nicht nimmt, muss

1 ich Fachschule machen. Da waren in Db. und in ... O.? – in Döbeln gab es noch
2 freie Plätze, das hatte ich ja mitgekriegt. Da habe ich mich dort beworben und
3 die wollten mich nehmen, nun brauchte ich aber eine Delegation. Und dann
4 kam die Geschichte hier ((lacht)) in, in S. auf der LPG. Da sagen die: was? willst
5 du studieren? Arbeiten musst du erstmal, du musst erstmal zeigen, dass du
6 überhaupt gewillt bist, hier in der Genossenschaft ordentlich mitzumachen. Das
7 war ja gleich im ersten halben Jahr, nor. [l: mhm] Ich wollte ab September
8 losmachen, im April waren wir hier, war ich nun hier in die LPG gekommen –
9 also auch abgelehnt. Und, da bin ich nach W. gefahren, da hatten wir so eine
10 Berufsschullehrerin, ich war ja inzwischen fertig, aber die kannte ich gut, hatte
11 Vertrauen zu der, B. hieß die Frau, und da sagt sie, das ist natürlich Mist. Aber
12 ich würde ihnen empfehlen, machen sie ein Fernstudium. Da, da sind sie ja bloß
13 einen Tag weg in der Woche und da werden, wird die LPG sicher nicht Nein
14 sagen. Und da habe ich einen Antrag gestellt und da haben die dem zuge-
15 stimmt. Daraufhin habe ich halt vier Jahre Fachschule gemacht in M., und, ich
16 wollte aber dann weitermachen, und nun hatte ich inzwischen mitgekriegt, was
17 M. für eine Hochschule ist, M. war ja die, die Bildungsstätte für politische Kader,
18 für die LPG-Vorsitzenden, nicht für die, unbedingt für die Fachleute und ich
19 wollte, ich wollte ja was lernen, ich wollte ja nicht bloß Politökonomie, sozialisti-
20 sche Politökonomie lernen. Und da habe ich mich dann in Lz. beworben, weil ich
21 der Meinung war, dass ich dort fachlich mehr mitkriege und das, das Politische
22 vielleicht nicht diesen, Schwerpunkt bildet, und so ist es ja auch gewesen. Nun,
23 und da habe ich noch mal fünf Jahre Fernstudium in Lz. gemacht und habe da
24 meinen Diplomabschluss gemacht. [l: mhm] Und in der LPG habe ich alle
25 Arbeiten gemacht, also erst war ich Kutscher, dann habe ich Aushilfe gemacht
26 im Kuhstall, im Schweinestall, [l: mhm] alle Arbeiten, die es so gibt. Und dann
27 hatte der, der Einsatzleiter von der Technik, der hatte einen Nervenzusammen-
28 bruch, da musste ich von heute auf morgen eine Brigade übernehmen, (elf
29 ?)Traktoristen, die erst bei der MTS und MAS waren, die sind ja 1960, drei
30 Monate später sind die alle Mitglieder geworden, die wurden dann den LPGs
31 untergeordnet. Denn was da lief, das ging nicht. Die, die ... MTS-Leute, die
32 fuhren Sand und Kies und ließen die, die Felderarbeiten liegen. Da fehlten die
33 Traktoren auf dem Felde, und die fuhren draußen rum und taten irgend was
34 anderes machen, nor. Und da wurden die dann Mitglieder, das hat der Staat
35 dann organisiert und wurden dann den LPGs unterstellt. Und in diesem Zeitraum
36 wurde ich dann Leiter von so einer Brigade, das müssen sie sich vorstellen, da
37 war ich dann 20 Jahre, 20 Jahre und war der jüngste Leiter im Kreis M., der
38 jüngste Brigadeleiter. Aber das hat sich dann halt auch gegeben, im ((lacht))
39 Laufe der Jahre. Und wir waren das –... nun war ich der Chef von wesentlich
40 älteren und erfahrenen Leuten und das war sehr schwer, und die, ... die Leute
41 haben damals richtiggehend Betrug gemacht, die haben zum Beispiel ... einen
42 Arbeitsgang gemacht, meinetwegen gedrillt haben die mit der Maschine, Getreie
43 gesät, nor, [l: mhm] und haben eine Egge hintendran gehangen, dass das
44 bisschen besser eingearbeitet wird und da haben die das Eggen als Arbeitsgang
45 extra geschrieben, auf einen Tag, Sonntag, wo die gar nicht arbeiten waren. Und

1 solche Sachen, nor, also das war richtiggehende, richtiggehender Betrug und
 2 das ist aber alles noch gelaufen. Das sollte dann mit meiner, mit meinem Einsatz
 3 anders werden, das ist sehr schwer gewesen, [l: mhm] das war sehr schwer.
 4 Oder ich kann mich an ein Vorkommnis erinnern, ich komme in die Werkstatt,
 5 war eine Maschine kaputt, sollte gleich gemacht werden, wir hatten drei Schlos-
 6 ser, eine eigene Werkstatt, und die waren mir dann auch unterstellt, das waren
 7 alles ältere Leute bis auf einen – war die Werkstatt zu, ich denke, was ist denn
 8 nun los, keiner da, nach einer Stunde immer noch zu, absolut dicht, wursste
 9 nicht, was los ist. Und dann habe ich mitgekriegt, die fuhren grundsätzlich ein-
 10 mal im Monat zum Friseur, geschlossen. Da wurde die Werkstatt zugeschlossen
 11 und das hat der, das hat der Betrieb bezahlt, also der Leiter vorher, vor mir, der
 12 hat das alles durchgehen lassen. Haare wachsen ja auch während der Arbeits-
 13 zeit, ((mit ironischem Lachen bis *)) also können sie auch während der Arbeits-
 14 zeit geschnitten werden (*). Nun habe ich das –... habe ich denen gesagt, das
 15 war das letzte Mal, die Zeit ziehe ich euch ab, wenn es wieder passiert, wird das
 16 Doppelte abgezogen. Nuja, gut, da war ein Älterer, der nahm einen großen
 17 Hammer, einen richtig schweren Hammer, du Schwein, schoss der den nach mir,
 18 ich konnte zur Seite springen und der traf das Tor, da ist das, das Brett gleich
 19 draußen gewesen mit dem Hammer. Also, das sind schon, das sind schon
 20 Sachen gewesen. Nun, da hab' ich mit dem Vorsitzenden geredet, sagt er, den
 21 musste anzeigen, der muss rausgeschmissen werden. Und damals war, eine
 22 Entlassung war ja nicht denkbar, einen rauschmeißen, das gab's ja nicht, da war
 23 ja immer der Leiter dran schuld, also, du hast den Mann nicht richtig erzogen,
 24 anders gab's das nicht. Und ich dachte, nein, also, anzeigen tust'e den nicht,
 25 und da habe ich mir den unter vier Augen hergenommen, sage A., ich sehe von
 26 einer Anzeige ab, aber in Zukunft arbeiten wir zusammen, du unterstützt mich, ...
 27 nor. Und es ist tatsächlich so gekommen, das war dann der Beste, hä ((kurzes
 28 Lachen)). Nuja, oder ein Traktorist, da wurde ja viel Schicht gearbeitet, am Tage
 29 geackert, nachts weiter bis früh, Traktoren waren ja nicht genug da, und, da
 30 mussten oftmals Schare gewechselt werden am Pflug und da habe ich mich mit
 31 unter den Pflug gelegt und die Schare mit gewechselt. Und es war abends, in so
 32 einer Senke, das war ziemlich weit draußen, bei den T.er Feldern zu, schraub'
 33 ich, auf einmal steht der Traktorist über mir, der hatte so einen großen Schrau-
 34 benschlüssel in der Hand, sagt er: du Schwein, wenn du dich nicht änderst, ich
 35 erschlag dich. Ja, das war so einer, der immer mehr aufgeschrieben hat, als, als
 36 sie überhaupt gemacht haben und der kam auch mal und sagte: pass mal auf,
 37 wir machen das so, wir machen halbe-halbe, was wir mehr aufschreiben,
 38 [l: mhm] das teilen wir uns, nor, du sollst auch was davon haben. – Du musst ja,
 39 musst ja dann den Kopf hinhalten, das wäre ja das Schlimmste gewesen, was
 40 ich im (..) hätte machen können. Ja, ... was wäre noch aus dieser Zeit? ...

41 I: Da würde ich noch ein paar Fragen stellen, ..

42 W: Ich habe vielleicht ein bisschen durcheinander erzählt ..

43 I: Das ist ok. – und zwar, als sie
 44 hierher kamen, war ja auch noch Ihre kleine Schwester mit, wie hat denn Ihre
 45 Mutter das alles gemanagt?

1 *W: Das Problem war ja schon auf der Flucht,*
2 *[l: mhm] nor, die hatte, hatte nun nach 14 Tagen keine Milch mehr. Nun ist sie*
3 *immer zum Bauern gegangen, betteln, Milch betteln. [l: mhm] Die hat die dann*
4 *gekriegt und am Tage über konnte sie die Milch ja nicht wärmen und der Kleinen*
5 *aller, ich weiß nun nicht, alle zwei, drei Stunden geben. Dass die die Milch warm*
6 *kriegte, nor, da hat die sich zwischen ihre Brüste, hat die die Milchflasche ge-*
7 *klemmt, [l: mhm] hat sich was drumrumgebunden, dass die Milch warm wurde.*
8 *Und so hat die auch die Windeln getrocknet. Müssen sie sich mal überlegen,*
9 *[l: mhm] was so eine Frau macht, wenn so ein kleines Kind da ist, ja, und und*
10 *die Schwester hat's ja überlebt, die wohnt hier vorne, die meisten in dem Alter*
11 *haben das nicht überlebt, die Kinder, die, die haben die dann als gefrorenes*
12 *Päckel einfach an den Straßenrand geschmissen. Beerdigungen waren ja auch*
13 *nicht. Und hier, unsere Mutter, die hat, die hat natürlich mal die Nerven verloren,*
14 *noch in K., da hat sie gedacht, den Vater, den haben die Russen mitgenommen,*
15 *sonst wäre er da, was wollen wir überhaupt noch hier, da ist die mit uns auf*
16 *eine Brücke gegangen, ich habe die aber noch nicht gefunden, welche Brücke*
17 *das war, sie sagt, es wäre eine hohe Brücke gewesen. Und, und unten war,*
18 *war ein kleiner Fluss, aber die Steine waren höher wie der Fluss war, das Was-*
19 *ser machte so durch die Steine durch, und das hat sie, hat sie dann die Kleine*
20 *genommen, mich und meinen Bruder, und ist auf die Brücke und hat dann ge-*
21 *sagt, also passt auf, wir machen das so, erst schmeiß' ich den Martin runter und*
22 *dann den Hanno und ich spring mit der Puppe hinterher. Und da hat der, hat der*
23 *große Bruder von mir, der hat gesagt: machen wir nicht, machen wir nicht, die*
24 *anderen leben doch auch, die anderen leben doch auch. Und da ist sie wieder*
25 *umgekehrt, mit uns. Also, das war der nicht leicht gefallen, nor. [l: mhm] Und*
26 *hier, wo wir dann –... die Lehrerfamilie – wenn sie Holz sammeln gegangen ist in*
27 *den Busch – die Lehrerfamilie, die haben die Kleine behalten. [l: mhm] Und der*
28 *achtjährige Bruder, der musste auch öfter auf die aufpassen, also da, da gab's*
29 *nichts. Und während der Flucht war's schon so, wir waren in dem Jagdwagen,*
30 *aber der Mutter ihr Bettzeug und was sie so hatte, das war auf der Schwieger-*
31 *mutter ihrem Wagen, und die waren abends immer woanders, [l: mhm] da*
32 *mussten die abends immer hin- und herrennen, die kamen nie zusammen in ein*
33 *Quartier und in der Zeit musste mein Bruder immer auf die Kleine aufpassen, da*
34 *war der dort, und das hat der gemacht, nor. [l: mhm] Ja, und hier waren dann*
35 *die Lehrersfrauen, und dann war meine Großmutter mit da, also die Kleine ist*
36 *aufgewachsen, hat nie Probleme gegeben, nor. Ein großes Problem war für mei-*
37 *ne Mutter, als ... das Haus in Bau war, da war (das noch nicht ?) fertig. In dem*
38 *Jahr ist mein Bruder gestorben. Mit elf Jahren, der war aber zuckerkrank und*
39 *das hat keiner gewusst damals, das haben die nicht feststellen können. Und im*
40 *Gegenteil, der hat, der hat ... Dem war alles nicht süß genug. Und wenn Insulin*
41 *fehlt, da schmeckt man das Süße nicht, weil das Blut ja süßer ist, da wird ja der*
42 *Zucker nicht genug abgebaut, nor. Und da hat der immer noch zwei Esslöffel*
43 *Zucker rein gekriegt in jedes Trinken und und die Mutter hatte mal Äpfel ge-*
44 *kauft. Es gab ja gar keine. Ich durfte keinen Apfel essen. Ein Korb Äpfel für den.*
45 *Und wie der reingebissen hat, das weiß ich noch genau: die schmecken doch*

1 gar nicht, die sind doch so strohig. Also kam auch noch ein Teelöffel Zucker
 2 drauf. Und, und da haben wir ihn dann richtig mit Zucker vergiftet, nor. Und da
 3 ist der gestorben. Das war sehr schlimm, nor. Naja und dann sind wir hier raus
 4 gekommen. Die Kleine musste ich dann immer im Kindergarten raus holen. In
 5 Kn. gab's ja einen Kindergarten, wo wir noch dort gewohnt haben. Und da hat-
 6 te ich die jeden Tag, mein Essen stand immer in so einer Röhre, wenn ich von
 7 Sd. aus der Schule kam, also, da war ich sechs Jahre oder sieben. Mein Essen
 8 gegessen, die Kleine aus dem Kindergarten geholt und dann sind wir Hand in
 9 Hand auf das Feld marschiert, hier. Da waren die Mutter, die Großmutter und
 10 der Großvater, nu. Bis wir dann hier waren, ich glaube, da ist die nicht mehr in
 11 den Kindergarten gegangen, da ist die mit auf dem Feld rumgekrochen. Wir sind
 12 so richtig im Dreck großgeworden, aber wir haben keine Allergie. ...

13 I: Hatten sie zu anderen
 14 Vertriebenen, die auch hier waren, besonderen Kontakt, hat der sich unter-schie-
 15 den von dem zu Einheimischen?

16 W: Ja, ja, jaja, in Schlesien war das
 17 so, ich war ja drei Jahre und das war ein kleines Dorf, also ich war überall zu-
 18 hause, ich konnte dort überall hingehen, und der Hanno war ich, nor, und der
 19 „Schmied“, das war damals so, die Meistern, der Schmied und der Hanno, der
 20 Martin ging dann schon zur Schule, mein Bruder, also, wir waren überall willkom-
 21 men, da sind wir in die Wohnung gegangen und haben uns mit hingesetzt, da
 22 waren wir überall zuhause. Und hier ist nun der Treck hergekommen, und das
 23 war hier dann zwischen den, zwischen den Einheimischen von damals, also zwi-
 24 schen den Umsiedlern, war das genauso geblieben. Also ich weiß, wir wohnten
 25 da in Kn. in dem Rittergut, und da war die Familie K., das war in, in Schlesien
 26 war das drei, vier Gehöfte weiter, haben die gewohnt, und die waren hier gleich
 27 daneben, da war ich genauso bei denen zuhause. Und, es hat sich ein Kontakt
 28 weiter erhalten, bis vor vier, fünf Jahren. Also, ich bin eigentlich schon in der Ge-
 29 neration, die die Leute von damals nicht mehr kennen oder nicht mehr gekannt
 30 haben oder nur vom Hörensagen kennen. Und da hat sich eine Gruppe gebildet,
 31 die D.er und da hat sich jedes Jahr einmal ein D.er-Treffen gegeben, in W., in
 32 der K. ((eine Gaststätte)).

33 I: Jetzt nach der Wende, oder gab es das zu DDR-Zeiten ...?

34 W: ... nein, nein, erst nach der
 35 Wende, da sind dann wieder welche in Schlesien gewesen, haben sich das
 36 angeguckt – da war ich aber auch schon vor der Wende, hab', habe mir das
 37 angeguckt, wie das dort ausgesehen hat – aber nach der Wende haben sich die
 38 Leute getroffen, aber ich kenn' die nun nicht, so ein Kontakt ist da nicht mehr
 39 zustande gekommen. Meine Mutter, für die war das immer ein Erlebnis, wenn
 40 die, wenn die wieder mit den Leuten zusammen war, nor. Aber das sind ja nun
 41 immer weniger geworden, die letzten Treffen waren dann so, dass dann teilwei-
 42 se die Kinder oder sogar schon die Enkel kamen, die kaum noch miteinander
 43 hatten, und das haben wir –... seit zwei Jahren machen wir das nicht mehr, denn
 44 die alten Leute können nicht mehr, die sind –... da gibt es nur noch ein paar, und
 45 meistens sind sie schon so behindert oder krank, dass sie das nicht mehr kön-

1 *nen. [I: mhm] Aber, das war, das war schon für meine Mutter war das ein Höhe-*
2 *punkt, die ist 95 gestorben, meine Mutter. ...*

3 *I: sie haben erzählt, als sie Ihre Frau kennen gelernt haben, dass deren Eltern*
4 *sie nicht anders behandelt haben als einen Einheimischen ...*

5 *W: Überhaupt*
6 *nicht, hatte ich überhaupt nicht den Eindruck, nicht ein negatives Wort ist da*
7 *gefallen ..*

8 *I: .. erstens weil sie Umsiedler waren und zweitens, dass sie weniger*
9 *Land hatten – das hat also keine Rolle gespielt?*

10 *W: Überhaupt nicht, nunja, es*
11 *war dann 1960 ja LPG, das war vielleicht ein bisschen anders, nor, und ich war*
12 *inzwischen Brigadier hier in dem Laden, und, also, bisschen was gekonnt habe ich*
13 *schon. Aber finanzielle Voraussetzungen (...) arme Schweine, wir hatten doch*
14 *nix. Und selbst, wo wir geheiratet haben, meine Schwiegereltern, die haben die*
15 *Hochzeit bezahlt und so weiter, aber, dass die uns hätten Reichtümer geben*
16 *können, das war auch nicht der Fall, nor. Also wir, wir konnten –... einmal in der*
17 *Woche haben wir uns Brötchen geleistet, das war sonnabends, beim Bäcker,*
18 *sonst war uns das zu teuer. Und da haben wir nun sehr sparen müssen. Und*
19 *als ich geheiratet habe, da verdiente ich 550 Ostmark und meine Mutter hatte*
20 *uns das Grundstück übertragen, hat die, das hat die schon damals gleich ge-*
21 *macht, notariell und alles. So, sie hatte freies Wohnen, freies Essen hier und da*
22 *musste ich an sie 100 Mark bezahlen und von den 450 Mark mussten wir nun,*
23 *mussten wir um die Runden kommen, wir zwei. Die Frau ging erst noch sau-*
24 *bermachen, die ist genauso Landwirt wie ich, aber war nicht in der LPG, die hat*
25 *anderweitig gearbeitet, bis unser erster, also das Kind geboren wurde. Aber da*
26 *mussten wir sehr sparen. Oder wo ich nach Lz. an die Uni gegangen bin, ach,*
27 *da kostete ein Tag sechs D-Mark, ((vermutlich ein Versprecher: eigentlich Ost-*
28 *Mark)) weil, ich musste dort ja irgendwo schlafen, und Internat war nicht. Wenn*
29 *wir –... zweimal im Jahr hatten wir zehn Tage in Lz. bei Auswärtsstudenten, da*
30 *wurden dann Seminare abgehalten, Prüfungen gemacht, und da mussten wir*
31 *uns privat unter, unterbringen. Ja, und da bin ich mit 100 Mark, mit 100 Mark bin*
32 *ich da losgefahren, und da kriegte die Wirtin schon 60, zehn Tage, oder neun*
33 *Übernachtungen 54, weiß ich nicht genau; so, und nun musste ich noch Mittag*
34 *essen, gab's in der Mensa und da haben wir natürlich dort, wie das so üblich ist,*
35 *Mittag immer wieder nachgeholt, wurde der Bauch richtig vollgemacht, dass man*
36 *abends nicht viel brauchte. Und was ich abends und früh brauchte zu essen,*
37 *das habe ich von zu Hause mitgebracht. Selbst die Kohlen haben wir mit hinge-*
38 *nommen, weil wir dort keine hatten. Wir hatten –... ich hatte ein Eckzimmer im*
39 *dritten Stock und da war nix mit feuern, nor. Und da war ein Kanonenofen drin,*
40 *und da wollten wir am Abend sitzen, da haben wir dann Kohlen dort mit hinge-*
41 *nommen. Wir hatten dann schon, wir waren zweie, da hatten wir dann schon*
42 *einen Trabant, und da war die Hälfte vom Kofferraum, das waren Kohlen, die wir*
43 *mitgeschleppt haben. Dann habe ich dort einen Antrag gestellt, da kriegten wir*
44 *... das war im letzten im letzten Jahr des Fernstudiums, war das so organisiert,*
45 *waren wir ein halbes Jahr dort, durchweg – da sperrten sie uns mit den Direkt-*

1 studenten zusammen – da habe ich dort einen Antrag gestellt und habe dann
2 einen Zentner oder anderthalb Zentner Kohlen konnten wir uns holen. Bin ich
3 mit dem Handwagen losgefahren ... ((ausführlicher Bericht über die Fahrt zum
4 Kohlehandel))

5 I: Sie haben erzählt, dass sie schnell eine leitende Funktion hatten
6 in der LPG, mussten sie dafür irgendwelchen Organisationen beitreten?

7 W: Also, es war folgendes: Ich war gar nicht so lange in der LPG, da wurde
8 ich in den Vorstand gewählt von der Genossenschaft. Und zwar gab's da ja die
9 Frauen- und Jugendquote. Und die Jugendquote – da fiel ich eben mit drunter,
10 da haben die gesagt, nuja, so blöd sieht er nicht aus, da erfüllen wir die Quote
11 – nicht weil ich so gut war. Weil ich eben ein Jugendlicher war, es gab noch an-
12 dere, wir waren mehrere. Und mich hatten sie halt dann in den Vorstand gewählt
13 und da war ich Vorstandsmitglied der LPG bis ...1990, [I: mhm] also das wur-
14 de ja dann immer größer der Laden, immer mehr, nor, und natürlich gab es da
15 Probleme mit, mit Organisationen, ich sollte zum Beispiel in die FDJ eintreten
16 und da gab's ja eine FDJ-Organisation [I: mhm] und ich bin auch nicht in die
17 Jungen Pioniere eingetreten. Das kann ich Ihnen vielleicht noch erzählen, das
18 ist ganz interessant gewesen. Wir hatten einen Lehrer, K. hieß der, war Genos-
19 se, und der wollte 100 Prozent Pioniere in seiner Schule haben. Und wir waren
20 aber drei in der Klasse, die hatten nee gesagt. [I: mhm] Und da hat er das – ich
21 weiß nicht wie viel, vielleicht ein halbes Jahr, fast ein halbes Jahr – hat der durch-
22 gezogen, wenn der kam, wussten wir schon, mussten wir aufstehen, mussten
23 jedesmal wenn wir Unterricht hatten, manchmal sogar zweimal am Tag, erklä-
24 ren, warum wir nicht oder dass wir nun eintreten in die, die Pioniere, wenn nicht,
25 warum nicht. Waren wir zu dritt. Nuja, erst hat mich das so aufgeregt, da hatte
26 ich schon immer Angst, wenn der kam und –... irgendwie wurde es einem dann
27 schon zur Gewohnheit und ich wusste, die Pioniere, FDJ, die Partei, die Roten,
28 das war noch von meiner Mutter her, da war mir so eine Antipathie drinne, kam
29 überhaupt nicht in Frage. Also, wir haben zu Hause den Londoner Rundfunk ge-
30 hört, da kriegten wir –... hat einer so ein altes Radio gebracht und da war dann
31 –... Montag Abend kamen die zwei Genossen – kennen sie das?

32 I: Nein

33 W: Nee, nur – von London kam eine Deutschsendung, das war nur montags:
34 die zwei Genossen. Und das waren zwei SED-Genossen, das war so satirisch
35 aufgebaut und die unterhielten sich immer über solche Probleme, die da so wa-
36 ren und die eben nicht logisch zu kapiieren waren, was im sozialistischen Staat
37 nicht funktionierte, das nahmen die so richtig auf's Korn und das Ende war dann
38 immer, ja, wieso soll ich denn das verstehen, ich bin ja nur ein naiver Zeitungs-
39 leser oder so was. Die Genossen (..) und da war meine Einstellung war immer
40 gegen den Staat. Sind wir nicht in die Pioniere eingetreten. Und immer wenn
41 der Kerl kam, mussten wir nun antreten und irgendwann wurde, wurde das dem
42 selber zu dumm. Wir hingen dann so in der Bank, mussten stehen und keine
43 Lust: Ach nee. Und dann hat der sich, hat der sich irgendwie selber zum Äppel
44 gemacht. Dann feixten die anderen schon immer, wenn wir dann so standen und
45 irgendwie hat er's dann gelassen, nor, und wir waren eben nicht in den Pionie-

1 ren. [l: mhm] Und ähnlich war es dann hier in der LPG, da sollten wir dann in
2 die FDJ eintreten. Da haben sie immer wieder geworben, aber so scharf gewor-
3 ben wir für die LPG selber – oder was ich Ihnen später noch zur SED erzählen
4 werde – haben sie die FDJ –... so stark beworben haben sie die nicht. Aber es
5 waren schon einige Versammlungen, wo ich als Vorstandsmitglied dann natür-
6 lich mit hinzugehen hatte und so weiter. Und da kann ich mich erinnern, da war
7 auch mal einer da, sagt er: Menschskinder, in der FDJ, ((pathetisch bis *)) da
8 kriegt ihr zusätzliche Informationen und da lernt ihr noch Allgemeinwissen, zum
9 Beispiel, weißt du, wie weit die Sonne von der Erde weg ist oder wie lange das
10 Licht braucht? (*) – Und da habe ich zu dem gesagt: Ja, 148 Millionen Kilometer
11 und nicht ganz acht Minuten. Das war mir geläufig, was der da brachte, da hat
12 er sich ein Eigentor geschossen, also, ich bin auch nie in der FDJ gewesen. Und
13 –... aber ich musste teilweise mit zu den Versammlungen gehen, als Vorstands-
14 mitglied der LPG, und, und eines Tages, ich war vielleicht zweiundzwanzig,
15 vierundzwanzig Jahre, da wurden wir beworben – da war eine Gruppe Leute von
16 der SED, mir unbekannte Leute waren in S. einquartiert, bei dem R. oben waren
17 die, und die hatten eine Liste, standen elf Personen drauf – hinterher habe ich
18 das alles erfahren – die waren alle in die SED zu werben, und bevor die nicht
19 alle elfe unterschrieben hatten, durften diese Leute nicht heimfahren, ((belus-
20 tigt)) mussten die hierbleiben, und ich stand auf der Liste drauf. Und, nunja,
21 da haben sie mich dann zur Mittagspause belegt und dann warteten sie schon
22 abends hier, wenn ich heimkam, da haben sie sich auch abgewechselt, haben
23 sie es ganauso gemacht wie zu LPG-Zeiten, ich sollte also in die SED eintreten.
24 Und ich habe immer gesagt, ich bin noch nicht fertig, naja, da muss ich noch
25 viel lernen und keine Zeit dazu. – Genau solche Leute brauchen wir, die noch in
26 der Entwicklung sind und die müssen ausgebildet werden unter der Führung der
27 Genossen und so weiter. Nunja, es ist schon lange her, aber in diesem Tenor
28 war das schon. Und, nun hatten alle anderen zehne schon unterschrieben und
29 ich war noch übrig. Und die waren ja nun –... ich weiß nicht mehr, wie viel Leute
30 das waren, die waren ja genug, die taten sich absprechen, (...) überall waren
31 die. Nun ging das einige Tage und das halten sie ja nicht mehr durch. Und da
32 war ich auf den Gedanken gekommen, ich könnt' in eine andere Partei eintre-
33 ten, da können sie nicht mehr. Und da bin ich mal abends um zehn nach Sd.
34 gefahren, da wusste ich, da gibts eine Ortsgruppe von der Bauernpartei. Und
35 da war ich mir sicher, dass die nicht so gravierend rot sind, nicht (so schlimm ?),
36 dass die eine Nummer kleiner sind als die SED. Gut, sie sind auch die Block-
37 flöten gewesen, aber insgesamt war's ja wirklich so. Und da bin ich abends um
38 zehn, der Mann lag schon im Bett, M. hieß der, habe ich dort geklingelt, da hat
39 der sich wieder angezogen und da haben wir uns hingesetzt und da sagt er,
40 das ist gar kein Problem. Tritt'ste heute in die Partei ein ((lacht)) zu uns. Und
41 da bin ich dann – da habe ich den Antrag unterschrieben, eingetreten. Und wo
42 die den nächsten Tag kamen, ich hatte ja die Quittung oder die Durchschrift, da
43 sag ich, ich bin in der Bauernpartei, das hat sich für mich erledigt. Und da hatte
44 es sich tatsächlich mit der SED für mich erledigt, nor. [l: mhm] Und nach der
45 Wende habe ich dann erfahren, dass –... da haben die das so gemacht, ... der

1 Kreisvorsitzende der Bauernpartei, S. heißt der Mann, der lebt noch, der wurde
 2 dann zur SED hinbestellt, zur Kreisleitung, und die hatten vorher, bevor von mir
 3 die Unterschrift kam, hatten die sich drauf geeinigt – ich weiß nicht, wo die die
 4 Namen her hatten, wahrscheinlich von den LPG-Vorsitzenden – der Jugendliche
 5 ist in die SED einzuwerben und jener in die Bauernpartei und der geht dorthin.
 6 Das war genau festgelegt, wo jeder hinzukommen hatte und ich war für die SED
 7 vorgesehn. Und da hat der müssen antreten und hat dort Ärger gekriegt und ...
 8 aber rausschmeißen aus der Bauernpartei oder so was, das gab's auch nicht,
 9 das war für mich dann gelaufen. Naja, gut, ich war dann halt in der Bauernpartei,
 10 nor, aber in die SED wollte ich nicht. Genauso war das ... eine Episode, 1953,
 11 der 17. Juni. Sagt ihnen der Termin was – ja?

12 I: Ja

13 W: Da sagt unsere Mut-
 14 ter, du, hier müssen wir was mit machen. Und da haben wir drei Tage keine
 15 Milch abgeliefert als kleine Bauern, haben wir die Milch an die Schweine gefüt-
 16 tert. Ja, dann hatten die das niedergemacht, das wussten wir ja vom Londoner
 17 Rundfunk, dass in Berlin die Panzer aufgefahren waren, da haben wir halt wie-
 18 der geliefert. Aber wenn Generalstreik gekommen wäre, da waren wir dabei,
 19 nor. [I: mhm] ... Aber ich bin ja dann in der Genossenschaft gewesen, und die
 20 Genossenschaft hat mir die Möglichkeit zum Studium gegeben und ich habe nie
 21 etwas bezahlen müssen, ich habe die Seminartage von der Genossenschaft voll
 22 bezahlt gekriegt, und habe dort auch jede Unterstützung bekommen. Das hätte
 23 ich mir wahrscheinlich als Privatbauer nicht leisten können, das Wissen aneig-
 24 nen können. Und der genossenschaftliche Gedanke – da stehe ich heute noch
 25 dahinter, aber nicht auf Zwang, das ist das Problem, nor. [I: mhm] Also, das
 26 was damals gemacht worden ist, die Leute mit dem Knüppel hier, in, in die LPG
 27 reintreiben oder 1952, wo die, ... die dann die Bauern getrieselt haben, dass die
 28 also in die Genossenschaft gehen sollten, die LPG gründen, oder verhaften und
 29 was da alles so gelaufen ist, nor, das, ... das hat doch mit Freiwilligkeit nichts
 30 zu tun und eine Genossenschaft ist doch ein freiwilliger Zusammenschluss von
 31 Leuten, die ein gemeinsames Ziel haben, [I: mhm] das ist doch der Genos-
 32 senschaftsgedanke. Raiffeisen, der hatte das als erster gemacht, nor, und das
 33 muss ja nicht nur im Geldwesen sein, das kann man schon machen. Und, und
 34 die Möglichkeiten, die, die ein kleiner Bauer hat, die hat ein größerer viel mehr,
 35 der kann das gar nicht nutzen, den wissenschaftlich-technischen Fortschritt,
 36 die Maschinen nutzen und so weiter. Lohnarbeit, das ist alles so ein Problem;
 37 Lohnarbeit, wenn sie einen größeren Betrieb haben und die Maschinen selber
 38 einsetzen können, das ist ganz anders. Wir hatten 3000 Hektar Land und ich
 39 war der zweite, der zweite Chef hier, also für die Feldwirtschaft verantwortlich,
 40 wissen sie, das arbeiten auf den großen Flächen, das ist doch viel, äh viel pro-
 41 fitabler, nor. [I: mhm] Und in jedem Industriebetrieb wird das gemacht. Interna-
 42 tional muss –... behauptet sich der, der die höhere Arbeitsproduktivität hat. Das
 43 stammt nicht, nicht – ohja, das stammt von Marx gar, diese Geschichte, eine
 44 Gesellschaftsordnung, die die andere ablöst, muss eine höhere Arbeitsproduk-
 45 tivität haben. Die haben wir als, als Sozialismus nicht gehabt, sonst wären wir

1 nicht untergegangen, wenn wir die höhere Arbeitsproduktivität gehabt hätten,
 2 hätten wir den Kapitalismus überflügeln können. So sind wir jetzt wieder Kapi-
 3 talismus, weil die, weil der Kapitalismus die höhere Arbeitsproduktivität hat, nor.
 4 Und so ist das in den kleinen Betrieben auch, jetzt erwarten die von den kleinen
 5 Bauern, die sollen alles öko machen, wo soll denn das Geld herkommen, wer
 6 soll denn das Geld verdienen? Das, was jetzt öko gemacht wird, das ist doch
 7 –... das stimmt doch gar nicht, die Leute, die kriegen Fördermittel in jeden Grö-
 8 ßenordnungen, und wenn sich das selber tragen müsste, wäre das international
 9 überhaupt nicht konkurrenzfähig. Da vertuschen wir etwas, da tun wir den Wett-
 10 bewerb verzerren, nor. [I: mhm] Aber gut, das ist meine Meinung, also ich bin
 11 der Meinung, wenn eine Genossenschaft, die auf freiwilliger Basis funktioniert
 12 – das ist etwas, [I: mhm] die hat Zukunft, und die hat auch Arbeitsproduktivität.
 13 Wo die Leute alle selber Miteigentümer sind und mitarbeiten und am Gewinn
 14 und am Verlust beteiligt sind, das ist doch etwas, nor. [I: mhm] ...

15 I: Haben sie
 16 hier etwas von unterstützenden Ausschüssen erlebt, es sollten 1946/47 Um-
 17 siedlerausschüsse eingerichtet werden in der Sowjetischen Besatzungszone zur
 18 Unterstützung der Umsiedler. ((Getränke nachschenken))

19 W: Da ist mir nichts
 20 bekannt, außer der VdgB. [I: mhm] Hier war das so gelaufen, VdgB, BHG, auf
 21 dem Grundstück, das meine Mutter dann hatte, stand eine riesengroße Scheu-
 22 ne der Rittergutsschäferei, [I: mhm] die wurde nicht mehr gebraucht. Und die
 23 Scheune wurde dann abgerissen, da wurden –... aus dem Holz wurden drei
 24 Neubauern mit unterstützt, unser Haus hat teilweise solche Balken, zwei ande-
 25 re Häuser noch im Dorf, und der BHG-Schuppen, der dann gebaut worden ist,
 26 wo jetzt die Gemeinde drin ist, da haben die – ich weiß nicht – da haben die
 27 Werkstätten, [I: mhm] dort haben die den ersten Dünger gelagert und verteilt,
 28 der wurde ja dann zentnerweise mit Säcken abgeholt, hier, wo der erste Dünger
 29 kam, und dann war die VdgB, BHG, die haben sich –... das waren Leute aus
 30 dem Dorf, die haben dann organisiert, was an landwirtschaftlichen Maschinen
 31 da war, [I: mhm] zum Beispiel wurde dann von der MAS eine große Dreschma-
 32 schine betrieben, da haben die Leute dann auf den großen Dorfplätzen irgend-
 33 wo, [I: mhm] beispielsweise Schäferei Kl. ihre Häufchen Getreide hingefahren,
 34 irgendwann kam dann die Dreschmaschine, wurde mit einem Traktor angetrie-
 35 ben, und da haben die dort ihr Zeug gedroschen. Das, das haben die dann für
 36 die organisiert, die keine Maschinen hatten.

37 I: Aber gab es direkt Unterstützung für
 38 die Vertriebenen, zum Beispiel von der Volkssolidarität?

39 W: Es gab den Such-
 40 dienst vom Roten Kreuz, [I: mhm] da hat meine Mutter auch suchen lassen,
 41 ohne Ergebnis, aber eine direkte Unterstützung für die Umsiedler wüsste ich
 42 nicht. Die Neubauernkredite, die mit den sagenhaften Konditionen, den haben
 43 aber auch die Leute gekriegt, [I: mhm] die landarme oder landlose Bauern wa-
 44 ren. Nu, aber speziell für Umsiedler kenne ich nichts.

45 I: Und wie ist das mit dem

1 Hausrat geregelt worden? Mussten sie warten, bis sie etwas verdient hatten
2 oder ist da etwas aufgeteilt worden?

3 *W: Nee. meine Mutter hatte bissel was*
4 *mit, ein paar Töpfe, Quirl, und so ein paar Grundvoraussetzungen und dann*
5 *haben uns Leute aus, aus der Nachbarschaft, die haben uns was gegeben. Also*
6 *unser erster Christbaum, an dem Heiligen Abend, wo wir hier eingezogen sind*
7 *– da hatte ich vergessen, dass Heiliger Abend war – das war ja völlig Nebensache,*
8 *[l: mhm] da hat der Großvater dann einen Baum aus dem Busch gebracht,*
9 *den hat der hier draußen irgendwo geholt, ein paar Latten zusammengenagelt*
10 *und da waren fünf Kerzenständer, weiß ich noch ganz genau, die hatten sie von*
11 *der Frau H. bekommen, und fünf Kerzen dazu, weil wir doch keine Kerzen hatten.*
12 *Aber die haben wir bloß mal kurz angebrannt, und dann brannte bloß noch*
13 *eine, weil wir ja sparen mussten, [l: mhm] aber die Kerzenhalter, die hat uns die*
14 *Nachbarin gegeben. [l: mhm] Oder wenn wir einen Hammer brauchten, mussten*
15 *wir halt erst mal kaufen, [l: mhm] der war nicht da, ... oder eine Säge oder*
16 *was. Meine Mutter, die hat Holz gesammelt nach der N.-Mühle, da ist die dort*
17 *runtergegangen mit einem geborgten Beil und da hat sie auch nur das trockene*
18 *– sie hat mir versichert, sie hat nur das getrocknete geholt – weil sie ja schon*
19 *Angst hatte, dass jemand kam und sie –... dass sie da Ärger kriegt. Da hat sie*
20 *sich vom Nachbarn ein Beil geborgt, weil sie selber keins hatte, von B. in Sd.,*
21 *da waren wir noch in dieser Schule, und ist Holz sammeln gegangen, und da sie*
22 *die Äste oftmals nicht tragen konnte, weil sie zu lang waren, hat sie sie eben so*
23 *zurechtgehackt, dass sie sie in ein Bündel brachte, und da ist der Schlossmüller,*
24 *der hieß M., und hat sie angeherrscht, und hat ihr das Beil weggenommen,*
25 *sie soll sich ja nicht wieder dort blicken lassen. Sagt sie, da hat sie so einen*
26 *Schreck gekriegt, da hat sie sich in die Hosen gemacht. Das Beil war weg, und*
27 *das war geborgt; ob der B. das dann von dem wiedergekriegt hat, na das weiß*
28 *ich nicht, denn die kannten sich ja. [l: mhm] Aber so der Hausrat, da war schon*
29 *nicht viel da. Und 1959 hatten wir Geld, also ein bissel, die Mutter hat wieder*
30 *was gespart, da wollen wir einen Schweinestall anbauen, das war also kurz*
31 *bevor die LPG kam, und da sagte unsere Mutter, weißt ihr was, es sieht alles so*
32 *nach Kolchose aus, guck dir die Russen an, dort ist alles Kolchose. Und wir bauen*
33 *dieses Jahr den Schweinestall noch nicht, wir wollten da hier draußen noch*
34 *was anbauen, unser Viehzeug wurde immer mehr. Und, und es gedieh auch, wir*
35 *kaufen uns erst mal paar Möbel, Möbel für eine Bauernwirtschaft, das brauchte*
36 *man eigentlich nicht, wir hatten bis dahin noch das Zeug, das uns die Leute*
37 *gegeben hatten. [l: mhm] Die, die so –... die Leute – Stühle von der Schule,*
38 *weil der Lehrer sagte, wir haben nicht mehr so viele Kinder und ihr braucht die*
39 *dringender als wir. So, da hat unsere Mutter dann ein Buffet gekauft, das ist in-*
40 *zwischen nicht mehr da, und ein Sofa mit zwei Sesseln, das war dann das erste,*
41 *was wir an Möbeln selber gekauft haben. Küche war noch die alte, da haben wir*
42 *später noch eine gekauft, aber da wurde kein großer Wert drauf gelegt. [l: mhm]*
43 *Betten hatte meine Mutter von H.s bekommen, da war ein Mann da, der war ein*
44 *bissel behindert, und für den hatten die Alten, die Eltern, von den L., die hatten*
45 *da schon Aussteuer, jede Menge, und da war eine komplette Schlafstube da,*

1 die brauchte der gar nicht, die hat die Frau H. meiner Mutter gegeben. Schöne
2 Eichenmöbel, ganz dolles Zeug, [I: mhm] und da hatten wir eine Schlafstube.
3 I: Wissen sie, ob das freiwillig war?

4 W: Das war freiwillig, völlig freiwillig, das hatte
5 mit Staat oder organisiert nichts zu tun, nichts. Oder den ersten Küchenschrank,
6 den wir dieser Frau B. gekriegt hatten, wo wir dann in Kn. die Wohnung hatten,
7 da, das war ein kleiner Küchenschrank, den hat die uns gegeben, weil meine
8 Mutter bei denen immer Kartoffeln lesen gewesen ist. ... Das hatte sich rumge-
9 sprochen, dass die Frau arbeiten kann und da haben die die dann so zu Feldar-
10 beiten geholt, wenn die so Schwerpunkte hatten. [I: mhm] Kartoffeln lesen, wie
11 das früher ging, das wissen sie noch?

12 I: Jaja, ich bin auch auf dem Land aufgewach-
13 sen.

14 W: Und da holten sie unsere Mutter dazu. Da ging die reihum, und
15 kriegte dann einen Korb Kartoffeln, als, als Belohnung, Bezahlung. Und die Frau,
16 die haben das bestimmt gewusst, und die haben ihr dann den Küchenschrank
17 gegeben, das war so ein Ding hier, dunkelgrüne Scheiben, da sah man nicht,
18 dass wir bloß zwei Tassen drinnen stehen hatten, oder dreie ((lacht)), nor ...

19 I: Wie haben sie die Kirche wahrgenommen, hat die sich für die Vertriebenen
20 stark gemacht?

21 W: Doch doch, die Kirche war da. Und und meine Mutter und ich,
22 wir sind regelmäßig zur Kirche gegangen und ich bin heute noch dabei. Und ich
23 bin auch Bläser, ich blas' Posaune, von meinem dreizehnten Lebensjahr an. Und
24 die Kirche, ja die waren aktiv, aber Geld oder irgendwas, war ja da auch nicht zu
25 erwarten.

26 I: Die haben sich eher um das seelische Wohl gekümmert? Aber die
27 sind auf sie zugekommen?

28 W: Ja, ja, nu, die waren da, waren schon da, ich
29 habe die Kirche ... – hier kommen keine Namen? –

30 I: Nein, nein.

31 W: Bei den
32 L.s, wo wir damals gewohnt haben, war ein sehr schöner Betrieb, 16 Hektar,
33 (...) sauber der Hof, auf dem Hof auch Rasenflächen, Gänge dazwischen, die
34 ordentlich gekehrt und gefegt wurden, nur auf diesen Gängen wurde gelaufen,
35 oder der Wagen kam eben immer einen bestimmten Weg lang. Großes Hoftor,
36 heute noch, immer verschlossen und, und mein Mutter, die hatte die Fenster
37 dann, die der Herr L. ihr gegeben hatte, nach dem Tor, nach, nach der Dorf-
38 straße raus und nach dem Hof und dort kamen viele Bettler, das weiß ich noch.
39 ((spricht zunehmend leiser, bis *)) Wenn die an das Tor gepocht haben, habe
40 ich dann zum Fenster rausgeguckt, Mama, da, da ist wieder einer. Aber das Tor
41 ging nicht auf, das war zu. Und dann hatte meine Mutter 'ne gekochte Kartoffel
42 oder Stückel Brot runtergeschmissen, das waren oftmals Leute, die bloß noch
43 ein Bein hatten, [I: mhm] die machten mit so einem kleinen Beutel machten die
44 dann nun mit ihren Krücken fort, oder es war der Arm ab oder so was. Aber der
45 Pastor von W., der konnte hinten rein, und der ging mit zwei Taschen. [I: mhm]

1 *Das, nur –... und wir Kinder, ich war damals vier Jahre, wir durften nicht auf das*
 2 *Gras im Hof laufen, das [I: mhm] gab's nicht, und von wegen – da war eine*
 3 *Kirschallee hinten raus, die – riesenhafte Bäume waren das, also, und herrliche*
 4 *Kirschen – von wegen mal ein paar Kirschen – nichts. Da war die Oma da und*
 5 *wenn der junge Mann, der also den Ochsen nutzte – inzwischen ist er ein alter*
 6 *Mann, lebt aber noch – wenn der nicht da war, da kam die Oma ganz schnell,*
 7 *brachte uns zweien eine Schüssel Kirschen – aber, aber nichts sagen und dann*
 8 *war sie wieder weg. ((*)) Ja das –... aber das hat mit den Umsiedlern nichts zu*
 9 *tun, wir waren eigentlich unnütz, nor? Eine Frau mit drei Kindern, wozu war die*
 10 *denn da, nor? Die brauchte man nicht. Der Ochse war wichtiger. [I: mhm] ... Ja,*
 11 *und ich habe selber gesehen – schalten sie mal aus. ((lacht — Tonbandaufnahme*
 12 *unterbrochen))*

13 I: Also, haben sie die Kirche relativ ambivalent erlebt?

14 W: Ja, nur
 15 *klar, der Pfarrer hat auch für sich selber gelebt, der hat sich eben seins geholt,*
 16 *das war der von W., wie der Mann hieß, weiß ich nicht, ich habe den auch nie*
 17 *groß kennen gelernt, aber da sagte meine Mutter dann, das war, war der Pfarrer,*
 18 *der ist wieder mit zwei Taschen weggemacht. Der konnte von hinten rein, über*
 19 *die Felder kam der von W., und da kam der, das weiß ich, und die Bettler, die*
 20 *kamen auf der Dorfstraße, und da war diese Tor, verriegelt und verrammelt, da*
 21 *gabs nix, für die Leute ... Und für solche Leute hatte meine Mutter ein Herz, da*
 22 *–... wenn Mittag war, da hatte die, da hat die die – oder wo wir denn hier waren,*
 23 *da kamen die genauso – da hat die die mit dazugeholt, da gab's eben mal bissel*
 24 *Griesbrei oder so was.*

25 I: Mhm, da haben sie die Bevölkerung also teilweise als
 26 ziemlich hart erlebt, hartherzig?

27 W: Ja, nu-klar, nunu ...

28 I: Die, die sie viel weni-
 29 ger hatten, waren viel groß .. ((W. unterbricht))

30 W: Öfter, ja das stimmt, das stimmt, und da weiß ich aus eigenem
 31 *Erleben, wenn die dort an das Tor pochten, da zuckte sich nichts, ((sehr leise +*
 32 *kalt)) gar nicht war da. Selbst wenn die über den Hof liefen und die hörten das*
 33 *ja dann, nur, wenn die gerade auf dem Hof waren. Und unsere Mutter, die hatte*
 34 *eben gerade ein paar Kartoffeln gekocht, [I: mhm] da hat die eben eine Kar-*
 35 *toffel runtergeschmissen, nor. [I: mhm] ...4... Da war da nix mit Rente für die,*
 36 *die da bloß noch ein Bein hatten, (..) entweder kamen über die Runde oder die*
 37 *gingen drauf. [I: mhm] Und was anderes war da nicht. ...5... Aber das wurde ja*
 38 *dann weniger mit der Zeit. Aber ich kann mich erinnern, auch wo wir hier waren,*
 39 *sind noch Bettler gekommen. ...10...*

40 I: Gut, dann möchte ich mich bedanken
 41 für das Interview, meine letzte Frage, wie empfanden sie die Befragung, war das
 42 noch mal schwierig für sie?

43 W: *Überhaupt nicht, weil ich mich damit jetzt befasst*
 44 *habe, ich habe das alles ein bisschen aufgeschrieben, auch das, was meine Mut-*
 45 *ter mir von ihren Eltern berichtet hat, wie zum Beispiel meine Großmutter, wie*

1 *die geheiratet hat und so weiter. Was damals noch so für Gepflogenheiten gab,*
2 *[I: mhm] nor, das ist ja heute undenkbar. Aber das gehört jetzt nicht mehr hier*
3 *dazu. Wenn es sie interessiert, kann ich ihnen das noch erzählen. Meine Mutter*
4 *hat mir ja alles erzählt ...*

5 *I: sie hatten ja wahrscheinlich ein ganz gutes Verhältnis zu*
6 *ihrer Mutter.*

7 *W. Ja, ja wir haben immer geredet ...*

8 *I: Na, dann mach ich hier mal*
9 *aus und sie erzählen mir noch so ein bisschen.*

Transkription des Interview 4 mit

Frau Greta Krämer

I: Interviewerin

K: Greta Krämer

1 I: Ich möchte sie bitten, zu erzählen, wie sie ihre schlesische Heimat verlassen
 2 mussten und sie hier in Sachsen ankamen; wie sie hier von den Einheimi-
 3 sche aufgenommen und sich eingelebt haben. Wie das Miteinander war, ob
 4 sie sich als Flüchtlinge mit den Einheimischen zusammengefunden oder oder
 5 nicht, ihre ganz persönlichen Erfahrungen – wie das alles so nacheinander
 6 gekommen ist – ich will sie nicht unterbrechen in der Zeit. Ich würde mir bissel
 7 was aufschreiben und sie noch mal nachfragen.

8 *K: Na, bei mir geht es so, weil*
 9 *ich doch die drei Kinder hatte, die wurden ja unterwegs, die Zwillinge, zwei*
 10 *Jahre und die Hanna, die war ja erst sechs Monate und da habe ich eben so,*
 11 *ich will einmal sagen, andere, die wissen dann genau, wie wir gefahren sind,*
 12 *nicht wahr, wir wissen wohl, wo in D. damals der Angriff war, da waren wir*
 13 *gerade vier Tage unterwegs, niwa, und dass da Leute von D. kamen, dass wir*
 14 *–.. das habe ich mir gemerkt, aber ich weiß nicht, wo wir – den Ort, weil ich ja*
 15 *und meine Mutter so viel mit den Kindern –.. wir sind doch in so einer Kutsche*
 16 *gefahren, aber ich kann ja erst mal von vorne anfangen.*

17 I: Genau, von zu Hau-
 18 se ein Stück

19 *K: Es war so, das war der achten Januar, das war –.. da kamen, hatten*
 20 *die Russen den Durchbruch und kamen in Schlesien, also hier in Nieder-*
 21 *schlesien – da war die Oder und das war so ein großer Grenzfluss, der floss*
 22 *ja von Oberschlesien ganz durch Schlesien durch, niwa, und dort kamen die*
 23 *Russen, die Front zum Stehen und da kam das erste Mal der Befehl wegen*
 24 *Fortmachen, dass die alle wegmüssen und da sind auch –.. aber da ist ja nie-*
 25 *mand gefahren, weil wir, wir haben ja nicht gedacht, dass wir mal fortmüssen.*
 26 *Und dann sind aber 14 Tage später –.. wurden dann doch die Frauen mit den*
 27 *Kindern evakuiert, niwa, die wurden auf Lastwagen –.. schon weiter rein hier*
 28 *nach R. hier, das war unsere –.. dorthin sollten wir flüchten, niwa, aber wo wir*
 29 *dort waren, da hatten die schon den Räumungsbefehl, da packten die schon,*
 30 *da ging das eben weiter. Und hier, dann kam, da sind niemand gefahren, bloß*
 31 *die Frauen, aber ich konnte ja mit den Kindern nicht mitfahren, die Zwillinge*
 32 *zweie und, und dann die Hanna, ein halbes Jahr, wir haben ja, weil ich – das*
 33 *muss ich noch sagen, weil, wir haben 42 geheiratet, aber ich bin bei meinen*
 34 *Eltern noch zu Hause geblieben, mein Mann, der war ja dann später, eigent-*
 35 *lich hätte er nicht müssen in den Krieg, er hatte mit 16 Jahren eine chronische*
 36 *Mittelohr –.. der war ausgemustert, aber dann wurden die ja auch alle –.. da*
 37 *hat er eine Ausbildung gehabt und kam nach Russland, niwa. Und da war ich*
 38 *ja mit meinen Kindern zu Hause, das war ja, wie man so sagt ((mit Lächeln*
 39 *in der Stimme)) ein Pech, dass ich hier Zwillinge hatte und knapp anderthalb*
 40 *Jahre später war ich dann wieder verfallen, wie es dann eben war –.. mein*
 41 *Mann war dann, wo die Zwillinge kamen, lag er in Wien im Lazarett, weil er*
 42 *eben mit dem Ohr das hatte, eine chronische Vereiterung, und das wurde*
 43 *dann immer schlimmer, niwa; jedenfalls kriegten wir den Räumungsbefehl;*
 44 *dann am achten Februar war der Russe durchgebrochen. Und da kam früh*
 45 *um zehne schon die Wehrmacht, unsere deutsche Wehrmacht, mit den Pan-*

1 zern und alle schon durch unser (...) Und jetzt, ... wir, meine Eltern, die hat-
2 ten ja 30 Hektar, wir hatten ja vier Pferde und da ist mein Vater –.. da hatten
3 wir einen Landwehr-Jungen, der war vom Rheinland, das war ja früher so,
4 die mussten das Landjahr machen, die Kinder, niwa, und da war der bei uns
5 gewesen, machte sein Landjahr, denn wir hatten ja einen Polen und einen
6 Russen, ja, der war aus der Ukraine, weil wir vier Pferde hatten, und meine
7 beiden Brüder, die ja noch zu Hause waren, die waren ja eingezogen, und
8 da kriegten wir dort einen Russen und dann noch zwei polnische Mädels; wir
9 hatten ja 13 Kühe, 20 Stück Rindvieh, niwa, und die beiden Mädels waren von
10 Polen, aus Ke., die eine, die sprach etwas deutsch, das war ja für uns güns-
11 tig. Die eine hatte Strickerin gelernt, und die andere hatte noch gar nichts
12 – die war so 18 Jahre, die sagte, Frau Krämer, ich hatte eine Stiefmutter, die
13 hat immer gesagt, Tante E., lass nur, du kannst noch genug arbeiten. Das
14 war so –.., aber die waren eben wirklich gute, das ist ja nicht so –.. wir hatten
15 zusammen am Tisch gegessen und alles, und dann kam der Befehl, da muss-
16 ten die bei uns in der Küche, und wir hatten nebenan eine Stube und großen
17 Tisch, niwa, da haben wir ja zusammen gegessen, weil früher waren ja die
18 beiden Brüder da und da hatten wir ja zwei andere Mädels, aber die waren
19 eben auch –.. durch den Krieg hatten die gekündigt und waren eben bei uns
20 weggegangen und da hatten wir dann die beiden Polenmädels. Nuja, und jetzt
21 kam der Befehl, dass wir eben auch fort mussten und da hatten die einen Wa-
22 gen und da hat ja der Vater –.. für die vier Pferde hatten die ja müssen Hafer
23 mitnehmen und dann hatten die auch so Gebinde Heu und alles, wenn wir
24 nun unterwegs nichts hätten gehabt, nicht. Und dann haben sie das alles hier
25 auf den einen Wagen –.. und dann brachten einige Leute noch so Säcke, die
26 hatten Sachen reingetan, mein Vater hatte auch hier eine Schwester dort mit
27 dem Manne, die waren aber auch schon über 60 und die sind nicht mitgekome-
28 n, die sind zu Hause geblieben, niwa. Und auf den anderen Wagen haben
29 wir dann von uns noch Zeug aufgeladen und dann hatten wir 'ne Kutsche, das
30 war doch früher so, wie jetzt so die Brautkutschen, aber die waren ja schwarz,
31 und mit dunkelgrünem Tuch ausgeschlagen, so rückwärts, das war alles so
32 abgepolstert und auf dem Rücksitz, wo vorne der Kutscher saß, da war so
33 ein Rücksitz und dort hatten wir den –.. dort wo die Hanna drinlag, die war ein
34 halbes Jahr, niwa, das war gerade, dass die noch in den großen Wäschekorb
35 – früher die viereckigen –.. dort saß dann noch die Emmi daneben und rück-
36 wärts, da waren solche großen Polster, das war der beste – dort fuhren immer
37 die Brautleute, da habe ich mit der Mama rückwärts gesessen, die Siegrun
38 war immer ein bisschen zärtlicher, also noch ein bisschen furchtsamer als die Emmi,
39 die Siegrun neben uns, also die Mama und ich und so sind wir –.. und dann
40 hatten wir einen Nachttopf mit – und die Kinder, nuja, die hatten wir zu Hause
41 so schon ganz schön abgerichtet, niwa, die wussten genau, also pullern und
42 so –.. wenn die noch nicht wären sauber gewesen, da hab' ich manchmal so
43 gedacht: mit zwei Jahren –.. wenn wir sagten: wollt ihr pullern – jaja, jetzt wird
44 gepullert. Na, vor allen Dingen unterwegs, dass die –.. niwa, und wenn sie
45 bloß gepullert hatten, da haben wir die Tür aufgemacht und rausgegossen,

1 aber wenn sie mal groß hatten, wir hatten ja einen Deckel, mussten wir war-
2 ten, wenn der Treck hat mal gehalten, niwa. Naja, da sind wir am achten Feb-
3 ruar in K. eben los und am achten März, da waren wir genau vier Wochen
4 unterwegs mit den Kindern – da kamen wir bis O. bei Z., das war entweder
5 drei oder fünf Kilometer –.. und dort war's alle, wo es weiterging nach W. und
6 so, war alles voll. Und in O. bei Z., dort haben wir eben –.. dort war unsere
7 letzte Station, dort ging's nicht weiter, niwa. Und dort war so eine kleine Land-
8 wirtschaft, die Leute hatten nur einen Ochsen, so zum Ziehen, die hatten kein
9 Pferd nicht, und der Mann war auch im Krieg, da hat dann auch mein Vater
10 bei der Frau –.. ich kann ihnen sagen: mein Vater, daheim vier Pferde und 20
11 Stück Rindvieh und dort musste er mit dem Ochsen –.. er war ja nun auch
12 65, das ganze Leben gearbeitet, niwa und dort, da tat er eben der Frau auch
13 helfen, er hätte ja auch gern den Pflug genommen, nein, den tat sie halten,
14 und der Opa, niwa, und ich muss mit dem Ochsen –.. ((mit Lachen in der
15 Stimme bis *))die sind doch so störrisch, als wenn man Pferde nimmt. Und
16 das hat ihn immer so geärgert (*). Ja, was wollt' er denn machen, wir wohnten
17 dort und die hatten eben –.. da war noch – wie man sagt, so ein kleines Haus
18 – was, wo früher die alten Eltern reinzogen, aber dort war unten, war ja auch
19 noch eine Stube, aber das war alles mit Gerümpel vollgestellt und wir muss-
20 ten die Treppe hoch und da oben eben eine Stube, da stand ein großes Bett
21 drin, da hat die Oma und der Opa drin geschlafen und mir ham – da hat sie
22 uns dann Stroh gegeben – da hatten wir uns dann auf der Erde das Stroh
23 hingelegt und da habe ich mit den Zwillingen – wir hatten ja ein paar Decken
24 und so mit, und ein Kopfkissen und ein Deckbett, niwa, da haben wir immer
25 gesagt, ein Kopfkissen und früher hatten wir immer noch so Unterbetten, das
26 blieb –.. und das haben wir eben nicht mitgenommen, wenn wir so über Nacht
27 gewesen, dann weiß ich noch, die erste Nacht vom 9. zum 10. Februar, da
28 hatten der Opa und die Oma, die hatten ein Bett gekriegt, aber hier der Jun-
29 ge, der sechzehnjährige, der Hansi und ich eben mit den Kindern und – naja
30 die Mama hatte ja in der Stube, da haben wir ja immer die Hanna, die blieb
31 ja immer in ihrem Wäschkorb, niwa. Und da haben wir auf der Erde gelegen,
32 aber ich kann ihnen sagen, ich konnte am anderen Tag – ich war so verstar-
33 rt, weil das so harte war, aber dann hat man sich eben dran gewöhnt, denn wir
34 hatten ja selten ein Bett, niwa, für die Oma und den Opa hatten wir meisten
35 ein Bett oder irgendein Sofa oder so.
36 Naja, das war eben unsere Flucht, bloß wenn ich soll sagen, wie wir da über-
37 haupt so gefahren sind, ich weiß bloß, wir sind doch mal einen ganzen Teil
38 auf der Autobahn dann, das war dann auf Z. zu oder irgendwo, bloß dann,
39 wenn Flieger kamen, da mussten wir eben sehen, dass –.. weil die doch
40 auch die Autobahn beschossen haben ... Wo wir in C. waren, da war den Tag
41 vorher großer Angriff gewesen, und die wollten uns schon einen anderen Weg
42 noch schicken, aber da mussten wir in C. –.. da haben sie gesagt, die tun uns
43 am Rande, ganz am Rande die Straßen –.. und dann kam so ein zwischen
44 zwölf und eins auch ein Luftangriff und da war in, in C. ein, der Dutzend-
45 teich oder was, und denken Sie, wir waren ja ganz rechts davon weg, und

1 da haben wir gesehen, dort haben die Bomben –.. da hattend die noch mal
2 am Tage nach dem großen Angriff auch C. noch einmal bombardiert. Und da
3 mussten ja alle – von der Polizei ... in die Keller, niwa, aber die Leute, die –..
4 manche hatten ja bloß ein Pferd am Wagen, weil wir ja die vier Pferde hatten,
5 der Hansi musste vorne bei seinen bleiben und der Opa fuhr von dem ganzen
6 Treck – ich weiß auch nicht, wie viel wir Wagen waren, das weiß ich gar nicht,
7 das Ganze kann man sich gar nicht vorstellen, wer's nicht mitgemacht hat,
8 niwa. Jedenfalls –.. da bin ich ja mit der Mama, wir haben gesagt, wir gehen
9 nicht in die Keller, wenn hier oben der Papa oder der Hansi, wenn die hier mit
10 den Bomben getroffen werden, wo wollen wir denn mit den drei Kindern hin?
11 Entweder gehen wir, niwa –.. so haben wir ja oft einmal den Tod vor Augen
12 gehabt. Da sind wir nicht mit in die Keller gegangen. Aber da wir in dem
13 Wagen die Fenster hatten, da haben wir gesehen, wie so die Bomben immer
14 runterfielen. Und da kamen die anderen Leute so alle aus dem Keller hoch,
15 aber der ganze lange Treck – die Kutscher, die Männer, die waren ja alle oft
16 draußen. Und das sagten wir, die Mama und ich, das war so meins gleich,
17 ich sag', Mama, wir gehen mit den Kindern nicht in die Keller, wir haben ja
18 dann niemanden, der uns fortbewegt. Da ist es doch besser, wenn tatsächlich
19 etwas passiert, da sind wir noch hier, niwa. Am 4. März, da wurden doch die
20 Zwillinge zwei Jahre ((lacht)), und da waren wir gerade auch in –.. und die Na-
21 men, das ist mir entfallen, weil ich ja nur auf die Kinder orientiert war. Das war
22 aber auch eine Landwirtschaft und dort mussten die Pferde in den Bergen
23 –.. die Eisen, da mussten die alle beschlagen werden. Und da war eben eine
24 Schmiede und da blieben wir – sonst sind wir ja abends hin und früh ging's
25 weiter – aber dort mussten wir, das werde ich nie vergessen, eben der vierte
26 März, und da sagte ich eben der Frau, ich sag', wir haben die Zwillinge: heute
27 sind die zwei Jahre. Und da war es so: wir hatten ja von zu Hause Butter, was
28 wir an Butter da hatten, das hatten wir ja uns mitgenommen, und auch das
29 Brot, was wir noch dahatten, weil wir ja selber gebacken haben, alle 14 Tage,
30 und da sage ich zu der Frau: wissen Sie, wir haben ja Butter mitgenommen
31 und die hatten wir in so einem Tontopf. So, niwa, da hält sie sich ja besser, so
32 zugedeckt. Ich sag', die fängt jetzt an, dass sie eben ranzig wird. Wenn Sie
33 uns könnten –.. Sagt sie, wissen sie was, ich backe ihnen eine Streuselku-
34 chen. Da hat die's Mehl und das gegeben, niwa, und Zucker, ich weiß nicht,
35 ob vielleicht auch Marken gegeben, die hatten wir ja auch was –.. die Leute,
36 die hatten ja auch nicht, durch den Krieg, jedenfalls hat die dort –.. da hatten
37 wir dort zum Kaffee, da konnten wir das mit den Zwillingen, naja der Papa und
38 der Hansi, die waren ja auch gerade Pferde beschlagen, niwa; ob da man-
39 che noch ins Nachbardorf gegangen sind, ich weiß ja nicht, und jedenfalls,
40 das war dann – das habe ich mir – weil die nun zwei Jahre geworden sind.
41 Nun, da kamen wir dort in O. an und da muss ich eben sagen, also die Frau
42 und die Tochter und die Kleine von der Tochter, die war so zwölf Jahre, die
43 war ganz verrückt in unsere kleinen Zwillinge, niwa, und das kleine Kind und
44 so. Und die haben – also da können wir nicht klagen, niwa, und da werd' ich
45 ihnen bloß sagen ((lacht)), und da waren wir dann dort oben, da war so ein

1 kleiner Ofen, bloß so mit vier Beinen, so ein viereckiger, das bisschen Kochen,
2 was wir so machten. Und da waren die beiden dann, vier Wochen später, da
3 waren die mal die Treppe runter, wir haben da gar nicht so Obacht gegeben,
4 ich sag', da sind die wohl alleine runter, ob die unten im Hofe sind. Nein, die
5 waren dort nicht im Hofe, bin ich rein, sag ich zu Frau K. sind die Zwillinge
6 hier, die haben wir gar nicht bemerkt, dass die hier die Treppe runter sind,
7 sagt sie, kommen sie mal rein, da saßen die in der Küche, hinter dem Tisch
8 auf der Bank, und da sage ich, was macht ihr denn hier – Luppie luppen, die
9 taten doch alles, wenn eine austreten ging, ging die andere, wenn irgendwas
10 war, die hatten eben immer alles das gleiche, niwa – und das sollte heißen:
11 Suppe suppen. Die taten so auf einer kleinen Mühle sich selber schroten, es
12 wurde ja alle vorgeschrieben, durch das Abliefern bei den Bauern und so, da
13 muss ich sagen, dort sind wir ganz freundlich aufgenommen worden. Und da
14 waren wir eben in O., und dort kam ja auch der Amerikaner, deswegen hatten
15 wir ja auch die Pferde erhalten. Bloß zwei Pferde – da kam im Anfang – also
16 wie war denn das? – im April, ja, da war doch wieder die Front stehengeblie-
17 ben, da gaben die von oben, dass von den Trecks, da sollten welche nach
18 Hause fahren, weil sie dort wieder einen Halt gemacht. Und dort sollte irgend-
19 wo, was weiter auf die Lausitz zu war, dort sollten irgendwie Felder bestellt
20 werden. Und es waren ja keine Pferde, die waren alle fort, und da musste
21 unser Junge, der Landwehrjunge mit den zwei Pferden – wir wollten das ei-
22 gentlich nicht – aber er wollte eben mit, er war ein großer, kräftiger Junge, er
23 wollte eben mitfahren und denken sie, unterwegs kam ein Fliegerangriff und
24 da ist er mit den Pferden ... ((stockt)). Gerade in dem Hof, wo er gehalten hat,
25 war eine Bombe runtergekommen und der Junge, und der war von D., niwa,
26 der hatte bloß eine Mutter und noch einen Bruder, und das äh, ... die hat dann
27 so getan, als wären wir Schuld gewesen. Aber er wäre, wurde ja dann auch
28 siebzehn, den hätten sie, wenn der wäre wieder zurückgekommen von dem,
29 wo sie sollten – die mussten ja alle wieder umkehren – dann tat ja der Russe
30 wieder durchbrechen, niwa, da sind die anderen alle wieder heimgekommen,
31 und der Hansi mit den Pferden, ausgerechnet den musste das treffen, und
32 da hatten wir ja dann bloß noch zwei Pferde, niwa. Aber die haben wir eben
33 erhalten, weil der Amerikaner kam, niwa.
34 Nuja, und dann war es eben so, dann war's mal Schluss dorte, die ande-
35 ren, die meisten wollten heimfahren und mein Vater sagte, wir können nicht
36 zurück bevor nicht von oben ein Befehl kommt, niwa, sehen Sie, und dann
37 kam es so, dann tat der ... die Amerikaner rausziehen, der Russe kriegte das
38 Sachsen mit, niwa, und da, da zogen die Amerikaner ab, aber da haben wir
39 bei dem Umsturz gar nicht erlebt, was hier ist passiert, niwa, wo der Russe
40 ist einmarschiert. Da waren die Soldaten dort im Hof, niwa, ... nu, so war das
41 eben. Und dann war dorte die Schwiegermutter eben und dann war ja auch
42 mein Mann, den hatten sie dann entlassen, von Wien aus, und dann war das
43 so, weil der ja eigentlich untauglich, mit dem einen Ohr so einen die nicht
44 behalten, wenn da was passiert, da hat der Staat –.. muss dann dafür sorgen
45 zeitlebens, niwa. Da musste die Mutter unterschreiben, wenn er entlassen

1 wird, dass sie keine Ansprüche an die Wehrmacht stellt, niwa, weil er –.. und
2 das hat sie nun natürlich ja gemacht –.. der Schaden war ja, weil er eine chro-
3 nische Mittelohrvereiterung hatte und er hat bis er 50 Jahre war – hier noch,
4 der musste früh und abends das Ohr sauber machen; da war Eiter, niwa. Und
5 da hab ich auch dann einmal, als er nun wieder mal im Lazerett lag, wo sie –..
6 da habe ich dann auch mal den Arzt hier gefragt. Der sagte, wir wissen das
7 auch nicht, wo das herkommt. Ich sag, na sagt er, vom Schädel aus, das ist
8 ein fester Knochen, aber diese Absonder –.. aber das, weil das eben irgend-
9 was, eben das, weil das da durch, da geht das eben nicht, niwa. Nuja, und
10 da war's dann so, die waren ja in F., da war er dann zu Hause, und ich war ja
11 nun bei meinen Eltern, durch den Krieg, wir haben 42 geheiratet, da waren
12 wir ja nie zusammen, weil er ja dann auch erstmal in Russland war, der hatte
13 dann einen Obersten gefahren, da weiß ich bloß, ein großer Maybachwagen
14 war das. Und da hätte er im Dnjepr, das ist ja der große Fluss in Russland,
15 dort hätte er den Maybachwagen immer gewaschen. Die hatten ja zu Hause
16 auch schon ein Auto, so einen Opel, und da hatte er ja die Autoprüfung ge-
17 habt, niwa, deswegen war er als Kraftfahrer da. Da war's dann so, die sind in
18 der Nacht richtig losgefahren, und wir sind um Nachmittag um zwei, sind wir
19 von K. aus und die sind erst die Nacht um zwölf losgefahren und sind dann
20 bloß bis nach R., die sind ja vielleicht einen anderen Weg gefahren als wie
21 wir, da sind die hier bis nach Or., hier draußen beim G. W., dort ist wohl früher
22 ein Tanzsaal gewesen, und da waren ja noch Leute, niwa, die waren dort mit
23 dabei und da haben die –.. ((meint wahrscheinlich: übernachtet)). Dann hatten
24 die ausgekundschaftet, dass K. eben bis nach Ob. ist gekommen, da kamen
25 erstmal seine beiden Schwestern, die kamen einmal bis dahin gefahren, und
26 bei uns wars so, wir hatten ja auch zum Feuern und so nichts, niwa, da hatte
27 mein Vater, denken'se, der hatte sich von zu Hause so ein kleines Beil mitge-
28 nommen und da wollte er dort im Busche das Dürre abhauen, da kommt der
29 Pächter und nimmt so 'nem Flüchtling die Axt weg. Da sagt er, ich hätte doch
30 hier den Baum nicht umgefällt und nichts, ich tu mir doch bloß hier ein paar
31 Ästel zusammen und so, dass mir uns ein bisschen was kochen können, das
32 kann sich so niemand denken; nuja, da kam er so ((gedehnt)) traurig heim,
33 der Papa, dass der das hat nun weggenommen.
34 Nuja, dann war es inzwischen, dass wir hier mit denen Verbindung hatten und
35 wir kriegten –.. so Kartoffeln und so und das gabs hier eben auch schlecht,
36 niwa, und da sind wir, da weiß ich, als Ostern war, da sagt der Papa, der
37 hatte ja auch das Rad mit auf dem Wagen gehabt, da ist er nach Z., sagt er,
38 heute fahr ich aber noch einmal, wir wollen doch wenigstens zu Ostern ein
39 paar Kartoffeln haben. Die Leute konnten uns auch keine geben, weil die,
40 ... es waren ja auch schon egal Flüchtlinge und so durch, den konnte man
41 es ja nicht verdenken, und da kam er nach heime, ((mit heiterem Unterton
42 bis *)) ich habe doch keine gekriegt und da mussten wir Schnitte essen (*),
43 Brotmarken und so was hatte man ja noch, das hat der Papa noch besorgt.
44 Dann war es aber so, da kehrte bisschen Ruhe ein, und da kam mein Mann mit
45 den zwei Schwestern, da hatten die ihre Pferde erhalten, weil die Amerikaner

1 hier gewesen waren, bei den anderen hat der Russe ja die Pferde alle mitge-
2 nommen, niwa, und das Gut hatte ein Pony noch und da wars dann so, weil
3 die überhaupt keine Pferde hatten in Or. Mein Mann seine Mutter, die hatten
4 ja zwölf Hektar zu Hause und da auch zwei Perde und die Gastwirtschaft und
5 die Post dabei, und wir konnten nicht, durften nicht zurück, weil hier die Mul-
6 de, die war egal besetzt, und da durften wir von dort nicht über die Mulde, und
7 da ist mein Mann jede Woche auf die Kommandantur gefahren und gefragt,
8 dass wir wollten einen Schein haben, weil hier über die Mulde und hierher
9 wollten, niwa. Mein Mann hatte mit dem Fuß was, und da war der beim Arzt,
10 und da hat der gesagt, wollen sie nicht lieber nach dem Westen fahren, und
11 da hat er gesagt, meine Schwestern und die Mutter sind in Or., dort auf dem
12 Gut ist kein Pferd und nichts mehr und die haben gesagt, ob wir nicht eben
13 möchten –.. und wo wir waren, mussten die Flüchtlinge alle raus, und da war
14 dorte meine Schwester dabei und die kamen alle in die Gegend von E., Thü-
15 ringen, nuja, und da haben wir gesagt, dass wir endlich zusammenkommen,
16 wir fahren nach Or. und es wollte niemand mit und das wurde ja von oben be-
17 stimmt, dass die Dörfer, die mussten alle leergemacht werden, die Flüchtlinge
18 mussten anders untergebracht werden.

19 ((Kassettenwechsel)).

20 Meine Schwester musste dann nochmal umziehen, dort waren so große Plan-
21 tagen und das wurde auch so verstaatlicht, so fünf Hektar, wie wir auch hier
22 gekriegt hatten. Wir sind eben hier nach Or., Ende Juli oder Anfang August,
23 jedenfalls wir sind dann auf der Autobahn hier runtergefahren, Nuja, da ka-
24 men wir dann hier an in Or. und da kriegten wir –.. da kamen wir dort in ein
25 Haus, links dort beim Schloss, da wohnen, glaub' ich, heute noch Leute, dort
26 rein, dort waren die Gefangenen gewesen, die Fenster noch mit Stacheldraht
27 zu, und meine Mutter, die fing an zu weinen. Da sagt der Heinz bloß, in einer
28 Viertelstunde ist das alles weg, da hat er sich so eine Zange geholt und da,
29 drei Fenster waren dort, hat er den Stacheldraht abgemacht, niwa, und da
30 hatten wir auch (...) kein Bett; für die Oma und Opa, da haben wir wohl dann
31 zwei besorgt. Und dann war ich mit meinem Mann zusammen, und da haben
32 wir auch erst auf der Erde gelegen, da hat er sich umgeguckt, dass die Zwi-
33 linge wenigstens, dass die ein Bett hatten, und wir hatten dann auch eins. Wir
34 haben immer gelacht, weil wir das nicht kannten, so breite Betten, wo eben
35 zweie drin schlafen konnten.

36 So, und ich ging in die Gärtnerei und –.. so wie manche, die kriegten keine
37 Arbeit, aber dort oben auf dem Gut, der Papa, für ihn war es ja nun schwer,
38 mit 65 Jahren, mit den zwei Pferden, jeden Tag – ich meine, zu Hause hatten
39 wir ja, erst waren meine Brüder zu Hause, dann war der Pole und der Ukra-
40 iner – also wir hatten immer ein gutes Verhältnis mit denen, denn die haben
41 wir behandelt also ob das keine Polen wären, niwa. Aber wir aßen alle zu-
42 sammen, aber dann kam eben der Befehl, die mussten in der Küche essen,
43 und mir mussten allein drinnen ... die haben ja auch gesehen, die kriegten
44 aus demselben Essentopf, und da hatten wir auch keine Not, das wir hätten
45 Angst haben müssen, die waren bei uns so gut angesehen, niwa und alles,

1 und was mit denen passiert ist, wissen wir auch nicht, bloß der Onkel und
2 die Tante, die eben dort geblieben sind, vom Papa die Schwester, die haben
3 gesagt, um zwölf in der Nacht haben die Russen das erste Mal nach K. rein-
4 geschossen und da ist unserer Scheune in Flammen aufgegangen. Und die
5 A., die andere hieß H., die sagten, ach Frau Krämer, nicht fortfahren, bei uns,
6 als der Krieg war, die weggegangen sind, die deutschen Soldaten, die Betten
7 alles zerschnitten und alles kaputt und sie, die A. und die, die haben –.. sind
8 eben in den Wohnungen geblieben und da haben sie nichts gemacht. So ist
9 das gewesen.

10 Wo war ich nun stehengeblieben? – da haben wir nun Arbeit gehabt, der
11 Heinz mit seinen Pferden, und der Opa hier mit den Pferden alle Tage gear-
12 beitet, niwa, weil, die hatten ja weiter nichts, die haben dann gesehen, dass
13 sie vielleicht –.. die Pferde waren ja alle mit den Russen fort, hatten ja alle
14 nichts. Ich bin in die Gärtnerei gegangen, nuja, da kriegste auch mal einen
15 Kohlkopf, aber der Gärtner, der gab auch mal eine Kiste, soviel, so Tomaten
16 dabei, so braunfleckige, da blieb immer nicht viel übrig, aber es war eben
17 schon für uns wichtig –.. aber da muss ich sagen, gehung –.., Hunger haben
18 wir nicht kennen gelernt. Weil wir nun auch hier gearbeitet haben, niwa, da
19 kriegten wir ja auch die Marken und die Karten dafür. Also, wie so manche,
20 die so, so gehungert haben –.. dadurch dass wir da auf das Gut gegangen
21 sind und dass ich in der Gärtnerei gearbeitet habe –.. Ich weiß immer noch,
22 da hatten sich ein paar Frauen, die taten sich eben was mausen, und da
23 hatten die so einen Korb, solche Huckekörbe, und der Gärtner guckt nach,
24 da hatten die Krauthedel so. Und bei mir hatten sie auch eins hingelegt, da
25 sagt er, sie auch? Und ich habe angefangen zu heulen, ich sage, ich habe in
26 meinem Leben noch nichts genommen und den Kohlkopf habe ich nicht bei
27 mir hierher gelegt. Und da sag ich, wer ist denn das gewesen, da haben sie
28 gesagt, wir haben dir halt auch einen hingelegt. Also, ich war ja nun immer
29 schnell beim Wasser dabei, habe ich geweint, in meinem Leben habe ich
30 noch nicht soviel weggenommen, ich hab' den nicht dorthin gelegt, sag ich
31 zu dem Sch., achnaja; das war nun Schluss dort, dann kam ja der Winter und
32 dann kam die Aufteilung und das Volksgut, das war gleich von Anfang an,
33 dass das Volksgut bleibt; aber dann kam die Bodenreform, und da war doch
34 hier in Nr., den Herrn von Sch., das war ja einer, der war nicht verheiratet, da
35 waren zwei Schwestern hier, die eine war ja auch in einem großen Kranken-
36 haus oder so, die war aber dann auch hier zu Hause, und jetzte, der war auch
37 heimgekommen und den haben die Russen im ... tot –.. erschossen. Aber die
38 Schwestern, die waren dann eines Tages am selben Tage tot und da sagten
39 die bloß, weil die eine eben auch Krankenschwester war, die hat scheinbar
40 was gehabt, die haben sich, weil der Bruder tot war, haben die sich beide das
41 Leben genommen, hatten sich vergiftet. So, das war nun das.

42 Und da kriegten –.. jetzt kam, dass wir nun fünf Hektar hier, nun wir haben ja
43 gleich beantragt, und da sagte dann der Inspektor F. von Or., der hatte das
44 so mit dem Verteilen, und da blieb eben hier in D., weil das oben blieb und
45 das blieb übrig, da fragte der Inspektor, wollen sie nicht, äh –.. ach sagte der

1 Papa, mit 65 Jahren hier noch einmal anfangen? – Wir waren ja auch sechs
2 Kinder, hier drei Mädels und drei Jungen und die waren ja nun alle drei im
3 Kriege und der Jüngste, der war ja gefallen, niwa, und die haben mit denen
4 Verbindung gehabt; unsere Post kam ja nicht mehr heim –.. die hatten nach
5 B. – weil die immer auch Päckchen schicken zum Geburtstag und so hin und
6 her. Und da kam zurück ein Brief, gefallen für Großdeutschland. Den hatten
7 sie uns dann hier nach O. ((vermutlich: geschickt)). Wenn die aus B. ne gewe-
8 sen, da hätten wir zu niemand Verbindung gehabt und die sind auch nicht
9 ausgebommt, ist dort stehengeblieben, wo die wohnten, das war eine große
10 Heringsräucherei. Aber ein Sohn ist noch in französischer Gefangenschaft
11 und der andere ist in Russland; und da sagt er nun zum Inspektor, einer wird
12 doch wenigstens heimkommen, sie können doch da für den siedeln, niwa.
13 Und da war das eben, weil hier in D. da ist doch der Gutsberg, das sind 15
14 Hektar und da hätten wir schon zehn genommen und die Mutter, die tat ja
15 auch siedeln, vom Heinz, weil da die beiden Töchter, die waren ja auch ver-
16 heiratet, die eine war auch in R., aber da ist der Mann nicht heimgekommen,
17 der ist drüben geblieben, da hat der für die bezahlt hier, der hat eine andere
18 kennen gelernt. Und da hatten wir eben alle drei den Gutsberg ((erzählt die
19 Aufteilung über Losverfahren)), aber mein Bruder, der kam ja auch erst 47
20 von Frankreich, und der wurde aber auch vorzeitig entlassen, der hatte Staub-
21 lunge, der musste einige Jahre hier eine Stube alleine haben, wegen der Lun-
22 ge, niwa, die Eltern haben hier unten geschlafen, die Mädels dann hier oben
23 drüber, der F. war wegen Staublunge entlassen, der hat auch nicht so hun-
24 gern brauchen, aber sagt er, schwere Arbeit im Bergwerk. Und durch das kam
25 er eben heim – und von Russland, das war mein ältester Bruder, da war die
26 Frau, die hatten auch drei Kinder, die Große zehn und sieben und die Kleine
27 dann und die war 14 Tage, wo wir geflüchtet sind, schon raus, niwa. Und der
28 Bruder, der gefallen ist, die hatten auch drei Kinder, und die war auch mit den
29 Kindern schon fort. Ich konnte ja mit meinen dreien nicht fort, die Hanna ein
30 halbes Jahr und rechts und links, ich konnte ja nicht mit drei Kindern flüchten,
31 die Pflege und alles brauchten. Nuja, so war das eben. Wir hatten ja die zwei
32 Pferde und die Mutter nahm dann ein Pferd zu sich hinten und wir hatten ja
33 zehn Hektar, aber wir haben ja alles zusammen gemacht.
34 Und weil mein Bruder gefallen war, und die drei Kinder und die Schwäge-
35 rin, die und von der der Vater, die waren in Bayern und sind heimgefahren,
36 weil jedes wollte heim, da sind die bis nach Km. gekommen und dann war
37 Schluss. Durfte doch niemand mehr –.. da kam doch der erste Juli, wo sie die
38 ganzen von Schlesien nochmal alle raus. Und da ist dann auch mein Onkel,
39 und der hatte dann auch erfahren, wo wir sind, und der kam dann noch ein-
40 mal –.. und die wollten alle nochmal heim, das gab es ja noch nie, dass ein
41 ganzes Volk rausgeschmissen wurde und überhaupt niemand –.. zumindest
42 konnten sie dann heimfahren. Wir hätten es ja auch schlecht gehabt bei den
43 Polen, wäre uns nicht gut gegangen, denn in unsere Wirtschaften hätten –..
44 wären wir auch bloß Arbeiter gewesen. Aber das hat eben niemand geahnt,
45 dass so was kam.

1 ((erzählt von Umsiedlung der Familie ihres Mannes im Zuge des 1. Welt-
2 krieges)) Was habe ich zuletzt erzählt? Ach, dass wir hier gesiedelt haben,
3 aber glauben sie, keine Hacke, keinen Spaten ((lacht)), und keine Gabel,
4 alles –.. wir kriegten das. Wir haben ja erst im Dorf gewohnt, wo wir dann die
5 fünf Hektar kriegten, da sind wir dort oben ausgezogen, hatten wir ja bloß
6 eine Stube und dann haben wir hier unten neben dem Gut Nr. in dem langen
7 Gebäude –.. dort waren vier, aber kleine Räume, niwa, eine kleine Küche, da
8 stand ein Ofen, eine kleine Stube daneben, da hatten wir eine Bank und ein
9 paar Stühle, dort haben wir gegessen, in der Küche war ja kein Platz dafür,
10 niwa. Und dann war bissel eine Stube hinten naus, die war ein bissel größer
11 und da hat mein Mann und wir drei, mit den Kindern geschlafen, und von der
12 Küche ging auch so eine Stube rein, und dort hat der Papa und die Mama
13 geschlafen und da hatten wir so einen alten Schrank so, den konnten wir so
14 vor die Betten stellen, da waren die Betten dann dahinter, wo die schliefen.
15 Sehen sie, wir hatten ja dann auch ein Schwein, da hatten wir auf dem Flur,
16 da hatten wir einen Kasten, so für Schweinefutter, das wurde da gestampft.
17 Und da will ich Ihnen bloß einmal sagen, da war die Mama zu Hause – wer
18 ist denn draußen? – weil dort der Stampfkasten stand und da tat dann eine
19 Frau –.. war ganz erschrocken, ich habe mir hier ein paar Schweinekartof-
20 feln –.. die hatte gar nicht geklopft, und hatte sich ein paar Kartoffeln in eine
21 Tüte getan, so verhungert waren die Leute, niwa. ... Also, dadurch, dass wir
22 hier wieder das Land kriegten, da will ich ihnen sagen, das wurde aufgeteilt,
23 da war hier einer so ein großer Kommunist, der bei der Verteilung dabei war,
24 da kriegten wir mit den drei Kindern eine Kalbe, die erst in vier, fünf Monaten
25 kalben tat. Und er, der war –.. lebte bloß so mit einer Frau, ... die war eine
26 freundliche Frau, und er gibt uns nur eine Kalbe, wir mussten ja die Milch für
27 die Kinder kaufen, da kriegten wir ja auch noch Milchkarten, oder irgend so
28 was und der nimmt sich zwei Kühe und die Mama sagt, sie hätte auch gerne
29 mal eine Milchsuppe oder was gemacht, und da sagt die, frag doch mal den
30 R., M., ob du mal kannst einen Liter oder zwei, dass wir mal eine Milchsuppe,
31 wir brauchten ja die Karten für die Kinder alleine; und wissen Sie, was der
32 gesagt hat zum Heinz? – die kannst du gar nicht bezahlen. Also, ((ärgerlich))
33 nun dem habe ich, ich, ich –.. nunja, man musste ihn ja grüßen, denn das hat
34 ja keinen Zweck, die Leute irgendwie vor den Kopf zu stoßen, niwa. (.....) die
35 Kanne mitgenommen, dass der Opa und die Oma auch e'mal –.. ((pathetisch
36 bis *)) ha, die kannst du gar nicht bezahlen. Ach, ich habe gedacht, das gibt's
37 doch nicht (*). Aber trotzdem, wir haben eben weiter gegrüßt, wie man so
38 sagt, vergeltet nicht Böses mit Bösem. Weil wir eben bissel christlich waren,
39 ich kann nicht klagen, wir wussten schon, dass die nicht viel für uns übrig
40 haben, und die Leute haben das auch nicht verstanden, niwa, aber durch das
41 eben, wo wir sind hierhergekommen, mein Vater war zu Hause bei uns schon
42 viele Jahre im Kirchenvorstand gewesen, niwa, und ein Jahr später, da war
43 hier –.. der ging ja auch jeden Sonntag in die Kirche, ((erzählt den Kirchgang
44 mit dem Fahrrad, wo genau abgestellt und lang gelaufen)) und der Opa hat's
45 nun erzählt, dass er im Kirchenvorstand war, wir sind eben aus einer christli-

1 chen Familie, ich war ja auch im Chor früher und wir sangen auch bei den Be-
2 erdigungen ((erzählt vom regelmäßigen Kirchbesuch der Groß- und Urgroß-
3 väter, die alle über 90 Jahre geworden sind; vom Leben ihres Großvaters im
4 hohen Alter und von der Zubereitung von Nudeln, die ihre Mutter immer selbst
5 machte)), nun war's eben, 47 gings los bei uns, dass die ersten konnten bau-
6 en, weil wir nun die drei Kinder hatten, da waren unseres hier und dann zwei
7 andere Häuser, die waren alle dieselben, das war der Architekt von Sieben-
8 lehn, war alles ein und dasselbe, der hieß W., der war hier – wir haben gesagt
9 Kommunist, oder SPD, das weiß ich nicht, der hat in Nossen gearbeitet, und
10 dort waren auch viele Russen. Und da hat er wohl, glaube ich, einen mal
11 geschlagen, noch bei Hitler oder was, und der hatte hier auch gebaut gehabt,
12 gesiedelt, was jetzt schon verfallen ist, und dann ist er, als die Russen dann
13 auftauchten in seinem Betriebe, abgehauen über Nacht. Und seine Frau, ich
14 will einmal sagen, die hatte auch keine, wie man sagt, von tuten und blasen
15 –.. wir waren Bauern und deswegen ist es uns auch geglückt, so wie bei
16 meinem Bruder drüben, wo der dann von Frankreich heimkam, der hat das
17 übernommen, der hat dann meine Schwägerin geheiratet, niwa. Wir haben ja
18 immer gesagt, die M. wird mal einen Mann kriegen, aber ob die für die Kinder
19 einen Vater kriegt, ist eine andere Sache, niwa. Naja, es war auch schwer,
20 die hatten dann zusammen noch mal einen Jungen und ein Mädels, die hatten
21 nun viele Kinder und wenn er heimkam, das machen und das, wie's eben so
22 war. Die haben dann 52 geheiratet, niwa und da haben die dann dort drüben
23 gebaut. Antrag gemacht, und 47 angefangen und am 1. September 49, dann
24 gingen die Kinder ... in die Schule, die Zwillinge, und der erste Schultag –..
25 und da sind wir eingezogen, da sind wir dieses Jahr am 1. September 60 Jah-
26 re in D. Nuja, ich war 28, wo wir flüchten mussten, war 17 geboren und mein
27 Mann war vier Jahre älter, der war 32; meine Eltern, der Papa war 80 gebo-
28 ren, der war 65, die Mama 81, die war 64.
29 Das waren hier vier Häuser, und da oben waren zwei Häuser.
30 ((namentliche Aufzählung der Bewohner und deren ursprünglichen Berufe)).
31 ((Kassettenwechsel))
32 In dem einen hat der H. gesiedelt, die hatten dann auch 10 Kinder, das war
33 schon so allerhand und wir haben da auch manchmal was hingegeben und
34 der andere hieß N., und die Frau war ja auch Putzmacherin, wo die so Hüte
35 machen oder so, glauben sie, die hat, wenn die am halben Tage ein oder
36 zwei so Furchen Rüben oder was –.. die konnten ja auf keinen grünen Zweig
37 kommen. Wenn so eine Frau keine Ahnung hatte, die hatte ihren Beruf geha-
38 bt und er war ja auch kein Bauer. Als wir einzogen hier am 1. September, da
39 sagten die uns, na warte ab, die vier ((Aufzählung der ansässigen Bauern)),
40 die wollen immer Recht haben, so ungefähr. Und wir haben mit allen vieren
41 die ganzen Jahre kein böses Wort und nichts –.. auch nicht mit den alten B.s,
42 die Frau hat den Kindern manchmal auch mal was zuge –.., die waren wirk-
43 lich gut zu uns, und die Frau J., wir haben ja dann später auch auf der LPG
44 zusammen gearbeitet, den musste man eben Recht geben, so, niwa, dass
45 wir eben wollten was behaupten, niwa, da haben wir eben gesagt, ... ((er-

1 leichtert)) ach, Schwamm drüber. [l: mhm] Bei L.s war eine Dienstmädel, bei
2 S. war die, nicht bei L., die kam von hinter der Neiße, was die Polen nahmen,
3 und die hatte angefangen, Kindergärtnerin zu lernen, die hat dort angefangen
4 zu arbeiten. Und der Herr L., der hatte eine Schwester bloß, und der tat –..
5 der hatte sich mit der –.. naja, dass er die heiraten wollte. Nu, und die soll-
6 ten doch niemanden von dort hinten heiraten, die Bauern und so, die sollten
7 ja bloß –.. also, das war ganz schrecklich, weil der die geheiratet, wurde er
8 enterbt, denken Sie mal, und da hat der hier –.. der durfte den Hof daheime
9 nicht übernehmen, und die Tochter, die tat sich einen Lehrer heiraten, der war
10 Lehrer in M., niwa. Die erste Zeit hat die doch noch –.. weil die dann ein Kind
11 kriegte und da war ja die Schwiegermutter und die haben keinen Pfennig Geld
12 gekriegt, die haben kaum, dass die mit dem Kinde –.. und da dann das zweite
13 zwei Jahre später und jedenfalls, die hätte das dort nicht ausgehalten, wenn
14 er –.. die waren eben so hässlich, niwa. Die war eben die von dort hinten. Die
15 haben uns immer bloß von dort hinten ange –.. ((weitere Beispiele, wie Um-
16 siedler „von dahinten“ bezeichnet werden)), so wurden wir eben eingeschätzt,
17 weil kein Mensch Ahnung hatte, was Schlesien überhaupt für ein Land war,
18 niwa. Wer hat sich um Schlesien gekümmert, aber das war, damals, das war
19 die Kornkammer von Deutschland, Schlesien, niwa, und in Oberschlesien
20 waren ja nach dem ersten Weltkrieg die Kohlengruben, da war ja die Hälfte
21 schon weggenommen, niwa, und jetzt ist ja ganz Schlesien weg, niwa. ((Er-
22 zählungen über ungünstige Bodenverhältnisse im Grundstück sowie schlech-
23 te Wege, besonders bei Schlechtwetter und wie über einen Bekannten aus
24 einem Steinbruch in K. Steine für das Pflastern des Hofes besorgt wurden.))
25 Und da sagt der Herr B. damals, ihr wollt wohl überhaupt nicht mehr heim?
26 ((holt tief Luft)) So eine Vorstell –.. als wären wir alleine Sch –.. der hätte mal,
27 die vier Wochen, als wir schon den Befehl hatten –.. und in Angst und Schre-
28 cken dran gedacht haben –.. wenn wir sollen fort machen und keiner zuckte
29 ja, nicht einer hat gesagt –.. das war Befehl von oben, dass die Frauen mit
30 den Kindern –.. ich nehme an, dass die in Schulen untergebracht wurden, die
31 mussten ja bekocht und alles werden, niwa. Und jetzt war es ja bei uns so,
32 wo mir dann fort waren und wir kamen hier nach – eben in die Lausitz, das ist
33 die Grenze – und wo wir dort hin kamen, wo wir sollten bleiben, da hatten die
34 einen Tag oder vorher auch den Räumungsbefehl, da wurde bloß übernachtet
35 und sind schon fort, und wie damals am achten Februar um zehne kommen
36 die Deutschen mit ihren Panzern –.. alles fort und wir waren zwischen den
37 Fronten. Die Soldaten mussten fort, weil der Durchbruch –.. die haben so, so
38 ein Feuer gemacht, niwa, dass die abrücken mussten. Wir waren dazwischen
39 –.. um zweie fort und die Nacht um zwölf, da brannte unsere Scheune, nor.
40 Und dann hatten wir noch so ein Nebengebäude, wo die Maschinen –.. wir
41 hatten auch Selbstbinder und Heuwender und alles, niwa. Und das ganze Ge-
42 bäude, wo der Dünger war und das Nebengebäude war auch mit abgebrannt,
43 naja, so war das. Und da sind wir hier dann hier in D., wie es eben so war.
44 Der Herr L., der tat auch manchmal so –..ich will einmal sagen ((lacht kurz))
45 so über andere und so was –.. und das war mein Mann seine Rede, ach G.,

1 was geht's uns an. Der hörte sich so was, auch wenn er so über andere –..
2 erstens so über unsere –.. scheinbar so durch unsere, weil wir ja so viel mit
3 uns selber zu tun hatten gehabt die ganzen Jahre, dieser Aufbau. Ich weiß
4 noch, wie er ist rumgefahren nach einer Henne; ((Lacht laut auf)) H. und alles
5 abgeklappert und in N. hat er dann eine gekriegt ((lacht bis *)) und haben
6 alle die Henne bestaunt (*) und hier im Stalle, hier nebenan, da hatten wir ja
7 den Kuhstall und den Pferdestall, den hatten wir ja später selber erst. Dass
8 der Pferdestall gebaut wurde, das war ja nu nicht mit einbegriffen. ((lacht bis
9 *)) Da hatte die ein Ei gelegt, da haben wir das Ei bestaunt (*). Glauben sie,
10 man lacht heute drüber, niwa. Da hatten wir die ersten Jahre Karnickel, weil
11 ja das was war, was Fleisch schnell wachsen tat. Und da haben wir ja mit den
12 Kindern –.. das haben wir nie gemacht, diese, diese Hungersnot. Also, das
13 haben wir nicht gehabt. [l. mhm]

14 Ich mein' mager, vielleicht auch mal eine trockene Schnitte, aber Hunger und
15 auch mit den Kartoffeln, weil wir hatten immer –..ehm, doch noch die Kinder,
16 also auch wo wir in O., dass die Krau K., das hat ja auch geholfen, wenn die
17 nun den Kindern was gab, die hatte was, da gab die den Kindern auch was
18 ab und so. Da hatten wir wirklich gute Leute gehabt, das muss man sagen,
19 also auch hier vom Papa die Schwester, die waren ja auch mit und nun mei-
20 ne älteste Schwester, die waren –.. also, das kommt auf die Leute auch mit
21 drauf an, die waren ja auch gestresst, wir waren gestresst und wenn eben –..
22 man hat eben die Leuten dann doch gelassen auch hier, wenn hier manch-
23 mal –.. die J. hat sich so aufge –.. erstens hab ich gar nichts dazu gesagt,
24 wenn so hat über andere und so, da hat man eben –.. aber, wie es eben ist,
25 nie so gekümmert um andere, weil wir erst mit uns selber zu tun hatten und
26 den, wenn sie tatsächlich, da hat man gesagt, die können eben nicht dafür,
27 die können das nicht begreifen, ni, so war unsere Einstellung, aber woan-
28 ders eben andere Leute, die sich nun dann wollten nun behaupten. Glauben
29 sie, ich hab mich gefürcht' dass man hätte gesagt, dass der Papa, dass wir
30 eben – der Vater ... 30 Hektar hatte und so; weil es gab auch welche, die
31 taten aufschneiden, also wie man macht, mehr sein als gewesen ist. Da weiß
32 ich, der Papa, der hatte auch so die Feuerpolice und so mit, die gingen ja
33 nach dem Wert von den Gebäuden, das musste er ja alles auf der Gemeinde
34 geben, was er an Geräten und so, dass war schon allerhand, weil er einen
35 Binder hatte und einen Heuwender und so alles, da haben die gestaunt, was
36 das für'n Wert hatte, niwa. Aber wenn ich da hab, wenn sie eben so sagten –..
37 das hat man manchmal gehört, das sie eben dann so sagten, ob das eben so
38 stimmt, was ich –.. da hab' ich manchmal gedacht, wenn ich der nun sag', wir
39 hatten vier Leute, niwa und die vier Pferde und die Kühe und die Schweine
40 und alles, da hab ich mich also gar nicht –.. da denken die, vielleicht man tut
41 aufschneiden, wenn, niwa. [l. mhm] So war das, da hat man sich ein bis-
42 sel zurückgehalten und so eben auch, da muss ich eben auch sagen, auch
43 dann hier mit dem, ehm, und mit L. da waren wir ja nu sowieso, aber weil sie
44 ja auch kirchlich nach H. ging und der war ja lange, da war der noch, schon
45 75, im Kirchenvorstand, weil die (..) keine Leute kriegten. Und bei uns war es

1 so, ich war ja dann, wo der Papa hat aufgehört, da bin ich doch dann in den
 2 Kirchenvorstand gegangen und dann, auch hier meine Schwägerin, da sind
 3 wir beide, da waren wir vielleicht, ich will einmal sagen so zehn Jahre waren
 4 wir auch im Kirchenvorstand, dann war es aber so; ((lacht)) Ich hatte dann ein
 5 Moped, ich hatte die Mopedprüfung gemacht und da sagte sie –.. Also mei-
 6 ne Schwägerin, also ich hab ja immer nicht so viel gesagt, aber die, was der
 7 mal so nicht passte, die tat auch einmal ein Wort sagen, niwa. Da hat sie sich
 8 manchmal so mit dem Fl. ((Kirchenvorstandsvorsitzender)), also was so ihre
 9 Meinung –.. aber auf die Weise bin ich eben dann noch zurückhaltender. Und
 10 deswegen, auch wenn die mir manchmal hat gesagt, da hab ich immer ge-
 11 dacht, die hat die Kinder, die vier und noch die zwei und die hat eben –.. von
 12 der hab' ich mir manchmal was angehört. Ich hatte meine Mutter noch hier,
 13 aber die war ja alleine, niwa. Ich mein', meine Mama und der Papa, die haben
 14 auch geholfen. Und auch ihr Mann, mein Bruder, der F., der war eben so, der
 15 setzt eben seine Meinung durch, aber mein Mann und der Opa, die passten
 16 eben zusammen, da ist nicht ein böses Wort gekommen, da habe ich man-
 17 ches mal gesagt: Gehe doch auch mal zum F. und tue mal, wenn die heute
 18 das und das – ach – und helf' denen mal. Weil der eben immer – bloß seinen
 19 Willen; also ich will eben mal sagen, so wie ich eben war auch mein ältester
 20 Bruder, der war auch so ruhig, aber der F., aber es ist eben, was nun jeden –..
 21 aber ich sage Ruhe und Frieden und ich habe auch so mit niemandem – und
 22 jedem eben verziehen, guck nicht hin, an das hab ich immer viel –.. auch
 23 mein Mann, wenn er immer den G. sah –.. das geht mich nichts an, lass die
 24 G., lass die, wenn er dann gesagt, das und das hat dem nicht gepasst. Und
 25 da hat man eben, wie wir sagen, ein ruhiges Leben gehabt, mit denen hier.
 26 ((Aufzählung aller Nachbarn und Angehörigen einschließlich der familiären
 27 Besonderheiten wie Kinderanzahl; insbesondere welche Männer im Krieg
 28 gefallen oder aus Gefangenschaft zurück gekommen sind und wie diese ihre
 29 Familien nach der Vertreibung aufgefunden haben; ausschweifend auf andere
 30 Bekannte, vermutlich ehemalige Dorfbewohner in Schlesien nebst privaten
 31 und beruflichen Entwicklungen, vereinzelt auch noch der Werdegang von
 32 deren Kinder)) – Das gehört eigentlich alles nicht hier hin, niwa, das steichen
 33 sie. Dann ist nun mein Vater, weil der Magenkrebs hatte und meine Mutter,
 34 die war ja dann 94, da war sie schon ein Vierteljahr vorher nicht so mehr so
 35 ganz, niwa. Und dann war sie so und da war dann der Papa gestorben und
 36 die Mama und mein Mann ist über Sonntag elf Jahre tot, ist der tot. Wo die elf
 37 Jahre hin sind, glauben sie, das ist eben nu hier. Nu hab ich 14 Urenkel und
 38 sechs Enkel, niwa. Jede Tochter, alle dreie hatten sie, jedes hatten sie zweie
 39 und jetzt sind es nun 14 Urenkel und der Kleinste ist hier am neunten Februar
 40 geboren, weil, die hat ja spät geheiratet. Und da sind wir jetzt zusammen 32
 41 mit mir, ach nee mit mit sind wir jetzt 33, so war das alles...

42 I: So, dann möcht
 43 ich mich erst mal ganz herzlich bedanken, eine interessante Geschichte

44 K: Und haben sie noch
 45 welche Fragen?

1 I: Ich frag mal noch ein bisschen was nach

2 K: Nu, jetzt haben wir schon eine anderthalb
3 Stunde, ...

4 I: Als sie von zu Hause aufbrechen mussten, ihr Mann war nicht da

5 K: Wir mussten auf Befehl von oben –.. und da war ja eben das 14 Tage
6 schon, weil der, weil es aber zum Stehen kam, war es Ruhe 14 Tage und
7 nach 14 Tagen kamen alle –.. dass sie eben die Frauen, da haben die schon
8 gesehen, dass die von Russland Nachschub bringen, das tun die ja alles
9 auskundschaften und da, da einmal –.. dass das zum Zusammenbruch –.. da
10 war das erste, das war dann auch Pflicht von oben, dass alle, die mit Kindern
11 –.. aber weil ich ich hab mich ja nu geweigert, ich hatte ja auch ein Grund
12 dafür, dass ich konnte mit einem Kind von einen halben Jahr und diese zweie,
13 die müssen ja auch noch an der Hand geführt werden, niwa. Dass ich eben
14 –.. und dann kam ja auch um zwölfte, wo um zehne, da kam ein Offizier und
15 der stand bei meinem Kinderwagen draußen, ich hatte die Hanna – ein bisschen
16 naus, es war gerade ma so. Aber dann wurde es ja nun kälter. Da brüllt der
17 mich an, das ist doch hier schon ein Befehl gewesen, dass Frauen und Kinder
18 aus der Zone raus mussten, das wissen die ja auch, niwa. Und da sagt er,
19 wenn das nicht, wenn sie nicht sofort nicht verschwinden, wenn der nächste
20 Transport von den Soldaten kommt, würde ich auf einen Transport von den
21 Soldaten kommen, würde ich auf einen LKW geladen und ich muss mit den
22 Soldaten mitfahren, mit abrücken, weil der Durchbruch kam. Und sagte er,
23 wenn noch einmal welche durchkommen und wir sind noch da; aber da ist
24 nichts mehr durchgekommen, die sind auch andere Wege, niwa die Front
25 kommt ja nicht bloß durch K., die fahren ja auch auf anderen Straßen lang.
26 Sagte er, sie müssen aus den –.. und ich hab auch dann gesagt, es ist ja alles
27 schon fertig, wir fahren ja gleich, niwa, die sahen ja die Wagen überall gese-
28 hen, dass die Leute diese Planen haben drüber, niwa. Und da hab ich weiter
29 gar nicht gesagt, was sollt ich sagen.

30 I: Hatten sie wegen
31 dem kleinen Kind gewartet?

32 K: Nee, nee, niemand wollte ja fahren, das kam ja bloß dann
33 von oben, das richtige, also du musstest eben. Nuja, aber die alten Leute,
34 denen konnten sie nichts, von meinem ... Vater die Schwester, niwa, die war
35 ja nu schon, die war ja was älter, die war vielleicht 68, der Mann auch 70 und
36 so, wer da daheim blieb, der ist zu Hause geblieben. Aber der Onkel W. sagte
37 auch, die haben die Tante I. vergewaltigt, die ist gestorben dran. Der Onkel
38 W. ist dann fort nach Thüringen, das war der Einzige der –.. und der hat uns
39 auch gesagt, dass um zwölfte kurz vorher, dass geschossen wurde, und da
40 wäre die Scheune in Flammen aufgegangen. Und unsere Mädeln, die Polen,
41 die A. und die H., die sagten immer, hierbleiben, in die Scheune verstecken,
42 wenn die kommen – und da hab ich nun Angst, dass die dort umgekommen
43 sind. Die sagten, dass sie ni wollten. Die sagten: Russe ni gut, Russe ni gut
44 – machten sie immer und wenn die da, aber wir hatten ja keinen PI –.., man
45 hätte sich können vielleicht, die waren aus K. von der H. der Vater, der war

1 Schornsteinfegermeister, die war ein bisschen älter und die A. die war vielleicht
 2 so 20 noch nicht ganz. Und die hat gestrickt und wir hatten dann so für Ba-
 3 bays Wolle gekriegt und da hat die da zwei warme Kleider, wenn wir nu doch
 4 rausmüssen, für die Zwillinge gestrickt. Und ich sagt zu H. ganz groß, weil die
 5 geht ja manchmal ein; ((ausführliche Beschreibung der Kleider)) und das hat
 6 sie umgenäht und das haben die den ganzen Weg dann so getragen. Und für
 7 mich hat sie auch einen ganz warmen Pullover gestrickt ((genaue Beschrei-
 8 bung)), da hat man dann gesehen, da die so Strickerin und hat sich damit das
 9 Geld verdient. Aber das war ja alles warm und später so hier, da kam einmal
 10 eine Tante aus Berlin, die tat auch viel nähen, da hat sie aus irgend so was
 11 den Kindern Mäntel genäht, es gab ja so weiter nicht. Und aus einer leichte
 12 Decke so Schlafanzüge genäht, das war so eine ganz leichte, so sind wir
 13 eben dann so drüber gekommen über die Zeit, niwa. Und wenn man da nicht
 14 hätte so den Glauben und die Mama, die waren eben auch so. Ich hab schon
 15 immer gedacht, ein Cousin von mir, das war von Papas ältester Schwester,
 16 der war auch Pfarrer, der war hier in R. in der Nähe von G., war der Superin-
 17 dendent und die haben auch rausgemusst, die sind hier nach G. gekommen,
 18 die sind dort zu Familie R. geflüchtet. ((ein weiteres entferntes Familienmit-
 19 glied ist auch Pfarrer, erhält Missionsstelle und unterrichtet dort Kinder, ohne
 20 sich an Land zu erinnern, Ehefrau dort nervenkrank geworden, drei Kinder,
 21 vorzeitig nach Deutschland zurückgekehrt)) Ach so, wir wollen ja –.. und ich
 22 erzähl' hier Sachen, jetzt sag ich bloß, was sie noch wissen wollen.

23 I: Die
 24 Versorgung auf dem Treck war das organisiert, oder hatten sie alles mit?
 25 K: Mir hatten ja was mit, wie ich sagte, schon ein bisschen Butter, hier Brot,
 26 niwa, weil wir ja –.. aber dann mussten wir ja auch kaufen; wir kriegten Mar-
 27 ken, da wurden Marken ausgegeben, niwa. Nuja, erst waren ja, ich weiß gar
 28 nicht – gab es die bloß alle vier Wochen, die Marken?–. ...Weil, weil wir ja nu
 29 selber war'n, wir hatten ((meint Selbstversorger als Bauernfamilie)). Aber so
 30 Zuckermarken; aber so Mehl und so was kriegten wir ja damals nicht. Aber
 31 auf der Flucht dann kriegten wir dann in den Dörfern, weil die das wussten, –..
 32 wir kriegten ja nicht die Marken, als die, die keine Landwirtschaft, wir kriegten
 33 ja bloß die Zuckermarken, wir hatten ja den Mehl und Butter und das andere
 34 hatten wir ja alles, niwa. Aber dann mussten wir ja –.. ich meine, die ersten
 35 Wochen, weil wir ja einige Brote mit hatten und Butter hatte wir ja dann auch
 36 noch mitgehabt, niwa. Und dann hatten wir ja auch noch ein bisschen Fleisch ja
 37 mit, weil wir geschlachtet hatten, da hatten wir ja noch ein bisschen Pökelfleisch
 38 und ein paar Seiten Speck, niwa. Das hatten wir ja, aber ni die Massen, die
 39 wir dann eben ge –.. war ja dann auch alle, aber Eier hatten wir glaub' ich
 40 keine mit, die waren zerbrechlich und alles ...

41 I: Wie hat denn die einheimi-
 42 sche Bevölkerung reagiert, unterwegs, wie waren die so?

43 K: Also ich muss eben
 44 sagen, wie ich eben von meinem Standpunkt aus sag. Das kommt auf die Leu-
 45 te, wie man sie anspricht, niwa, so kommts zurück, wie man in den Wald rein.

1 Bei einem bloß, ich mein, wir sagten dann nu nicht mehr „Heil Hitler“, wenn
 2 wir dort abends ankamen, da sagten wir „Guten Abend“ und dort das war der
 3 Kreisbauernführer und wir sagten eben auch „Guten Abend“ und die bläkten
 4 uns entgegen „Heil Hitler“, niwa. Und da hatten wir schon ver ..., sonst im
 5 Allgemeinen, entweder sie haben ja nun schon, wenn wir hier mit drei solchen
 6 kleinen Kindern ankamen. Da war die schon nu vielleicht bedient und haben
 7 gesagt, die haben was hinter sich, niwa. Also, das mir hätte da jemand, also
 8 das war nur das eine mal und später haben wir das – war bald, wo wir bald
 9 zu Hause waren vier, fünf Tage vor O. und da haben wir dann irgendwie, ich
 10 weiß nicht wie, da sagte der Papa dann bloß, du –.. aber Zeitung? – gab’s da
 11 vielleicht noch irgendwie, jedenfalls wussten wir dann, dass der sich mit der
 12 Frau dorte erschossen hatte ((der Kreisbauernführer)) oder vielleicht haben
 13 sie uns –.. das wurde dann erzählt, denn es war ja nicht so weit weg, niwa. In
 14 D. hatten sich ja die G.s Leute auch erschossen, auf dem großen Gut, niwa,
 15 weil die eben so Ortsbauernführer und so waren, das war der ja dort auch.
 16 Und sonst haben wir bei niemanden, niwa –.. ich sag ja auch die Frau, die
 17 uns hat Kuchen gebacken, das wir –.. es war ja so, die Leute waren auch ge-
 18 stresst, da waren wir ja nicht die ersten Flüchtlinge, die kamen und jeden Tag
 19 ging es weiter, niwa. Das konnste ja denen nicht –.. und so ich will einmal sa-
 20 gen, wie wir, weil wir ja nun die erste Zeit ja noch so Essen hatten. Die Leute
 21 und so die sind mit dem Handwagen, so bloß, die waren ja angewiesen, dass
 22 sie dann auch –.. wir hatten dann vielleicht noch so das bisschen Brot, die Butter
 23 und ein bisschen Wurst, niwa. Und wenn es mal war, aber dann, wo das dann
 24 alle war, dann mussten wir auch Brotmarken –.. das wusste dann auch jeder,
 25 die müssen was kriegen, wir sind ja dann am anderen Tag auch wieder fort,
 26 niwa. Und und das wurde vielleicht auch eingeschrieben, wer da nu hat Mar-
 27 ken gekriegt, das wir hätten können sagen, es wird drauf los gegessen, das
 28 musste man sich schon einteilen, niwa. Aber ich sag’ von meiner Seite aus,
 29 wenn ich mich da besinn, was manche, die meine Freundin, die ich hatte hier,
 30 meine Schulfreundin – durch Zufall kommt die auch in Nr., wo wir wohnten.
 31 Und ich will runter gehen, da treffen wir uns, die war in F. verheiratet, so ein
 32 Zufall, niwa. Und wie die sich gefreut hat, naja, da hat man wieder einen auf
 33 ((leise bis *)) dem Halse, Brot und paar Kartoffeln und ein bisschen Milch oder
 34 was wir mitgaben* ...

35 I: Sie haben erzählt, dass ihr Mann schon hier
 36 war, wie hat der sie denn gefunden? Das ist ja ganz abenteuerlich.

37 K: Da
 38 gab’s die Leitstellen und dort stand oben, wo die Trecks hin sind. Das wurde
 39 da von einer Leitstelle auf die anderen und die Leitstellen haben dann gesagt,
 40 hier der Treck von den Dörfern, die sind alle dort hin, niwa. Solange wie Platz
 41 war, wenn wir dann weiter, dann wäre es schlechter gewesen, aber hier von
 42 R., niwa, so von der Umgebung haben die auf den Leitstellen, wer hier durch-
 43 gezogen ist. Da haben die das dann, da kamen die später an und da war voll,
 44 wie bei uns, da war es erst in O. voll.
 45 ((Kassettenwechsel))

- 1 I: Sie müssen sagen, wenn es ihnen
2 K: Nee, ach, also ich hab' Zeit, ja, ja, aber jetzt machen
3 wir mal ... tun wir nicht mehr ... ach so mein Mann also, der war, wo die
4 Zwillinge geboren 43, da lag er in Wien im Lazerett, da war er von da drau-
5 ßen, weil der war bei der Luftwaffe beim Bodenpersonal und dort war der, ihr
6 wisst das ja nicht, der große Flieger (Mölder?) und den haben sie dort einmal,
7 dort einmal den ganzen Flughafen dort angegriffen und dorte ist er schein-
8 bar durch mit den Ohren und das ist dann alles so gekommen, da kam der
9 ... da ist der im Lazerett im Wien gewesen, wo die Zwillinge sind geboren,
10 da hat er die Nacht um zehn im Lazerett das gekriegt, „Hurra, du bist Papa
11 von zwei gesunden Mädeln“. [I: kurzes Lachen] Das werd' ich nie verges-
12 sen, weil die hatten ja die Post im ((vermutlich: Haus)), die M. ((Schwester
13 des Ehemanns)), die hatte – auch B. gehörte dazu, da war doch früher so ein
14 Klappenstrang mit dem Telefon, niwa. Und da musste doch immer jemand
15 erst die Verbindung von der Poststelle nach K., wenn Gespräche kamen oder
16 B. und so. Und da hatte die eben, weil die ja dort das in der Hand hatte und
17 die hatte dort das Telegramm dort ins Lazerett aufg ... das war kein Lazerett,
18 das war ein Krankenhaus und der Heinz sagte, das waren graue Schwestern,
19 katholisches Krankenhaus. Und der sagte, wie sich also, wie sich da man-
20 che gegen die Schwestern dort so hässlich aufgeführt hatten, so verachtend,
21 niwa. Oder wie manche Männer so und da sagt der Heinz, also, dass hat ihm
22 auch so richtig wehgetan, wenn die so, die so richtig beleidigt hätten. Da ha-
23 ben doch so manche ein loses Maul, niwa. Da war mein Mann in der Hinsicht
24 auch so wie ich ... und der lag dann dorte und dann im Frühjahr, da kam der
25 dann so in den Genesungszug und da habe ich ihn auch einmal besucht, das
26 war hinter D. oder irgendwie, das er dorte ... und dann von dort aus kam er
27 dann noch einmal und das war dann mit dem Ohr, dort bei dem großen An-
28 griff da, dort haben die dann festgestellt ... dort ist halt, der war dann nervlich
29 eben angeschlagen, wie man so sagt, so deprimiert, deswegen und da hat-
30 ten die das zurückgeführt eben, weil er ja sowieso hätte nicht dürfen Soldat
31 werden und so, und weil die Mutter auch darauf hin – die merkte ja zu Hause
32 auch, ((leise bis *)) dass der, der hätte sich nämlich einmal das Leben gen
33 (*), niwa. Das, das wär einmal schlecht ausgegangen und deswegen hatten
34 die ja aber das gesagt, wenn sie darauf besteht, dass er soll, dann muss sie
35 aber ... darf nichts eben, wenn eins krank entlassen würde, so müssen die ja
36 dann, hätten ja auch müssen für die Familie und für mich und alle, niwa. Und
37 dass sie da muss unterschreiben, dass das eine Krankheit, die er hat geha-
38 bt, niwa. Das war eine chronische Mittelohrentzündung und das war ja der
39 Grund, dass er nicht durfte Soldat werden. Und dann hatten, dann zogen die
40 doch alles ein, da hat er 14 Tage Ausbildung, niwa und kam dort naus, dort an
41 den Dnjepr, weil ja dort, er würde ja nie zum Einsatz, weil er eben den Führer-
42 schein hatte, weil die ein Auto hatten und da ...
43 I: Ihren Mann haben sie wieder ein-
44 gezogen dann?
45 K: Nee, dann kam er eben heim und war denn dann als der Krieg, das

1 alle war; der kam aber nicht zu uns heim, denn wir hatten ja praktisch den
2 A. und D. ((russische Vornamen)) und hätte ja sozusagen bei uns, nuja – da
3 hätte eben einer müssen gehen, aber die Mutter, die brauchte'n ja daheim,
4 die hatten ja auch niemanden.

5 I: Er war bei seinen Eltern, ihr Mann?

6 K: Ja, bloß der Vater ist auch nach dem ersten Weltkrieg gestorben. Die Mut-
7 ter, die war das –.. was nach dem ersten Weltkrieg musste abgetreten wer-
8 den nach Polen, deswegen ist der –.. die Mutter – der kam heim, der Vater
9 und hatte einen Lungendurchschuss und nun ist das –.. und hat sich nichts
10 getraut, weil ja alles polnisch wurde und hat den Mann zu Hause, da hat sie
11 gedacht, die Polen, was die denn würden, da hat sie ihn heimgenommen und
12 das hat innen geeitert und dann ist er gestorben. Das hätte müssen offen blei-
13 ben die Wunde, niwa. Und die musste dann raus und die hatten auch zwölf
14 Hektar Land und dann musste die mit den fünf Kindern raus, ((Aufzählung
15 der Kinder mit Geburtsdaten)) und dann musste die mit den fünf Kindern hier
16 raus. Und die kriegten damals Entschädigung hier von Deutschland aus und
17 da wollte die gerne eine Wirtschaft eben, niwa. Und es gab nur Landwirtschaft
18 und da war eben noch die Gastwirtschaft dabei. Das wollte die eben erst
19 hier gar nicht kaufen, aber die hatte ja nu die fünf Kinder. Na und die sind ja
20 nu alle groß geworden, da die eben alle Arbeit daheim ((Aufzählung, welche
21 Tätigkeiten die Kinder auf der Wirtschaft verrichteten)) Und der Heinz, der hat
22 die Landwirtschaft gemacht.

23 I: Aber sie konn-
24 ten eben nicht zusammen ..

25 K: Ich konnte ja nicht mit den Kindern dort nauf, nach F., was
26 hätt' ich dort gesollt. Und hier zu Hause, wir hatten, weil wir eben das Polen-
27 mädle und die noch, sonst hab ich ja auch im Kuhstall –.. und meine anderen
28 Schwestern, die waren verheiratet, aber ich eben, ich ,äh, war ja dann hier
29 zu Hause und wir hätten auch nicht geheiratet, aber weil ich in anderen Um-
30 ständen war, das war ja so, da haben wir am ersten November 42 geheiratet
31 und 43 am vierten März kamen die Zwillinge, so war das. Und da war eben
32 der Heinz, weil der ja nun dann eben zu Hause war. Ich mein', der kam zum
33 Wochenende mal runter, aber weil die ja nun zu Hause ihre Arbeit hatten,
34 der hatte mit den Pferden zu tun, niwa. Die zwölf Hektar, das wollte ja auch
35 bestellt werden. Die Mutter und die eine Schwester, die taten in der Landwirt-
36 schaft helfen und dann eben die Gastwirtschaft, niwa. Früher gingen ja nu
37 noch mehr immer ins Gasthaus und war ein großer Tanzsaal oben drüber und
38 Film kam immer alle 14 Tage. ((längere Erzählung über die Geschwister von
39 Heinz, deren Arbeit und deren berufliche Zukunftsvorstellungen)) Und jetzt bin
40 ich schon wieder abgeschwiffen. jetzt müssen wir aber

41 I: Das war ja eine schwierige
42 Zeit mit den Kindern unterwegs, das war doch

43 K: Jaja, nuja und da ich hatte ja einen Topf mit, das war so, wo
44 ich die Windeln, es war ja nu so immer zweie, die ich gekocht habe. Und da
45 hab ich dann auch –.. wir haben ja nicht bloß einmal Pferde beschlagen, weil

1 die ja sind den ganzen Tag, ja sind gelaufen, sonst hab ich ja bloß die Pul-
 2 lerwindel aus –.. bei den Leuten, die hatten ja irgend eine Wanne. Wir hatten
 3 ja auch ein paar Wannen, aber das habe ich immer geborgt. Dann wenn –..
 4 wir hatten ja auch mit dem Glück, dass eben wir keine –.. Im Januar, die von
 5 Ostpreußen und die anderen, die von hinter der Oder, da hatten wir ja Minus-
 6 grade und alles, aber bei uns dann – es ging ja, das ging ja, wir hatten ja so
 7 ein Wetter wie wir jetzt immer hatten, um null rum; die Nacht ein bisschen mehr
 8 und da hat die der Papa hinten bei der Kutsche – weil die Kutsche hängt ja so
 9 drinne und da kommt ja hinten so was raus – da hatte der zwei solche dicke
 10 Schnuren oder ganz dünne Seile, so hin- und hergespannt und wir hatten ja
 11 auch ein paar Klammern –.. und da hab ich die ein bisschen ausgehängt gehabt
 12 und manchmal hatte ich Glück, dass ich die konnte wohin und dann hab ich,
 13 dann haben wir die hinten dran –.. ich war ja nun die letzte von dem Treckzug
 14 und wenn wir irgendwohin, da hab ich gesehen, dass ich die mal bisschen auf
 15 einen Kachelofen, dass das wieder trocken –.. Und manchmal, da hab ich
 16 die, wenn die nicht so dünne gekackt, da hab ich die Windel bloß ein bisschen
 17 ausgeschüttelt –.. wir hatten ne Menge Windeln bei zwei Kindern. Zum Glück
 18 das die großen –.. die haben mir ja nicht voll gemacht –.. wie manche –.. und
 19 da hab ich gesagt, jetzt musst du pullern, du bleibst so lange sitzen bis du
 20 gepullert hast. Im Wagen hatten wir ja Platz. So und mit baden oder so nicht
 21 viel, da hab ich bloß so ein bisschen abgewaschen, niwa.

22 I: Wie war es dann so mit den
 23 Bewohner aus R., wie waren die zu ihnen? Sie haben ja erst beim Schloss
 24 gewohnt

25 K: Dort haben wir mit niemanden –.. ich bin ja in die Gärtnerei gegang-
 26 en – ich hab gerade mit den Leuten, drei vier Frauen, niwa, mit den ande-
 27 ren Leuten gar keinen Kontakt, gar niemanden, ne. Ich ging arbeiten und die
 28 Mama, die ging früh; die Kleine, die hat ja dann die Mama versorgt, niwa. Da
 29 ist die mit dem Kinderwagen und rechts und links, die anderen beiden konn-
 30 ten ja schon laufen, die haben sich angepackt und da fuhr die zum Kinder-
 31 garten, der war doch, wo früher der Frisör war. Und da fuhr die Mama mit den
 32 Kindern, da hat sie sie fortgeschafft und dann nach Mittag –.. das war ja nu
 33 ein Glück, denn ich alleine, ich hätt' es können machen, aber so, da hab ich ja
 34 ein paar Mark verdient. Wir mussten dann ja auch was verdienen, niwa.

35 I: War das
 36 einfach, die Stelle in der Gärtnerei zu bekommen?

37 K: Ja die waren froh, dass
 38 sie jemanden hatten, wissen sie, ich hab gefragt und da sagten sie gleich – ja
 39 ich konnte gleich arbeiten. Und da haben wir ja –.. viele andere, wenn ich das
 40 so gehört, denn die Männer, die kriegten ja keine Arbeit und nicht, aber wie
 41 der Papa, weil wir nu ja die Pferde hatte, da kriegten die das, niwa. Und da
 42 weiß ich, da hatten die da auch Zuckerschnitzel und das wurde auch bisschen
 43 so zugeteilt, weil, die ja auch nicht so viel Hafer und so hatten und wenn der
 44 Heinz ein bisschen mehr hatte, da hat die Mama davon Sirup gekocht. Da hatten
 45 wir noch ein bisschen Sirup, niwa. Das wurde eingeweicht ((Erklärung der Sirup-

1 zubereitung)). Also mit der Arbeit, da muss ich sagen, da hab ich –.. auch die
2 Frauen dort, aber ich hab ja auch gearbeitet, niwa. Man war auch das ge-
3 wöhnt, wer halt aus der Landwirtschaft und ...

4 I: Mit der Bodenreform haben
5 sie einfach das Land bekommen

6 K: Doch das war hier, weil wir drei Verwandte
7 waren, das war mein Mann, der Vater und vom Heinz, die Mutter, niwa. Denn
8 da haben die gesagt, denn das war auch nicht so einfach, hier hast'e fünf
9 Hektar oder so. Und mit dem Zanken, dass eins die Grenze nicht einhält und
10 so, niwa. Aber so der Gutsberg, der war ja 15 Hektar und da kriegte jedes fünf
11 Hektar. Der F., das war ein kleines bisschen mehr und mir hatten, wie das abgem
12 –.. ein bisschen weniger und hinten bei der, der K.-Oma war das nun gerade so
13 passend, weil die unten am Walde und wir hatten ja am günstigsten, dort hin-
14 ten am Walde hätte ich es wollen nicht haben. Und hier vorne, das war wieder
15 so mehr bergig, da hatte der F., das war ein hässlicher Berg, niwa. Und also,
16 er hatte ja nu das genommen, was übrig war. Und die Oma, die sollte dort
17 unten am Busch bauen, aber da wollte sie nicht hin und da hat sie oben am
18 Wald ...

19 I: Wie war das mit dem Bauen?

20 K: Wir haben Geld gekriegt, also
21 hier Kredit, sagte bloß der Papa, wie wollt ihr 15.000 zurückzahlen, von fünf
22 Hektar, sagte Heinz, das wird sich schon ergeben. Wir müssen anfangen. Wir
23 müssen uns ja eine Bleibe schaffen, da war mein Vater, der hätte den Mut ne
24 mehr alleine gehabt, niwa. Und naja und da wir haben's ja doch geschafft. So,
25 wenn ich noch so dran, ich weiß immer wie er immer so sagte, wie wollt ihr
26 das zurückzahlen, von fünf Hektar, weil wir mussten ja auch das abgeben. Ich
27 mein die ersten Jahre, ich mein, wer was übrig hatte, der konnte ja vielen für
28 teures Geld was verkaufen, niwa. Aber wenn eben nichts übrig blieb –.. Und
29 da war eben mein Mann so zuversichtlich, also er war ja nun noch jung mit 30
30 Jahren, der hat eine andere Auffassung, als wie der Opa –.. und das war ja
31 das Geld, niwa. Das war was anderes das Verhältnis zum Gelde als heute –..
32 1000 das war einen riesige Summe, niwa. Und der Opa, aber der Heinz hat
33 gesagt, das wird schon. Und wir hatten ja auch Glück, niwa. Und wir haben
34 gearbeitet auch mit dem Kopf eben, war nicht bloß das so eins so handwerk-
35 lich, man musste das ganze mit dem Einteilen und was am meisten wieder
36 brachte und dann so das angebaut und da sind wir nun da so schon durchge-
37 kommen. Deswegen, wenn da hier was würde gemacht, wenn da der Herr B.
38 so sagte: „Ihr wollt wo überhaupt nicht mehr heim!“

39 I: Das hat mich auch gewundert, ihr hattet ja dann schon
40 gebaut

41 K: Nuja klar, das war 55 und meine Eltern die hatten 57 Goldene Hoch-
42 zeit und da wollten wir hier noch ein bisschen schön –.. die Treppe hoch Salpeter
43 und da wollten wir Kacheln, dass wir nicht jedes Jahr streichen. Und da mach-
44 te in N. eine Geschäft zu, wegen alters und das hatte der H. rausgekriegt und
45 da hat der dorte, konnte der dorte die schönen Kacheln kriegen. Mein Papa

1 war zwar ne so fürs Fliesen, aber naja. Das war das erste mal das die sich
 2 hatten, also nicht einverstanden waren. Mein Vati hier. Aber der Heinz, der
 3 war das daheime und die hatten dort alles auch ausgefließt hatten, aber sonst
 4 war an sich nie was gefallen, niwa.

5 I: Sie haben vorhin kurz die LPG erwähnt, das ist
 6 ja dann

7 K: Ach, ((sehr laut)) wo das dann kam, das haben wir vergessen, wo wir
 8 mussten, wo dann die ersten LPG wurden und da waren wir ja alle, die wir
 9 eben gut dastanden gut dastanden, wie die L. und wir, also St. R. der war
 10 auch. Zuerst wollt der nicht und ich glaube der ist auch ne oder ist er vielleicht
 11 doch noch rei, weil er war scheinbar so gesundheitlich oder später, viel spä-
 12 ter. Der wollte doch, auch der Vati ne und so alle die hier eben so hatten. Und
 13 da will ich bloß sagen. Da kamen sie auch zum Heinz hier, da gingen doch
 14 welche von der Partei oder wo die warn, werben und er hatte Holz gehackt.
 15 Und da hat er ihnen gesagt, nee wir gehen nicht in die LPG wir bleiben und
 16 der F. war ja schon nicht, der hatte ja 53 geheiratet und dann hatte der ja das
 17 Pferd lieber genommen. Und da standen die Pferde unter in der Scheune, wir
 18 hatten ja noch keinen Stall. Und da sagte der Heinz nein und der F. ging auch
 19 nicht rein. War ja dann 60. Und da kam er in die Zeitung, dass Herr Krämer es
 20 nicht für nötig gefunden hat; und die für die LPG eben hier, dass der die hat
 21 draußen vorm Holzschober hat abgefertigt. ((lacht)) Ja. ... Er sagte, ne, wir
 22 bleiben erste mal –.. vorläufig gehen wir nicht in die LPG, nu da waren ja alle
 23 so die Kranken, so ich will einmal sagen wie L., E., der da nu Vorsitzender
 24 war. Das war so seine Frau, ich hab' schon viel gearbeitet, aber ich sage, wo
 25 ich das erste Jahr hab' mit der mal die Mieten, die Gruben zugedeckt –.. ich
 26 hab auch gearbeitet –.. aber das war ein ???? Aber das war so, die haben
 27 auch früher so auf dem Dominium sagte man so, Rittergut niwa, da haben
 28 die gearbeitet, das waren gute Arbeiter, aber die konnten das Einteilen nicht.
 29 Heinz sagte immer, das waren gute Arbeiter, wenn die angeleitet wurden, das
 30 und das. Aber wie auch die Leute dort unten, da verkauften die den Weizen
 31 und dann im Februar, dann hatten sie nichts mehr für die Schweine zum
 32 Füttern. Dann haben die halb verhungert, haben sie die dann ... gelassen,
 33 niwa. Die konnten wohl gut arbeiten und da sagte Heinz, das und das wird
 34 gemacht, aber das Einteilen, dass wir müssen bis zum ersten Juli, müssen
 35 noch Körner da sein für die Schweine, hier Schrot und alles, das fehlte den
 36 Leuten. Und der hat auch nie schlecht von denen gesagt, der sagte, das sind
 37 gute Arbeiter, aber selbständig hatten die noch nie gearbeitet, niwa.

38 I: Waren
 39 das auch Flüchtlinge?

40 K: Nee, ne, aber doch die L., M. die waren von Ober-
 41 schlesien, ich sage die M., die hat gearbeitet, aber die waren eben auf einem
 42 Gut gewesen. Und auch ihre Eltern hatten gesiedelt, niwa, aber die wurden
 43 dann alt, denen wurde das zuviel. Die hatten deswegen, also ich sag, die al-
 44 ten A., die hatten das noch so im Griff, aber hier so von der L., M., den Mann,
 45 den die geheiratet hatte, der war ja dann Vorsitzender, aber ich will einmal

1 sagen, sonst wer der auch nicht reingegangen in die LPG, weil der eben kein
 2 Landwirt war; aber den Vorsitzenden, da konnte er viel schriftlich arbeiten und
 3 so – der hatte ja dann mit den Einteilen, so, niwa. Also ich weiß auch nicht.
 4 Und wer dann hier noch? Ach so, der L. und die G. weil der Mann, der Mau-
 5 rer war, und der ging lieber mauern – dort verdient er mehr – der kam auch
 6 später aus dem Krieg heim, niwa, und der ist auch gleich reingegangen, niwa.
 7 Und die K. die war ja, die hat nun daheim gearbeitet, aber die hat ja auch
 8 noch nicht selbständig und so, gewirtschaftet.

9
 10 I: Wann sind sie dann
 11 in die LPG ...?

12 K: Wo es dann Pflicht wurde. Das weiß ich gar ne. Wo eben dann alles
 13 hieß – das wurde dann ein Muss, aber zwei, drei Jahre bestimmt, dann erst
 14 später. Und da, wo es Pflicht wurde und wir mussten, dann mussten wir ja
 15 das Vieh alle, da wurde, da mussten wir –.. wir hatten genug Kühe; ja wir
 16 mussten vier Kühe oder fünf –.. ich weiß bloß eins, wer da nicht genug hatte,
 17 die mussten noch einige tausend Mark bezahlen und da wurde 'ne Kuh so
 18 mit zweitausend Mark oder was und wenn da eine fehlte, musste das dann
 19 später, da wurde das dann so abgerechnet, mussten die das nach und nach
 20 abbezahlen, wer meinetwegen ein Stück weniger hatte, das wurde ja auch,
 21 was mehr war wie fünf Hektar oder was weniger, (...) Wir sind nicht da bloß,
 22 dass wir konnten reingehen, weil ja die die Ställe mussten bauen. Da konnten
 23 die kein Vieh kaufen oder irgendwas, da mussten wir da alles rein und, und,
 24 und ich weiß überhaupt nicht wie das so ist, na ... aber das mit der LPG dann,
 25 das war, na, da wir eben auch nicht einverstanden und da, da ... 7 ...

26 K: Was haben sie dann später gearbeitet?

27 K: Ich hab – wie war das? Das war
 28 so, wo M. wohnt, da war doch hinten so ein großer Stall und dort waren die
 29 Kälber drin und noch zwölf Bullen auf einer Seite. Und alles –.. was die Käl-
 30 ber und die Kühe, dorte in dem Kuhstall, der gebaut wurde, niwa. Und da hab
 31 ich dorte einige Jahre die Kälber gefüttert. Und mein Mann war ja im Feldbau
 32 und die verdienten ja auch bald gar nichts, niwa. Aber bei mir war es eben
 33 so, ich hab' ja die ganzen fünf oder sechs Jahre, wo ich das gemacht hab, da
 34 hatten wir ja kein Sonntag und kein Sonnabend, niwa. Meine Schwägerin da
 35 drüben, da tat die, die ging ja auch in den Feldbau, niwa, hier bei den Rüben.
 36 Aber nee, zuerst hab' ich doch, weiß ich, ich hab ja auch mit Rüben gehackt
 37 und alles. Die ersten Jahre das war bloß, da hat das die Frau M. gemacht,
 38 der war doch Vorsitzender, der M. Und die A. hat die Kälber und das und da
 39 hat er auch schon immer geholfen, denn die Bullen, die machten allerhand
 40 Mist und so und das hat bei mir –.. wir gingen schon halb sechse rein, niwa,
 41 und die Kälber, die kriegten nur – das hieß Kälmiel, das war Milchpulver – da
 42 kriegte keins von der Milch von den Kühen, da mussten wir selber machen,
 43 wir hatten so 15 Kälber und so. Das war auch nicht so ein –.. das durfte nicht,
 44 das, das hatte ein bisschen Durchfall und so, das musste, durfte beim nächsten
 45 Mal ein bisschen warmes Wasser kriegen. ((weitere Erzählung des Arbeitsab-
 laufes)) Ich tat mehr verdienen als Heinz, aber dass ich die Woche zwei Tage

1 hab' mehr gearbeitet, das waren ja im Monat acht Tage, niwa, im Jahr, 12
 2 Monate warn, ... über achtzig Tage, ich hab' bald ein viertel Jahr – mich hat
 3 auch niemand vertreten. Dann war ja auch, wo mein Mann krank war, wo er
 4 in L. operiert wurde, der hatte doch Drüsenkrebs, niwa, un da war der doch
 5 zehn Wochen in L.; wenn wir da Sonntags fahren besuchen, da hat die St., da
 6 hab' das alles gemacht, dass die hat Sonntag Nachmittag die Kälber gefüttert
 7 und so, naja. Das war nun naja. Und dann kam es eben – ich weiß es nicht
 8 mehr genau wie lange, da wurde ein neuer Kälberstall gebaut und da soll-
 9 ten die Kälber von D. mit hier runter kommen. Und da hab ich zu dem B., E.
 10 gesagt. Also, E. im neuen Kälberstall, da arbeite ich ne, ich hatte genug zum
 11 denken, bei denen hier schon aber die aus D., dass war ja dort noch größer,
 12 das mach ich ne. Dann bin ich mit in den Feldbau wieder gegangen und da
 13 war so dann bald –.. wir kriegten ja mit 60 dann Rente. Ach und nein, das war
 14 ja dann noch so: meine Mutter sollte dann –.. irgend so. Wir wollten nach P.
 15 fahren, so als wenn die einen kleinen Schlag gehabt hatte oder was. Und da
 16 hab ich mit dem Moment, da sagte die Hanna ((jüngste Tochter hat Kranken-
 17 schwester gelernt)): Die Oma können wir nicht mehr alleine hier, denn die hat
 18 irgendwie, da stimmt was nicht, die hat einen leichten Schlag oder was. Und
 19 da bin ich eben zu Hause geblieben, ein ganzes Jahr. ((lacht)) Und da sag
 20 ich also, ist Schluss. Und wo dann die Mama, das war dann so im Juli, da bin
 21 ich –.. und dann bin ich hier das andere Jahr im August, da konnte sie ja nicht
 22 mehr runter, weil sie oben schlief; aber so vorher, hätte ich die auch nicht, die
 23 hätte uns können fallen. Ich sagte, die hat mir die Kinder, die ganzen Jahre
 24 großgezogen und ich weiß noch oben die Frau L., wo die krank wurde, die
 25 R., nein da musste die gleich fort, die B. und sie tat im Stalle weiter arbeiten
 26 und so. Und ich sag, ich bleib zu Hause nu, da hab ich eben ein Jahr, war
 27 ich eben da daheim, und da starb die dann, da war die 94 im Mai. Anderntag
 28 kam die U. in die Schule, da war die Mama am Freitag gestorben, da wollt ich
 29 noch daheime bleiben, weil die da ins Gasthaus gingen. Ach, sagt die Hanna,
 30 komm nur mit Mama, wenn du daheime sitzt, weil das auch so plötzlich war
 31 bei meinem Manne; das Jahr vorher, da ging es ihm nicht so gut, da mussten,
 32 da musst er zwei mal frisches Blut kriegen, das erste mal hat es nicht ange-
 33 schlagen und dann, dann war es das ganze Jahr so und dann – wir gehen
 34 abends schlafen – akutes Herzversagen, früh um sechse, Feierabend ((be-
 35 troffen)), nu. Und da hat ich auch so ein halbes Jahr, wie ein – kleines bisschen
 36 – so was unverhofftes, niwa. Aber er war 85 wär' er doch. Und wir hatten im
 37 Gasthaus schon bestellt im Februar, dass wir auch –.. am 17. Juli, weil da alle
 38 kommen und naja. Da war der erste, acht Tage später wurde er ja beerdigt.
 39 [I: war schwer]
 40 Aber das, das 85 und durch die Krankheit und der war, der hatte damals, ...
 41 da sagten die alle immer, der hat wirklich, mit 85 bei einem Manne ist schon
 42 auch ganz schön. Mein Papa war auch erst mit 82, nor. Und ich bin schon 92.
 43 Das ich schon ganz schön alt, niwa. Aber die Oma, die ist ja auch, 94, bloß
 44 man darf nicht zum Liegen – wie die Frau M., hier drüben. ((erzählt Krank-
 45 heitsgeschichte und Versorgung von Frau M.)) Ich kann ja noch alles zum

1 Glück und die Mädels kommen ja abwechselnd und die sagen, ich soll ne so
2 reden. Und die Enkel, die kommen auch zum Sandmann, aber die Große we-
3 niger, niwa, die macht ihr eigenes, geht in Fußball, niwa. So was und der G.
4 und die M. die gucken auch nach mir, aber die gehen ja jetzt alle beide arbei-
5 ten, da sind die ne so viel – was erzähl' ich wieder, es ist nu alles ...

6 I: So, da möcht' ich mich noch mal herzlich bedanken, ich würde sie noch fra-
7 gen. Wie war das für sie, war das schwierig für sie – das Gespräch und sich
8 zurückzuerinnern.

9 K: Also, ich hab zur Hanna gesagt, weil ich ja hab', weil ich hab'
10 den Brief gelesen und ich soll hier was erzählen, da ist mir doch in der Nacht,
11 niwa –.. nicht bloß heute, das ist ja manchmal, dass ich zwei, drei Stunden
12 gar nicht einschlafe. Die letzten Nächte hatte ich gut, aber die Nacht, da muss
13 ich zwei-, dreimal raus. Da kam das alles wieder hoch, ne. Nu war jetzt hier
14 erst der achte Februar gewesen, da hat man sich so nicht mehr, ich mein',
15 man hat manchmal dran gedacht. Die ganzen Jahre, sind ja nun 64 Jahre
16 her, dass wir eben fort waren, stimmt doch? – 45 und jetzt haben wir neune,
17 ja. Und da hab' ich doch eben, da kam das alles wieder hoch ((lacht)). Ich
18 mein', wie haben wir das alles so gemeistert? Ich mein, mit der Hanna, da
19 gab es schon was Fertiges zu kaufen und das musste ich dann bei den Leu-
20 ten aufwärmen; wir mussten auch dann einmal –.. eine Pause mit den Pfer-
21 den, da musst' ich sehen, dass wir was Warmes für die Hanna – die beiden
22 Großen, die konnten ja dann schon was anderes essen, niwa. Da hab ich
23 immer gesagt, wie wir das alles, als ich, die sollen sagen, wie sie wollen, aber
24 wenn Gott uns nicht behütet hätte, da hätten wir's eben nie geschafft. Aber
25 als wenn 'de sagst, hast eben einen Schutzengel gehabt, niwa. Und so viel,
26 was eben hätte anders können ablaufen, dass man hätte können umkommen,
27 aber es hat nun eben sollen sein und dass man das hat alles durch und bis
28 zum heutigen Tag, will ich eben mal sagen, hatten wir auch so, die Mama,
29 der Papa, alles was nun sterben –.. meine ganzen Geschwister, ich war ja
30 die Jüngste, niwa. Das kam jetzt immer, ((mit Lachen in der Stimme, bis *))
31 da hab ich jede Nacht, also ich dachte, nu verrückt, aber nu dann war ich ja
32 doch eingeschlafen(*). Aber das kommt sowieso, wenn eben solche Tage
33 und man denkt dran, aber so wie jetze, nu das war nun aktuell, dass man nun
34 sollte sich einmal daran erinnern und da sag' ich zur Hanna, es wird ja nun
35 niemand mehr. Aber ich kann immer nicht sagen, wie wir so gefahren sind,
36 ich hab mich ja nicht um die Dörfer und so gekümmert. Und was die Schwä-
37 gerin war, die hat ja Tagebuch geführt, ja die hatten ja kein Kind und nix. Die
38 eine gerade, die hatte ein Mädels, nu die war zehn Jahre, da hatten die keine
39 Sorge, Windeln waschen, so abends für die Hanna, ich konnte ja nicht früh
40 erst anfangen mit meinem Gekoche und so und musste ja auch sehen. Heu-
41 te, da hätte man ja was anderes, da hatte man auch weiter nichts, ich weiß,
42 ich wollte mal ein Fläschel warm machen bei der Frau, das war dort auch
43 ausgebombt un da sagt sie, nee, wir haben keinen Strom und nichts, ich kann
44 ihnen keine Milch warm machen. Aber es war ja nicht, dass man hätte Ther-
45 mozeug und so gehabt, niwa. Ich weiß auch nicht, wie die eben auch so das

1 alles überstanden hatten, niwa. ((mit Lächeln in der Stimme, bis *)) Aber wenn
2 jetzt noch mal jemand kommt, da sag ich, nee, ich weiß nichts mehr, aber es
3 wird ja keiner mehr kommen (*). ... Das war manchmal die ganzen Jahre wie,
4 wie überdeckt, niwa. Weil wir eben viel neues, die Kinder und hier nun, dann,
5 wo die M., die sind eingezogen. Und wo noch der Vati, wenn – der erste
6 März – nun dann tat sterben, da hat man eben –.. aber wenn man viel alleine
7 – da kommt das wieder so, niwa. Aber nu, ich red‘ schon wieder. Wir wollen
8 jetzt Schluss machen, niwa.

9 I: Gut, jetzt schalt‘ ich aus.